

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg
Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00 Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 35,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 10,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-0
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

I. Aktivitäten

Aktiver Beitrag zur „Europäischen Kampagne für den ländlichen Raum“ 1988
Franz Laubenberger, Freiburg 347

Ortsverschönerung auf historischem Hintergrund
Heinz Schumacher, Freiburg 348

II. Sagen

Odenwälder Räubersagen um den Hölzerlipstein
Wolfgang Seidenspinner, Karlsruhe 355

Drei Sagen zum Ursprung der Herzöge von Zähringen
Stefan Ph. Wolf, Freiburg 369

Sagen aus Baden — Notizen zum Büchermarkt und zu jüngeren Forschungsansätzen
Wolfgang Seidenspinner, Karlsruhe 377

III. 1200jähriges Jubiläum Ettlingens

Ettlingen — eine alte Stadt erneuert sich
Bertold Rudolf, Karlsruhe 397

Ettlinges „heimatkundliche Präsenz“
Heinrich Hauß, Karlsruhe 405

Sagen aus Ettlingen
Ludwig Vögely, Karlsruhe 415

Museumsgesellschaft Ettlingen e. V.
Leo Mühlfahrt, Ettlingen 421

IV. Vereinsnachrichten

Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung am 5. Juni 1988 in Bad Säckingen
Ludwig Vögely, Karlsruhe 425

Spendenaufruf
Ludwig Vögely, Karlsruhe 433

V. Nachlese zur Landesversammlung in Bad Säckingen

Die Wandgemälde in der Pfarrkirche in Rickenbach
Georg Keller, Rickenbach 435

VI. Aktuelle Positionen

Was jeder für die Nordsee tun kann 445

In Zukunft: Keine Natur zum Nulltarif in der Wirtschaft 447

VII. In Memoriam

Ernst Bozenhardt (10. Oktober 1903 — 1. Juni 1988)
Ludwig Vögely, Karlsruhe 449

Adolf Krebs
Ludwig Vögely, Karlsruhe 452

VIII. Preisverleihung

Oberrheinischer Kulturpreis an Karl Kurus 453

IX. 100. Geburtstag Leo Wohlebs

Leo Wohleb — Zum Hundertsten Geburtstag des letzten badischen Staatspräsidenten am 2. 9. 1988
Robert Albiez, Ettlingen 457

X. Replik

Fakten und Tatsachen zur Abwägung
Egon Kunz, Freiburg 465

XI. Zum Heimatbegriff

Zum Verständnis des Wortes und Begriffes „Heimat“ (III)
Michael Ertz, Bretten 481

XII. Gegendarstellung 500

XIII. Nachdruck

Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg 1729—1787
Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach 501

Aktiver Beitrag zur „Europäischen Kampagne für den ländlichen Raum“ 1988

Franz Laubenberger, Freiburg

Bei der Tagung des Landesvereins Badische Heimat in Bad Säckingen am 5. Juni 1988 wurde, ergänzend zum Bericht des Landesvorsitzenden, auf eine denkmalpflegerische Tätigkeit der Ortsgruppe Freiburg-Breisgau hingewiesen. Diese hat seit 1986 durch ihre Veranstaltungsreihe „Dörfer vor den Toren Freiburgs“ in den Jahresprogrammen unter anderem die bevorstehende europäische Aktion berücksichtigt. Für das Dorf Merdingen, das besondere Mühe aufwendet, seine geschichtliche und kulturelle Vergangenheit zu veranschaulichen — und in dem im Mai ds. Js. eine internationale Tagung im Rahmen der europäischen Kampagne für den ländlichen Raum stattfand — konnte die Ortsgruppe Freiburg-Breisgau tätig werden: denn eine kleine Sandstein-Würfelsonnenuhr aus dem 18. Jahrhundert war in den dreißiger Jahren auf einem Merdinger Speicher aufgefunden

und in das Augustiner-Museum nach Freiburg verbracht worden. Hier ist das Eigentum daran inzwischen ersessen. Aus der Absicht, dafür Ersatz zu schaffen, entsprang die Idee einer Nachbildung der historischen Sonnenuhr. Nach Zeichnungen und Berechnungen unseres engagierten Mitgliedes Prof. Heinz Schumacher entstand in der Steinmetzwerkstatt von Wolfgang Jakob, Gundelfingen, ein Objekt, das auf dem Kreuzbühl in den Merdinger Reben Aufstellung fand. Dort können jetzt nicht nur die Merdinger Winzer, sondern auch Klein und Groß, Fußgänger und Radwanderer auf dem Weg über den Tuniberg nach Gottenheim ihre Uhren nach diesem Denkmal tätiger Heimatpflege genauestens richten. Unsere Mitglieder und Spender machten es möglich.

Ihnen sei herzlich gedankt!

Ortsverschönerung auf historischem Hintergrund

Heinz Schumacher, Freiburg

Sonnenuhren sind heutzutage nicht nur Fasadenschmuck aus nostalgischen Beweggründen, sondern zeitgemäße Anzeiger der „Wahren Ortszeit“, also der Zeit, die dem örtlichen, augenblicklichen Sonnenstand entspricht. Nach heutiger Betrachtungsweise vermögen die Sonnenuhren die „ökologische“ Zeit anzuzeigen, wie sie für die Tier- und Pflanzenwelt maßgebend ist.

So kam die Idee zum Tragen, in der Ortsgruppe Freiburg zu einer Spende aufzurufen, um der Gemeinde Merdingen im Zuge der ländlichen Denkmalpflege eine Sonnenuhr zu stiften. Hierzu war ein historischer Hintergrund gegeben. Dieser „Hintergrund“ bestand aus einem Sandsteinwürfel von 11 cm Seitenlänge. Er wurde 1937 auf einem Speicher in Merdingen gefunden: eine Sonnenuhr mit fünf Zifferblättern, allerdings ohne Schattenwerfer, die abgerostet bzw. verloren waren.

Die durch den Verfasser restaurierte Sonnenuhr befindet sich heute in den Beständen des Augustiner-Museums Freiburg. Bei dieser nur pflastersteingroßen, transportablen Sonnenuhr handelt es sich um eine „Richtuhr“ für mechanische Uhren, wie sie bis ins 19. Jahrhundert zum Einrichten der Turm- und Sackuhren und der Pendülen erforderlich war. Eine derartige Sonnenuhr brauchte nur auf einem Fenstersims, den Himmelsrichtungen gerecht, aufgestellt werden, um die „Wahre Ortszeit“ anzuzeigen. Diese würfelförmige Klein-Sonnenuhr diente nun als Typenmodell für die Gestaltung einer größeren Plastik in der freien Natur. Die Sonnenuhr wurde der Gemeinde Merdingen übergeben zur Eröffnung des dort abgehaltenen, internationa-

len Kongresses zum Thema „Ländliche Denkmalpflege“ im Mai 1988.

Als Standplatz für die gestiftete wertvolle „Rundum“-Sonnenuhr mit ihrem Ost-, West- und sogar Nordzifferblatt war nur eine Stelle mit der entsprechenden Ganztagsbesonnung sinnvoll. Sie bot sich in Ortsnähe mit Sicht auf den Ort auf dem Bühl an. Dieser Standplatz ist gemeindeeigen und bildet — was ein wesentlicher Gesichtspunkt war — keinerlei Behinderung für den ganzjährigen, landwirtschaftlichen Verkehr. Als Rohstein wurde feinkörniger, quarzgebundener Lahrer Roter Sandstein in den Abmessungen $50 \times 50 \times 105$ cm gewählt. Während sich die historische „Richt-Sonnenuhr“ lediglich auf die Anzeige der Stunden in „Wahrer Ortszeit“ beschränkte, wurden beim neuen Stein die zur Verfügung stehenden Flächen zu einem wesentlichen „Mehr“ an Informationen genutzt.

Das horizontale Zifferblatt

Seine Besonnungszeit reicht ganzjährig von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. An der XII-Uhr-Linie sind als zusätzliche Information zur Stundenanzeige die Winkelgrade der Sonnenhöhen über dem Horizont für die Sonnwend-Daten und die Tag/Nachtgleichen für Merdingen angeschrieben: Sommer-sonnwende $66,5^\circ$, Tag/Nachtgleichen 42° , Winter-sonnwende $18,5^\circ$. Kurven stellen die Schattenwege einer Kerbe dar, die auf den schattenwerfenden Kanten sitzt, und zwar für die Sonnwend-Daten. Die Gerade markiert den Weg zu den beiden Tag/Nachtgleichen. Als Schattenwerfer dient eine 4 cm dicke Granitplatte, deren schattenwerfende

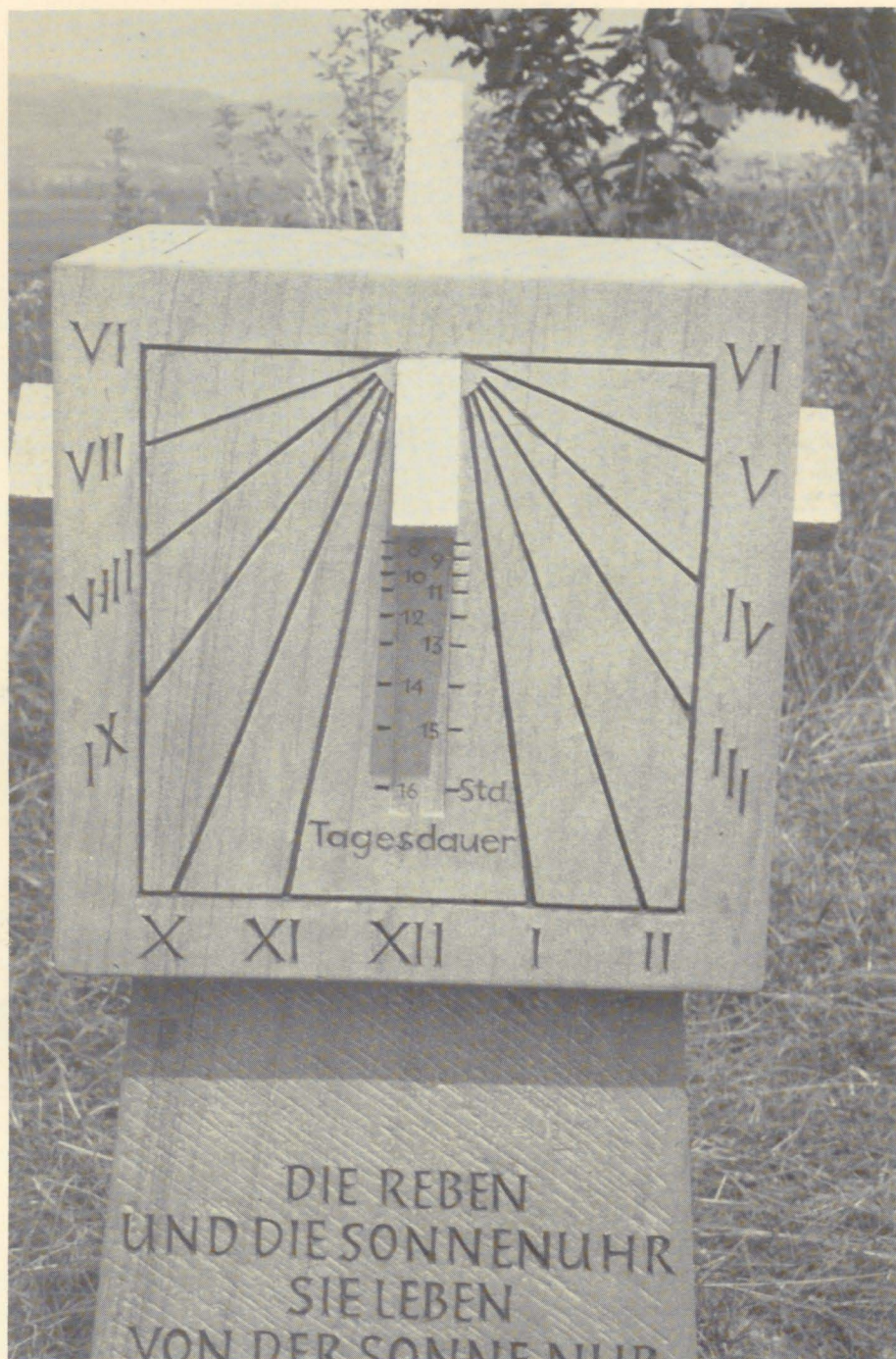


Merdinger Würfel-Sonnenuhr, aufgestellt auf dem Kreuzbühl oberhalb des Dorfes. Ostseite, im Hintergrund Häuser von Merdingen Foto: H. Schumacher

Kanten im Winkel der geographischen Breite des Standortes (48°) geneigt sind. Sie liegen also *parallel* zur Erdachse und weisen in ihrer Verlängerung zum Himmel auf den Polarstern. *Wahrer Mittag* (XII Uhr WOZ) ist es

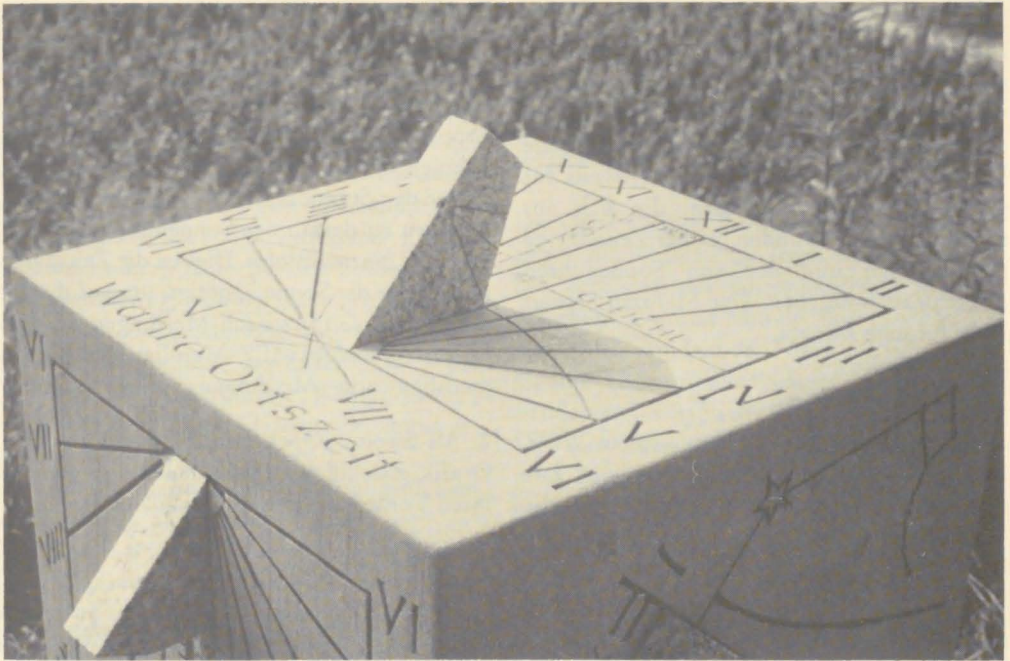
dann, wenn beide Seiten des Schattenwerfers *Streiflicht* erhalten.

Um das Regenwasser ablaufen zu lassen, erhielt die Oberfläche eine geringe Neigung gegen Süden.



Südseite der Würfel-Sonnenuhr mit Skala der Dauer des „lichten Tages“: 16 Stunden — Sommersonnenwende —

Foto: H. Schumacher



Horizontales Zifferblatt der Würfel-Sonnenuhr

Foto: H. Schumacher

Das Südzifferblatt

Es erhielt zusätzlich zur Anzeige der Uhrzeit auf der Mittags-Linie (XII-Uhr-Linie) eine Skala zur Anzeige der *Dauer des „Lichten Tages“*, d. h. der Stunden, die die Sonne über dem Horizont steht. In unserer geographischen Breite schwankt diese Dauer zwischen rund 16 und 8 Stunden.

Das Ost- und das Westzifferblatt

Beide Zifferblätter gleichen sich spiegelbildlich. Das Ostzifferblatt „arbeitet“ vom Sonnenaufgang bis zum Zeitpunkt des „Wahren Mittags“. Das Westzifferblatt wird besonnt vom „Wahren Mittag“ bis Sonnenuntergang. Zum Zeitpunkt des „Wahren Mittags“ erhalten beide Zifferblätter Streiflicht, so daß die XII-Uhr-Linien entfallen!

Die beiden Kurven auf diesen Zifferblättern sind die Schattenwege der Schattenspitzen zu den Sonnwend-Daten. Zwischen den beiden parallelen Geraden bewegt sich der Schatten zu den Tag/Nachtgleichen, also am 21. März und am 21. September. Nachdem die Schattenwerfer-Kanten *erdachsparell* gerichtet sind, verlaufen diese beiden Geraden *äquatorparallel* d. h. für Merdigen 42° zur Horizontalen geneigt. Die XII-Uhr-Stundenmarke gibt es bei Ost- und Westzifferblättern nicht, wegen der Streiflichtsituation!

Das Nordzifferblatt

Das Nordzifferblatt „arbeitet“ nur im *Sommerhalbjahr*, und zwar von Sonnenaufgang bis VI Uhr und von VI Uhr abends bis Sonnenuntergang. Die erdachsparellen, Schatten werfenden Kanten sind hier nach oben gerichtet

Die Grafik des sog. „Zeitausgleichs“

Auf einer Lotlinie sind in gleichen Abständen die 12 Monatsbereiche eingemeißelt. Rechtwinklig dazu, also auf waagrechten Linien sind gemäß einer astronomischen Tabelle die Unterschiedsbeträge in Minuten jeweils für die Monatsersten abzulesen, die sich aus astronomischen Gründen bei der Zeitanzeige mechanischer und der von Sonnenuhren grundsätzlich ergeben. Der Maßstab beträgt 1 cm für eine Minute.

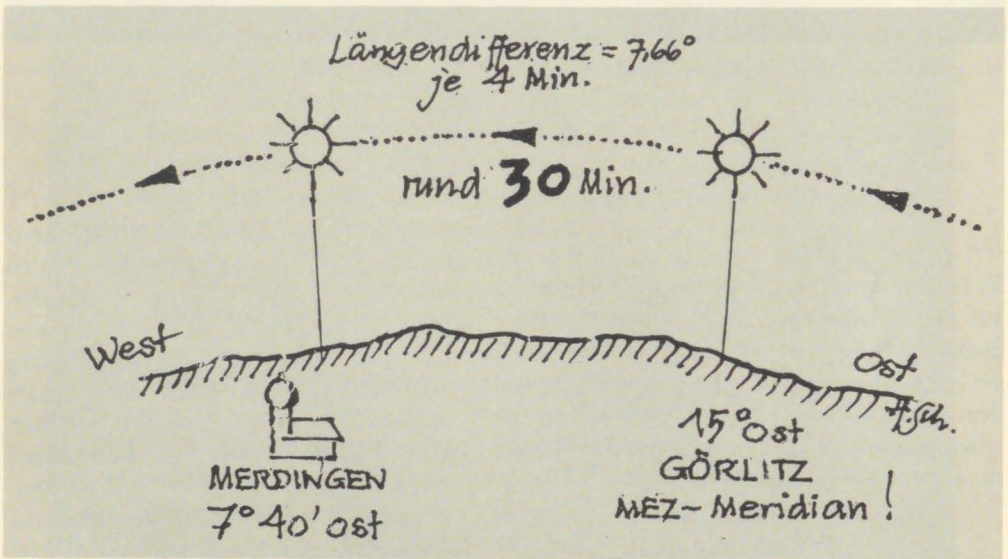
Der Zeitvergleich:

Die Bezifferung der Stundenlinien in WOZ ist auf allen Zifferblättern in römischen Ziffern vorgenommen, wie es heutzutage für die

Bezifferung der WOZ üblich geworden ist. Will man nun die WOZ-Anzeige mit der für uns gesetzlich 1893 eingeführten MEZ vergleichen, dann sind 2 „Operationen“ an der von der Sonnenuhr angezeigten Zeit vorzunehmen:

1. Für den Standort Merdingen sind rund 30 Minuten zu der an der Sonnenuhr abgelesenen Zeit *hinzuzuzählen*. Dies ist die Zeitspanne, welche die Sonne benötigt, um auf ihrem „Weg“ von Görlitz nach Merdingen zu gelangen (d. h. vom MEZ-Meridian zum Ortsmeridian von Merdingen, siehe Skizze!)

2. Als zweite „Operation“ sind die aus der Grafik ersichtlichen Minutenbeträge gemäß ihren Vorzeichen plus/minus anzurechnen.



Der Zeitvergleich

Die Bezifferung der Stundenlinien in WOZ ist auf allen Zifferblättern in römischen Ziffern vorgenommen, wie es heutzutage für die Bezifferung der WOZ üblich geworden ist. Will man nun die WOZ-Anzeige mit der für uns gesetzlich 1893 eingeführten MEZ vergleichen, dann sind 2 „Operationen“ an der von der Sonnenuhr angezeigten Zeit vorzunehmen:

1. Für den Standort Merdingen sind rund 30 Minuten zu der an der Sonnenuhr abgelesenen Zeit *hinzuzuzählen*. Dies ist die Zeitspanne, welche die Sonne benötigt, um auf ihrem „Weg“ von Görlitz nach Merdingen zu gelangen (d. h. vom MEZ-Meridian zum Ortsmeridian von Merdingen, s. Skizze!)

Die rund 30-Minuten-Differenz ist bedingt durch die geographische Lage von Merdingen, bzw. seine geographische Längendifferenz zum 15. östl. Längengrad, dem Standard-Meridian für die „Mittleuropäische Zeitzone“.

Diese Minutenbeträge sind astronomisch bedingt. Sie sind für jeden Standort auf unserem Erdball gültig und resultieren als *Ausgleichsbeträge* für die Zeitanzeige *mechanischer* und der Anzeige *von Sonnenuhren*; begründet aus der Tatsache, daß bei mechanischen Uhren der Zeiger täglich mit gleichbleibender Geschwindigkeit über das Zifferblatt unserer Gebrauchsuhren läuft. Bei den Sonnenuhren hingegen bewegt sich der anzeigende Schatten täglich mit geringfügig unterschiedlicher Geschwindigkeit über das Zifferblatt.

Wann ist nun in Merdingen „*Wahrer Mittag*“, d. h. Sonnenhöchststand, bzw. die *Sonne genau im Süden*?

Täglich zu geringfügig unterschiedlichem Zeitpunkt! (s. Skizze und Grafik!)

Die Grafik zeigt, daß viermal im Jahr dieser Zeitpunkt mit dem Jahresmittelwert für Merdingen rund 12 Uhr 30 zusammenfällt. Dies ist der Fall um die Weihnachtszeit, um Mitte April, Mitte Juni und um den Septemberbeginn. Im November verschiebt sich der Zeitpunkt um rund -16 Minuten auf 12 Uhr 14 und im Februar mit rund +14 Minuten auf 12 Uhr 44. Während der Sommermonate — die Grafik zeigt es — fallen die Differenzen nicht erheblich ins Gewicht.

Der Sockel

Auf der Südseite unterstreicht ein Spruch die Beziehung von Rebe und Sonnenuhr:

„Die Reben und die Sonnenuhr
sie leben von der Sonne nur“

Die Ostseite trägt das Merdinger Gemeindegelände, die fünfblättrige Rose, als flaches Relief. Ferner ist der Jahresmittelwert für den örtlichen „Wahren Mittag“ mit 12^h 29^m 20^s angegeben. Am Fuß der Nordseite ist als Stifter die Ortsgruppe Freiburg-Breisgau des Landesvereins Badische Heimat genannt. Die Signaturen der an der Gestaltung und Fertigung Beteiligten H./C. Schumacher, A. Laubenberger, W. Jakob befinden sich am Sockelfuß auf der Westseite, zusammen mit der Jahreszahl 1988.

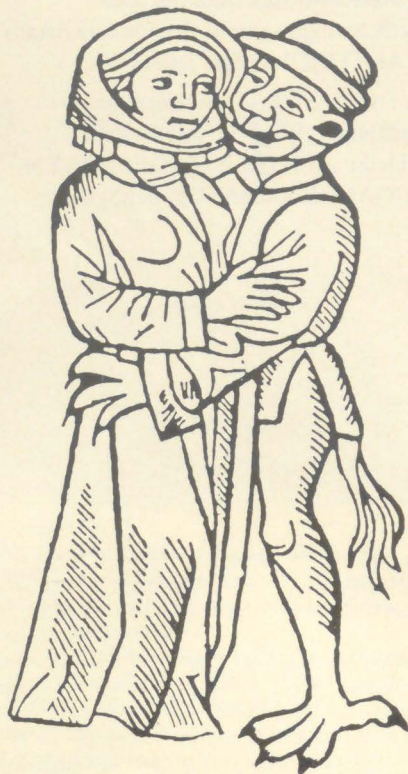
Die Wissenschaft bedient sich heut
Als Mittel für das Maß der Zeit
Der Schwingungszahl des Quarzkristalls.
EXAKTHEIT ist dies jedenfalls.

Ein andres Maß — seit Alters her —
Der Sonne „Weg“ in Wiederkehr.
Es bleibt auf IHREN TAGESBOGEN
Die GANZE KREATUR bezogen!

Sagenhaft!

Sagen sind kulturhistorische Zeugnisse und stammen aus einer vergangenen bäuerlichen Welt. Sie bringen uns alte Überlieferungen nahe und bevölkern die Landschaft mit einer Unzahl lokaler Dämonengestalten.

Ludwig Vögely hat in mühevoller Kleinarbeit aus historischen Dokumenten zusammengetragen und nach Orten gegliedert, was es aus Karlsruhe und aus dem Kraichgau an Sagenhaftem zu übermitteln gilt.



Ludwig Vögely

SAGEN DES KRAICHGAUS

G. Braun Karlsruhe

Ludwig Vögely (Hg.)

Sagen des Kraichgau, 184 Seiten,
ca. 45 Abb., Festeinband, DM 32.-

Sagen rund um Karlsruhe, 164 Seiten,
ca. 40 Abb., Festeinband, DM 32.-

Erhältlich im Buchhandel oder
direkt beim Verlag G. Braun.

G. BRAUN 

Verlag Bücher

Karl-Friedrich-Straße 14 - 18 · Postfach 17 09
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0

Odenwälder Räubersagen um den Hölzerlipsstein

Ein Interpretationsversuch

Wolfgang Seidenspinner, Karlsruhe

Der Weiler Nächstenbach, heute ein Stadtteil von Weinheim an der Bergstraße (Rhein-Neckar-Kreis), in einem Seitental zwischen den Odenwaldrandbergen nördlich dieser Stadt gelegen, ist ein beliebtes Ausflugsziel, Ausgangspunkt für Wanderungen und Spaziergänge. Der Weiler¹⁾, eine Ausbausiedlung aus der Zeit vor 1000, seit dem 12. Jahrhundert in der schriftlichen Überlieferung genannt, bestand lange Zeit aus vier Höfen mit einer aus dem Wald gerodeten Blockflur; diese historische Struktur kann ein aufmerksamer Wanderer heute noch in der Topographie der ehemaligen Gemarkung erkennen. Wandert man von diesem Weiler zunächst zur Kreuzung „Bei den sieben Wegen“ und geht dort in südlicher Richtung auf dem Kammweg, der vom Aussichtsturm auf dem Hirschkopf bei Weinheim zum in der Mitte des 19. Jahrhunderts östlich des Waldnerhofes bei Hemsbach errichteten Vierritterturm führt, so stößt man schon nach wenigen Schritten rechts des Weges auf einen Findling, der zum überwiegenden Teil in der Erde verborgen liegt. Auf der flach gewölbten Oberfläche des Steines sind die eingehauenen Umrisse mehrerer Gebilde sichtbar, die allgemein als eine Bärenatze und als ein Brotlaib angesprochen werden. Von dem dargestellten länglichen Brotlaib hat der Findling den Namen „Brotstein“ erhalten, bekannter ist er aber wohl unter der Bezeichnung „Hölzerlipsstein“. Auf der Topographischen Karte,

die ihn auch verzeichnet (TK 25 Nr. 6418 r. 77025 h. 92450), wird er als „Betzenbrotstein“ bezeichnet.

Natürlich reizte dieser Stein, der allen Vorübergehenden durch seine exponierte Lage direkt neben dem Weg auffallen mußte, nicht nur zur Bearbeitung mit Hammer und Meißel. Er wurde auch zu einem Ort, an dem sich Volksüberlieferung festmachte, denn die eingehauenen Darstellungen mußten ja schließlich auch erklärt werden. Der Stein reizte zur Bildung ätiologischer Sagen²⁾. So soll die angebliche Bärenatze an ein Unglück erinnern, das sich an dieser Stelle ereignet habe. Ein Mann soll einst hier im Kampf von einem riesigen Bären getötet worden sein, wie man im frühen 20. Jahrhundert in der Gegend zu berichten wußte³⁾. Diese Sage braucht uns hier aber nicht näher zu interessieren, die Aufmerksamkeit sei vielmehr auf eine andere Erzählung gelenkt, die uns Karl Zinkgräf überliefert hat und die den eingemeißelten Brotlaib erklären soll:

„Nach der Überlieferung soll an dieser Stelle eine Frau, die Sonntags morgens Brot und Wecke von Birkenau über das Gebirge nach Nächstenbach tragen wollte, von Räufern überfallen worden sein. Sie rissen ihr den Korb vom Kopfe und teilten das Geraubte untereinander. Die Frau brach in lautes Klagen aus, sie sei arm, und müsse, um ihre acht Kinder kümmerlich zu ernähren, auch Sonntags etwas zu verdienen suchen. Auf das Jam-

mern der Frau kam Hölzerlips, der Anführer der Bande, hinzu und befahl sofort, den Rest der geraubten Ware wieder zurückzugeben. Er bezahlte ihr die bereits verzehrten Brötchen und gab ihr außerdem noch mehr Geld dazu. Die Frau bedankte sich bei dem Räuberhauptmann und ging ihren Weg weiter. Dieses Ereignis trug wesentlich dazu bei, im Volke den Ruf des Hölzerlips (von dem berühmtesten Bandenführer Schinderhannes, der im Rheinland sein Unwesen trieb, ist nicht erwiesen, daß er auch in die Gegend von Weinheim kam) als Freund der Armen zu fördern.

Zum Andenken an diesen Überfall soll später der Brotlaib aus dem Stein herausgemeißelt worden sein⁽⁴⁾.

Eine andere Sage mit räuberischem Hintergrund, die man sich in Nieder-Liebersbach erzählt, ist möglicherweise als eine Abwandlung der eben zitierten anzusehen. Sie erklärt die Abdrücke des Hölzerlipsstein:

„Der nachgeborene Sohn eines Nieder-Liebersbacher Bauern hatte den väterlichen Hof verlassen müssen, weil dieser dem ältesten Sohn nach Recht und Gewohnheit zugefallen war. Zwei Familien konnte ein Hof damals kaum ernähren. Der Bauernsohn fand sich mit seinem Los ab, verheiratete sich in das nicht weit entfernte Dorf Nächstenbach. Bald war ein Töchterchen, Annegret, das das einzige Kind der Familie blieb, die Freude für Vater und Mutter. Die Verbindungen nach Nieder-Liebersbach waren auch nach Jahren nicht abgerissen. An Feiertagen besuchte man den Großvater, auch die Patin des Kindes wohnte dort, und das Kind war schon öfter allein den Weg von einer Dreiviertelstunde nach Liebersbach gegangen.

Annegret war gerade elf Jahr alt geworden. Die Patin hatte sie deshalb eingeladen und reich beschenkt: ein Paar neue Schuhe, die das Kind dringend brauchte, und eine schöne Schürze. Gleich nach dem Vesperläuten schickte die Patentante Annegret auf den Heimweg. Sie gab ihr die Geschenke in einen

Henkelkorb und legte für das Kind noch ein langes Weißbrot und einen Batzenweck dazu, was die Kleine für ihr Leben gern aß, aber zu Hause kaum bekam. Glücklicherweise schied sie sich das Kind von der Patin. Wie vom Vater angewiesen, schlug es auch den Rückweg über die Haselhöfe und das Haselklinger Tälchen ein und ging dann unterm Saukopf zur Höhe. Dabei brauchte sie nur kurz durch den Wald zu gehen. Denn die Wiesen des Haselklingens zogen sich weit den Berg hinauf, und von drüben reichte eine Wiesenmulde sogar bis zur Höhe. Der Weg war etwas länger als der gewöhnliche, aber übersichtlicher und bot mehr Sicherheit gegen Räuber, von denen man in letzter Zeit gehört hatte.

Als Annegret gerade die Höhe bei der heutigen Roth-Hütte überqueren wollte, sprang ein Mann aus dem Gebüsch, packte das Mädchen und schleppte es samt dem Korb von der Kreuzung hinter die leichte Biegung zu dem flachen Felsen. Der Schnapphahn hatte sich vorgenommen, das Kind zu berauben und es dann laufen zu lassen. Drohend forderte er das Mädchen auf, sich ruhig zu verhalten. Dann räumte er den Korb aus. Die Schuhe stellte er unten auf den Felsen, das lange Brot legte er fast in die Mitte und das Batzenbrot ziemlich ans obere Ende. Er war enttäuscht, nicht mehr Beute in dem Korb zu finden, und blickte das Kind ein Weilchen überlegend an. Da stieß dieses einen Schrei aus. Es hatte den Mann erkannt. Aber auch dem Räuber kam die Erinnerung: Er hatte vor kurzem als Fremder in Ober-Laudenbach in einer Wirtschaft mit dem Vater und dem Kind an einem Tisch zusammen gesessen, und der Vater hatte sich mit ihm unterhalten, ohne zu wissen, wen er vor sich hatte.

Der Schrei des Kindes und die Furcht vor Entdeckung brachten den Wegelagerer aus der Fassung. Als das Mädchen zu weinen begann, stieß er es mit Wucht zum Stein hin. Es stolperte, fiel rücklings um und schlug mit dem Kopf hart auf den Felsen auf. Der Räuber horchte um sich, betrachtete die armselige Beute und dann das Kind, das sich nicht regte.



Der Hölzerlipsstein zwischen Nächstenbach und Weinheim

te. Am Ohr sah er etwas Blut — das Kind war tot. Der Räuber ließ alles liegen und stehen und stürzte davon. Zu Hause wunderte sich die Mutter, daß Annegret eine Stunde nach dem Abendläuten noch nicht zurück war. Schließlich machte sie sich auf, um ihr entgegenzugehen, und schritt die Wiesenmulde zur Höhe hinauf. Dort rief sie den Namen des Kindes und schaute sich um. Da sah sie an der Wegbiegung das Häubchen des Kindes liegen. Sie lief zum Felsen und erblickte das Furchtbare: Das Kind lag mit dem Rücken auf dem Boden, der Kopf auf der Mitte des Steins und ringsum alles, was der Räuber ausgepackt hatte. Die Mutter warf sich über das Kind. Doch sooft sie es auch beim Namen rief, sosehr sie es schüttelte, kein Wort kam mehr über seine Lippen. Weit hörte man das Klagen und Weinen der Mutter im Wald.

Um diese Zeit befand sich der Vater mit einem Kameraden auf dem Heimweg von der Arbeit. Beide hörten das Jammern der Mutter, sie beschleunigten ihre Schritte und fanden die Frau am Stein liegen. Der Vater hob sie auf und sah das tote Kind. Der Begleiter war verwirrt und schob in seiner Ratlosigkeit die Schuhe von ihrem Platz. Da sah er zu seinem Erstaunen, daß sie Eindrücke auf dem Felsen hinterlassen hatten. Er nahm das Brot und den Batzenweck und stellte das gleiche fest. Als die Eltern den Kopf des Kindes hoben, bemerkten auch sie einen Abdruck im Stein.

Später erfuhren die Eltern, daß verschiedene Bauern der Gegend von Mitgliedern der Hölzerlipsbande erpreßt wurden und gezwungen waren, an diesem Stein unter strengster Verschwiegenheit Lebensmittel zu hinterlegen.

Das hatten die Eltern nicht gewußt, und so war das Kind in sein Verderben gelaufen. Als bekannt wurde, daß sich die Schuhe, das Brot, der Batzenweck und des Kindes Kopf auf dem Felsen abgezeichnet hatten, sagte man in der Umgebung, das Herzeleid der Mutter habe selbst die leblose Natur erbarmt und den Stein erweichen lassen. So hätten sich die Gegenstände darauf abgedrückt⁴⁵⁾.

Soweit das Sagenmaterial zum Hölzerlipsstein bei Nächstenbach. Hölzerlips, der Odenwälder Räuber aus dem frühen 19. Jahrhundert, lebt also wie der Schinderhannes, der wohl bekannteste deutsche Räuber, auf den ja auch Zinkgräf eigens hinweist, bis heute in der Sage fort. Von Schinderhannes sind mehr und auch bekanntere Sagen überliefert⁶⁾, in der deutschen Volksüberlieferung ist ihm einige Bedeutung beizumessen⁷⁾, aber auch die weniger bekannten Odenwald- und Spessarträuber fanden Eingang in die volkstümliche Sagenwelt, nicht zu reden von den Berichten und Sagen, die sich mit Diebstählen und Überfällen befassen, die nicht in jedem Fall auf bekannte Einzelpersönlichkeiten bezogen sind⁸⁾. Hölzerlips nun, auf den wir uns im folgenden näher einlassen wollen, wurde bald nach seiner Hinrichtung in die Nähe seines bekannten und auch vielfach in der Literatur verewigten Kollegen⁹⁾ aus dem Hunsrück gerückt. So erzählte man sich, daß Hölzerlips auch das sog. „Felsenhaus“ zwischen Mülsen und Reisenbacher Grund (östlich von Eberbach gelegen) als Versteck gedient habe, wo auch schon Schinderhannes Unterschlupf gefunden haben soll¹⁰⁾. Und auch auf der Burg Zwingenberg, wo der Volksüberlieferung nach die sterblichen Überreste des Hölzerlips ruhen sollen, will man beide als Gäste des dortigen Verlieses beanspruchen. Die Geschichte vom Schinderhannes, der als angeblicher Invalide einen vorbeireitenden Müller bat, ihm seine in einem Baum hängenden Krücken herunterzuholen, um dann mit dem Pferd des Müllers auf und davon zu reiten, übertrug der Volks-

mund auch auf den Hölzerlips¹¹⁾. Die Verehrung des Schinderhannes als Freund der Armen, als Kämpfer gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit, als „Robin Hood aus dem Hunsrück“, die heute nicht weniger aktuell ist¹²⁾, läßt sich für die Person des Hölzerlips ja auch in der oben zitierten ersten Sage erkennen.

Hölzerlips als Freund der Armen, wie ihn die von Zinkgräf mitgeteilte Sage zeigen will, dieses Bild wird zumindest etwas zurechtgerückt von einer anderen Sage, der Sage vom Hölzerlips in Galmbach:

„Das Dorf Galmbach, das 1837 aufgehoben worden ist und von dem heute nur noch das Forsthaus Eduardstal übriggeblieben ist, hat früher aus etwa zwölf Bauernhöfen und einer Mühle am Weg nach Waldauerbach bestanden. Außerdem besaß eine Reihe „fahrender Leute“ dort das Heimatrecht und Unterkünfte, in denen sie — nicht zur Freude der Umwohner — den Winter überdauern konnten. Von ihnen wird noch heute in der Gegend erzählt. Wer vor den Fahrenden sicher sein wollte, der mußte ihnen freiwillig Nahrungsmittel geben, sonst brachen sie rücksichtslos ein und holten sich gewiß nicht vom Schlechtesten, was sie brauchten, besonders dann, wenn sie erfahren hatten, wo geschlachtet worden war. Auch der berühmte Bandenchef Hölzerlipps hatte in Galmbach ein Häuschen, das mit der Zeit jedoch so stark von Ungeziefer befallen war, daß er es kurzerhand anzündete. Dabei soll er um den Brand getanzt und gesungen haben:

„Ich zünde heut mein Häusle an,
Daß die Wanze tanzen kann.
Wenn das nit gut für Wanze wär,
So wüßt ich nit, was besser wär!“

Einmal hatte ein größeres Polizei-Aufgebot den Ort umstellt und führte Haussuchungen durch, um den Hölzerlipps zu fangen. Der hatte sich im Bergschen Haus auf dem Heuboden verborgen. Weil das Haus auf der Rückseite halb in den Berg hineingebaut war, konnte der Hölzerlipps aus dem Oberstock in

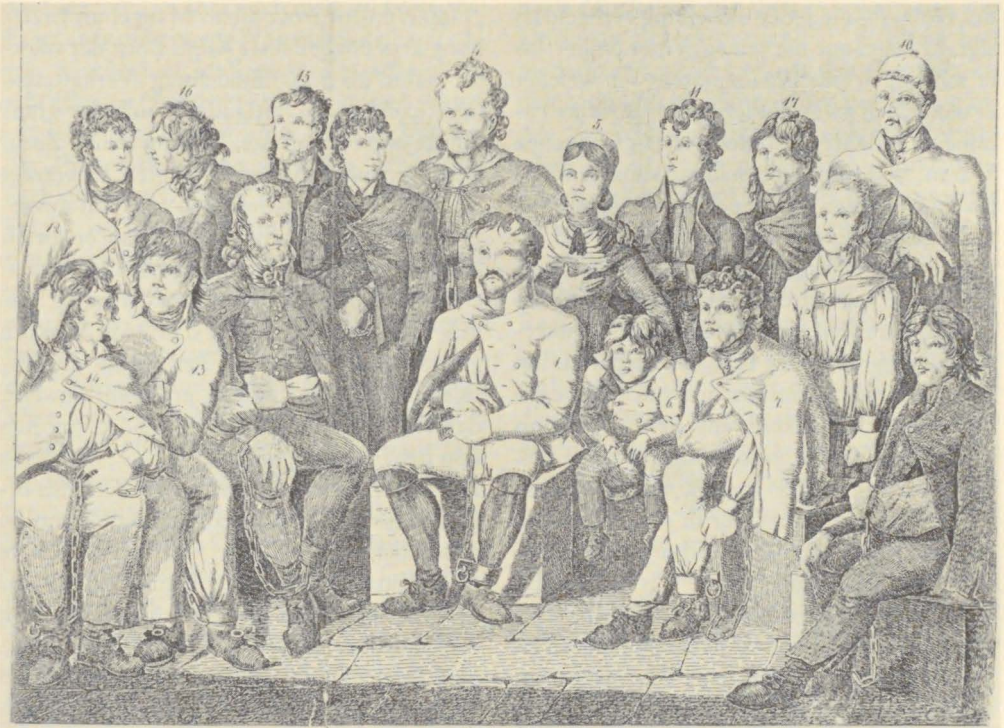


Abbildung
 Der in Heidelberg verhafteten Mitglieder der Rauber = Bande am Rhein.

1. Der Elbweiser Peter, 2. Sein Sohn Andreas, 3. Der Langhaingl. Stephan, 4. Hölzerlips, 5. Dehnen Bräu, 6. Der Knackiger Bube, 7. Mann Fritz, 8. Viel Knauer, 9. Der Bastl,
 10. Der gurek. Hure Bube, 11. Der Schellener Bube, 12. Cravener Mathos, 13. 1^{te} Karlobuk, 14. 2^{te} Karlobuk, 15. 3^{te} Karlobuk, 16. 4^{te} Karlobuk, 17. Peter Heinrichs Hanselmann.

Die in Heidelberg einsitzenden Räuber der Spessart-Odenwald-Bande (nach Pfister, Actenmäßige Geschichte);

den Wald entinnen. Sie haben ihn später aber doch „verwücht“ und in Heidelberg geköpft¹³⁾.

Damit haben wir das Sagenmaterial zu Hölzerlips, das uns im folgenden interessieren wird, vorgestellt. Dieses soll nun zunächst ganz im positivistischen Sinne nach der historischen Realität abgeklopft bzw. zu dieser in Beziehung gesetzt werden. Dies geschieht unter Voraussetzung der Erkenntnis, daß diese Sagen nicht isoliert stehen, vielmehr jede von ihnen von einem soziohistorischen Kontext¹⁴⁾ umgeben ist, der mit den Sagen eine untrennbare Einheit bildet.

So wäre für den Anfang ganz lapidar festzuhalten, daß Hölzerlips eine historische Persönlichkeit war, Mitglied oder besser herausragendes Mitglied einer Bande, die in den Jahren 1802 bis 1811 weite Gebiete rechts des Rheins, große Teile von Baden, Württemberg, Hessen und Franken unsicher machte¹⁵⁾. Georg Philipp Lang, vulgo Hölzerlips, war der Sohn vagierender Eltern aus dem Nassauischen, die nach den Erkenntnissen der Ermittlungsbehörden keine Verbrechen begangen hatten. Nach Meinung seines ersten Biographen¹⁶⁾, des Heidelberger Stadtdirektors Ludwig Pfister, der die seinerzeitigen Untersuchungen leitete, wurde die Erziehung

des Hölzerlips in jeder Beziehung vernachlässigt. Er zog lange mit seinem Vater umher, bis er schließlich eine Frau heiratete, mit welcher er dann auch zwei Kinder hatte. Um seine Familie zu ernähren, handelte er mit hölzernen Waren, was ihm auch seinen Beinamen einbrachte. Bei der Art seines Gewerbes war es unumgänglich, daß er umherzog, und so wurde er eines Tages von einer Streife in Bergen wegen Landstreicherei verhaftet und saß dort längere Zeit ein. Während seiner Abwesenheit ging nun seine Frau ein Verhältnis mit einem anderen Mann ein, mit welchem sie ihn nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnis verließ. Hölzerlips mußte nun für seine beiden kleinen Kinder sorgen, und um diese durchzubringen, wurde er in der Folge zum Räuber, wie er in seinen Verhören behauptete. Diese „Autobiographie“ des Hölzerlips kann natürlich stimmen. Es ist bei ihr aber stets zu beachten, daß sie in wesentlichen Teilen eben auf den Angaben des Hölzerlips selbst aufbaut, und wir können heute natürlich nicht mehr bzw. nur schwer überprüfen, ob er gelogen hat, oder ob er in allen Teilen die Wahrheit sprach.

Bei den Verhören konnten Hölzerlips 15 Fälle von Straßenraub und 21 Einbrüche bzw. Diebstähle nachgewiesen werden¹⁷⁾, wobei es allerdings einige unter seinen Raubgenossen gab, die mehr auf dem Kerbholz hatten. Im Laufe dieser Räuberkarriere wuchs er in der Bande, die durch einen äußerst lockeren Zusammenhalt charakterisiert war, so daß man von einer eigentlichen Räuberbande mit einem gewissen Organisationsgrad fast nicht sprechen kann, in eine Position hinein, die ihm nach der Dingfestmachung zahlreicher Bandenmitglieder den Ruf des Räuberhauptmanns oder Anführers einbrachte. Es ist nicht auszuschließen, daß die Beförderung des Hölzerlips zum Hauptmann bzw. die Interpretation seiner hervorgehobenen Stellung in der Bande in diesem Sinne zumindest teilweise das Werk des untersuchenden Heidelberger Stadtdirektors war. Ludwig Pfister charakterisierte ihn wie folgt:

„Hölzerlips ist trotz allem Mangel an Erziehung kein ungebildeter Kopf. Er ist der stärkste unter allen in Heidelberg Verhafteten, und, nach allen Umständen, auch der grausamste und boshafteste. Er kann seinen Zorn, wenn er ausbricht, nicht dämpfen; er betrügt sich im Kreise der Uebrigen stets mit ausgezeichneter Superiorität, und wenn er gleich läugnet, bei diesem oder jenem Raube der anerkannte Anführer gewesen zu seyn, so zeigen doch die Umstände, daß er es wirklich gewesen war; so wie die Art, womit die Ubrigen seine Anmaßungen ertragen, beweist, daß sie schon daran gewöhnt sind, von ihm also behandelt zu werden“¹⁸⁾.

Die Führerschaft des Hölzerlips war also offenbar nicht sehr stark ausgeprägt¹⁹⁾ und im wesentlichen auf seine körperliche Stärke oder Brutalität gegründet²⁰⁾. Er fungierte nur bei einzelnen Raubzügen als Anführer, doch verschaffte es ihm bei den Verhören eine innere Befriedigung, von seinen Mitgefangenen als ihr Anführer bezeichnet zu werden²¹⁾. Offenbar war er der Führer bei jenem verhängnisvollen Überfall in der Nacht zum 1. Mai 1811 auf der Bergstraße zwischen Laudenbach und Hemsbach, an dessen Folgen einer der überfallenen beiden schweizer Kaufleute starb. Im Zuge der nach der Straftat ausgelösten Großfahndung wurden Hölzerlips und seine fünf Komplizen nach und nach festgenommen, aber auch zahlreiche andere Ganner und Vaganten eingeliefert. Die sechs Teilnehmer am Postkutschenüberfall auf der Bergstraße wurden zum Tode verurteilt, an Hölzerlips und drei Mittätern wurde das Urteil am 31. Juli 1812 durch das Schwert vollstreckt, die beiden anderen begnadigte der Großherzog wegen ihres jugendlichen Alters.

Inwieweit findet sich nun die historische Person des Hölzerlips in unseren obigen Sagen wieder? Eine relativ einfache Antwort läßt die Sage von Hölzerlips in Galmbach erwarten. Die überlieferten Quellen lassen nicht den geringsten Hinweis erkennen, daß Hölzerlips dort wirklich ein Häuschen besessen habe,

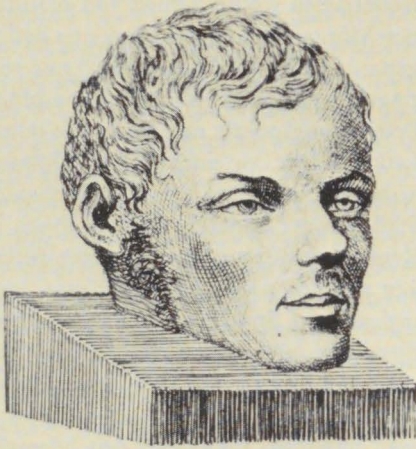
das Gegenteil ist aber auch nicht zu beweisen. Es ist aber mit einiger Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, daß diese Tatsache ihren schriftlichen Niederschlag gefunden hätte, insbesondere angesichts der Genauigkeit, mit der Pfister den Lebensweg des Hölzerlips nachzuzeichnen suchte. Auch die Episode der Flucht vor dem großen Polizeiaufgebot in Galmbach könnte auf einer realen Grundlage basieren, eine Verifizierung ist aber nicht möglich. So kann bis zum Erweis des Gegenteils davon ausgegangen werden, daß ein in den Dörfern der Umgebung vorhandenes Wissen von dem aufgegebenen Dorf, seinem hohen Bevölkerungsanteil von ehemals fahrenden Leuten und deren Nahrungsbeschaffung verbunden wurde mit der Person des wohl bekanntesten Odenwälder Räubers. Die Verknüpfung dürfte auch aus dem Grund erfolgt sein, daß dadurch der Kern der Sage, die Schilderung der Zustände in diesem Dorf — Bettel- und Raubzüge der Bewohner — eine höhere Authentizität erlangte.

Das Dorf Galmbach wurde jedenfalls tatsächlich nach häufigen Mißernten um 1830 von seinen Bewohnern verlassen und 1836 aufgehoben, den Grundbesitz kaufte das Fürstenhaus Leiningen²²). Die Hintergründe dieses Vorgangs dürften in der Struktur des Dorfes zu suchen sein, in der nicht zu übersehenden Armut seiner Bewohner. Ähnlich den auf den Landstraßen umherziehenden Vaganten, die ihren Unterhalt besonders in wirtschaftlichen Krisensituationen nicht selten nur noch durch Straftaten bestreiten konnten²³), ging es wohl auch denjenigen, die sich in Galmbach niedergelassen hatten, um dort ihr Leben zu fristen. Ein Blick auf ein vergleichbares Dorf mag die Situation verdeutlichen.

Eine Ödung, die bis dahin nur Schafen Nahrung geboten hatte, heute im Bereich der Gemarkung von Muckental Gemeinde Elztal gelegen, wurde vom zuständigen kurpfälzischen Amtmann Minet in Lohrbach zur Besiedlung ausgeschrieben — im Jahre 1786 soll das erste Haus an der Straße von Lembach

nach Muckental errichtet worden sein, das Dörfchen Rineck entstand²⁴). Wer sich hier niederlassen wollte, erhielt von Kurpfalz einen Morgen Land unter günstigen Bedingungen zugeteilt: er mußte jährlich nur eine geringe Menge Hafer abliefern. Die pfälzische Peuplierungspolitik machte es den fahrenden Leuten leicht, zu einem festen Wohnsitz zu kommen, während die Niederlassung in Städten oder anderen Dörfern ihnen in der Regel doch nur unter erschwerten Bedingungen möglich war, wenn überhaupt; wer einmal auf der Straße war oder gar schon auf dieser geboren wurde, dem glückte nur im seltensten Fall die Rückkehr in eine dörfliche Gemeinschaft; man war schon froh, wenn man irgendwo für einige Zeit nur geduldet wurde²⁵). Und so nutzten nicht wenige Fahrende ihre Chance und ließen sich in Rineck nieder, wodurch der Ort bald auf 80 Familien mit mehr als 600 Personen anwuchs.

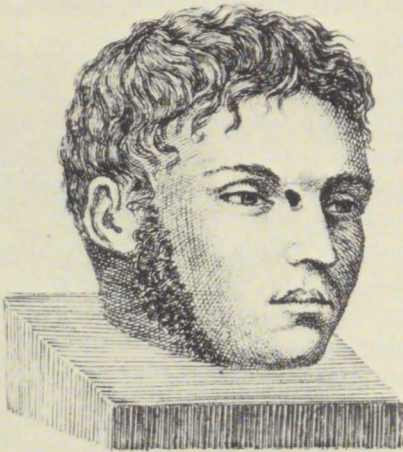
Natürlich konnte der Ackerbau bei den kleinen Flächen und dem kargen Boden diese Menschen nicht ernähren, und so waren die Rinecker bald gezwungen, wieder ihren alten ambulanten Gewerben nachzugehen. Und natürlich kamen nun auch bald zahlreiche und sich ständig wiederholende Klagen auf, daß die Rinecker in den umliegenden Dörfern bettelten, stahlen und auch wilderten. Sie plünderten ganze Felder²⁶), trieben den Bauern Rinder und Schweine weg und schickten ihre Frauen und Kinder auf den Bettel und auf Kundschaft. Es waren die Straftaten der Rinecker, ihre Diebereien zur Subsistenzsicherung, die in der Volksüberlieferung der Gegend lebendig geblieben sind. Die Rinecker waren schließlich derart berüchtigt und ihre Notlage und Versuche Abhilfe zu schaffen so bekannt, daß der badische Staat an einer endgültigen Lösung des Problems nicht mehr vorbei konnte. Nachdem die Zweite Kammer 1846 ein Gesetz zur Umsiedlung der Rinecker in andere Gemeinden abgelehnt hatte, wurden sie schließlich 1849/50 geschlossen nach Amerika abgeschoben. Nach



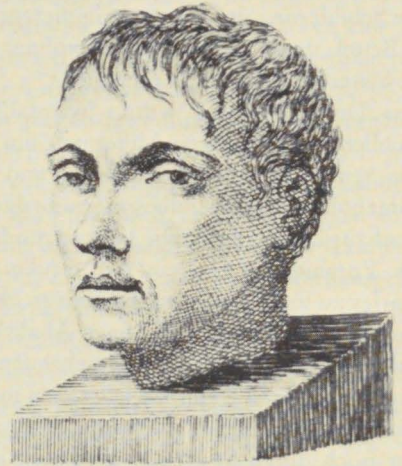
1.



2.



3.



4.

Die Köpfe der Hingerichteten.

*1. Manne Friederich. 2. Holzerlips. 3. Kramer Mathes.
4. Veit Kremer.*

Die Köpfe der vier Hingerichteten (nach Pfister, Nachtrag zur actenmäßigen Geschichte).

kostenloser Überfahrt wurde ihnen noch ein geringes Startkapital ausbezahlt.

Die Parallelen zwischen Rineck und der Sage vom Hölzerlips in Galmbach hinsichtlich der Lebensverhältnisse in diesen Dörfern bzw. der schieren Unmöglichkeit, dort überhaupt sein Leben zu fristen, sind evident. In Bezug auf die sozioökonomische Situation der Bewohner dürfte die Sage der geschichtlichen Realität ziemlich nahe kommen. Dies meint sowohl die Nahrungs- und Überlebensfrage wie auch die Wohnungssituation, die in dem Feuer überdeutlich wird, mit dem Hölzerlips seine Hütte verbrannt haben soll, die also wohl nur als ein Elendsquartier anzusehen ist. Auch die anderen Hütten in diesen Dörfern dürften nicht wesentlich besser ausgesehen haben. Eine archäologische Ergrabung von Rineck oder Galmbach — solche Wüstungsgrabungen wurden bisher offenbar noch nicht für notwendig erachtet, jedenfalls sind keine Beispiele bekannt — ließe in diesem Sinne wichtige Ergebnisse erwarten, die den Slumcharakter derartiger Siedlungen deutlich machen. Historische Sagen bzw. Volkserzählungen können so mit gutem Recht als Quellen für Lebensverhältnisse vergangener Zeiten²⁷⁾ gewertet werden, wofür unser Beispiel ein weiterer Beleg ist, sie sind sozialgeschichtlich relevante Quellen für eine Geschichte von unten²⁸⁾, die allerdings stets an anderem Quellen- bzw. Archivmaterial überprüft werden sollten. Angesichts dessen erscheint es eher von untergeordneter Bedeutung, ob Hölzerlips in Galmbach wirklich ein Häuschen besessen hat, oder ob die Verbindung des Räubers mit diesem Ort als eine Fiktion späterer Zeit anzusehen ist.

Ähnlich spiegelt sich historische Realität auch in den Sagen vom Hölzerlips- oder Brotstein. Archivalische Hinweise sind nicht bekannt, daß an dieser Stelle wirklich ein Überfall auf eine Frau mit Backwaren stattgefunden hat oder daß hier ein kleines Mädchen durch einen Räuber zu Tode gekommen ist.

Es sei hier nur am Rande darauf hingewiesen, daß die Sagenbildung vielleicht von dem im

südlichen Odenwald gelegenen Schönau her beeinflußt worden sein könnte. Dort steht an der Waldstraße nach Heddesbach nahe der Gemeindegrenze der sogenannte „Bäckermädelstein“. Auf einem aus Bruchsteinen errichteten Sockel steht ein Findling mit Schriftfeld, durch den des Todes eines Bäcker Mädels gedacht werden soll, das offenbar mit Backwaren auf dem Weg nach Heddesbach war. In einem Stein des Sockels ist ein Doppelweck eingemeißelt. Nach der Schrift zu urteilen, wurde der Gedenkstein um 1860/70 errichtet²⁹⁾. Es besteht also durchaus die Möglichkeit, daß die Begebenheit bei Schönau, die zur Aufstellung eines Gedenksteines geführt hatte, auf den Hölzerlipsstein wegen der dort abgezeichneten Gebilde übertragen und in die beiden Sagenvarianten umgearbeitet wurde.

Wichtiger als diese Frage erscheint aber der auch in diesen Sagen vorhandene Fingerzeig auf die Lebensverhältnisse und -möglichkeiten der vagierenden Räuber- und Gaunerpopulation. In der ersten Sage überfielen die Räuber die Frau, teilten die Backwaren sofort unter sich auf und machten sich gleich über diese her, denn als Hölzerlips dazukam, waren nur noch Reste vorhanden. Sie hatten also großen Hunger gehabt, eine durchaus alltägliche Situation für sie, wie sich in den Quellen immer wieder zeigt. Deutlichen Ausdruck findet die Lage dieses Bevölkerungsteils in den von den Odenwälder Räubern verübten Delikten. Die weitaus meisten Straftaten entfielen auf Einbrüche, bei denen den Dieben nur geringe Beute in die Hände fiel, oft nur einige Nahrungsmittel. Wie häufig mußten sich die Diebe mit einigen Stücken Dörrfleisch, etwas Salz, Hanf oder dem schon wertvolleren Zinn zufrieden geben. Ein beträchtlicher Teil der Delikte ist als Mundraub einzustufen. Daß der Hunger täglicher Begleiter der Gauner war, zeigt sich nicht zuletzt darin, daß einige der Einsitzenden richtig froh waren, im Gefängnis nun ihre regelmäßige Kost zu erhalten³⁰⁾. Und auch die Behauptung der zweiten Sage, daß die Räuber

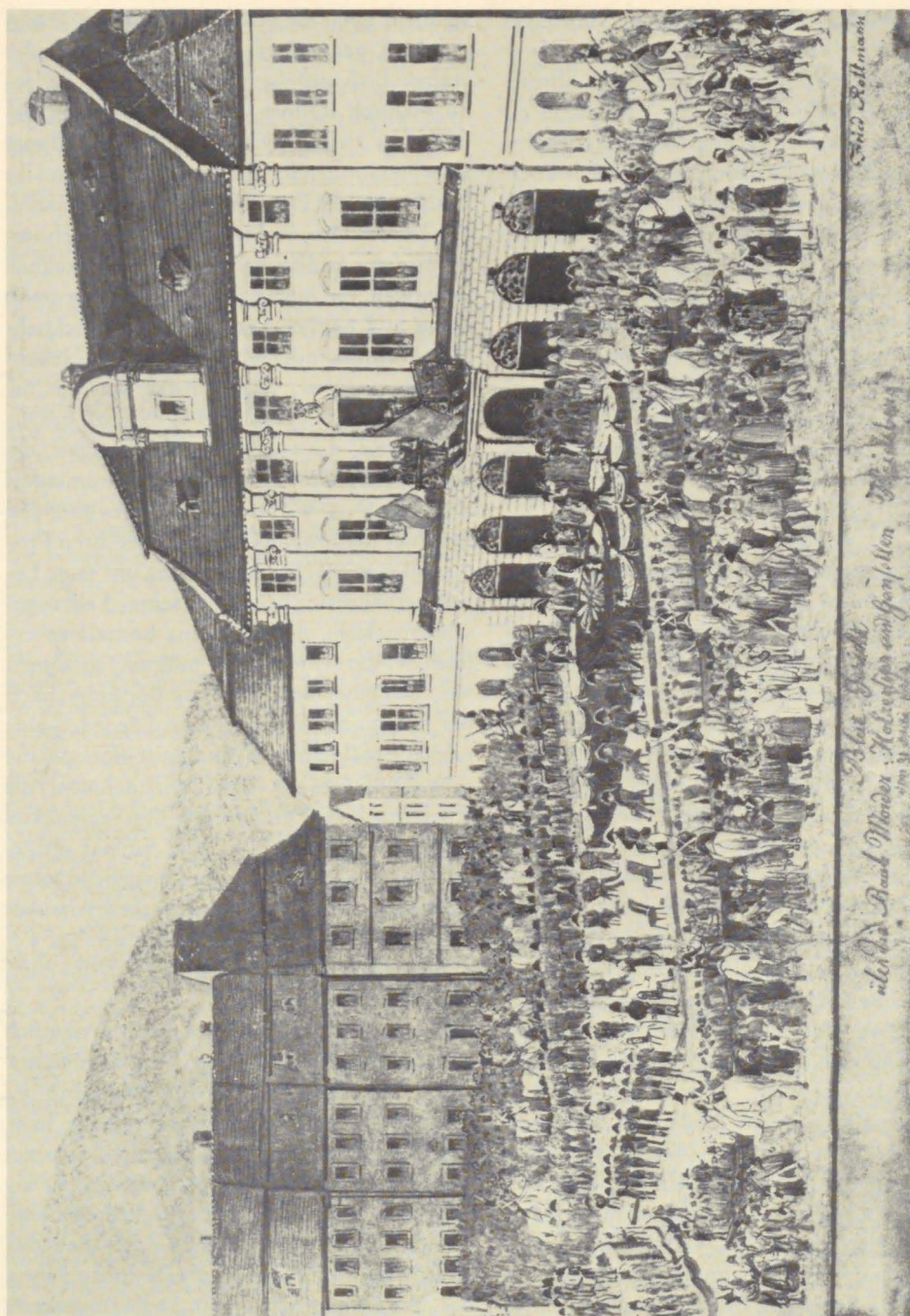
der Hölzerlipsbande von den Bauern der Umgebung Nahrungsmittel erpreßt hätten, die diese hier hätten abliefern müssen, paßt doch recht gut in das skizzierte Bild von Armut und Elend dieser Bevölkerungsgruppierung.

Auch diese Sagen spiegeln also ein Stück Alltags- oder Sozialgeschichte wider, sie sind in ihrer historischen Aussagekraft nicht zu unterschätzen. Jedenfalls ist ihnen und ähnlichen Sagen eine größere alltagshistorische Relevanz zuzumessen als einem großen Teil jener Räuberromane und trivialen Räuber geschichten, die auch von der Begeisterung für Schillers Drama vom edlen Räuberhauptmann angeregt wurden, von denen besonders auf die romantische Geschichte von Rinaldo Rinaldini von Goethes Schwager, dem Weimarerischen Bibliothekar Christian August Vulpius hingewiesen sei³¹). Sozialromantisch verklärte Geschichten jener Art gehen weit an der geschichtlichen Wirklichkeit vorbei, sie erweisen sich gegenüber den in ihren wesentlichen Teilen eher aus dem realen Leben geschöpften Sagen deutlich als Kunstprodukte. Sie manifestieren nicht mehr und nicht weniger als die literarische Verdrängung des größten sozialen Problems jener Epoche.

Die Ergebnisse der Sozialgeschichtsforschung sprechen also nicht dagegen, daß ein solcher oder ähnlicher Überfall vielleicht auch an dieser Stelle stattgefunden hat. Derartige Vorkommnisse waren jedenfalls durchaus an der Tagesordnung³²), das auf und von der Straße lebende herrenlose Gesindel³³) war fast ständig auf der Suche nach Nahrung. Unwahrscheinlicher klingt da schon der Teil der ersten Sage, in dem Hölzerlips, durch das Jammern der überfallenen Frau aufmerksam geworden, dieser das restliche Brot zurückgeben läßt, ihr die bereits verzehrten Brötchen bezahlt und überdies noch weiteres Geld gibt.

Zwei Gründe sprechen im wesentlichen gegen diese Episode. Es ist dies zum einen, daß es die Gauner mit anscheinend genügend Geld in den Taschen nicht nötig gehabt hät-

ten, die Frau zu überfallen und sofort das trockene Brot hinunterzuschlingen; auch widerspricht es den sonstigen Gepflogenheiten dieser Menschen, die erbeutetes oder erbeteltes Geld meist schnell wieder umsetzten, am liebsten in ihren vertrauten Wirtschaftshäusern („kochemer Bayes“). Zum zweiten gingen sie bei ihren Überfällen doch meist sehr viel brutaler mit ihren Opfern um, und gerade Hölzerlips scheint nicht sehr zart besaitet gewesen zu sein, wie oben schon angesprochen wurde. Auf die Aussagen der beiden zwischen Laudenbach und Hemsbach überfallenen schweizer Kaufleute, von denen der eine seinen zahlreichen Kopfverletzungen erlag, die er erhalten hatte, obwohl er um Gnade gefleht hatte³⁴), sei nur beispielhaft verwiesen. Es ließen sich zahlreiche weitere Belege anführen, die zeigen, daß mit den Gaunern offenbar nicht so gut Kirschen essen war, wie es die Sage behauptet. Andererseits gibt es aber auch immer wieder Beispiele, die zeigen, daß einzelne Räuber zuweilen auch Mitleid mit ihren Opfern hatten. Ein solches ist auch für die Odenwälder überliefert. Andreas Petry, Bernhard Held und Heinrich Pfeiffer zogen eines Nachts auf Raub aus³⁵). Zunächst versuchten sie einen Einbruch in Gumpertsberg, ein Erfolg war ihnen aber nicht beschieden. Sie zogen daher weiter, und nachdem sie unterwegs einen Ochsentreiber beraubt hatten, plünderten sie noch die Kirche zu Breitendiel aus. Als sie sich am Wegesrand von den Strapazen der Nacht erholen wollten, kamen zwei Juden vorbei, die sofort mit vorgehaltener Pistole ihres Geldes beraubt wurden. Als sich einer der beiden Juden beklagte, daß er nun völlig mittellos dastehe, gab man ihm von der geringen Beute 22 Kreuzer zurück. Es ist also wohl nicht gänzlich auszuschließen, daß eine solche oder ähnliche Begebenheit bei der Ausformung dieser Sage beteiligt gewesen sein könnte, wahrscheinlicher aber handelt es sich hier um eine Fiktion, die vielleicht aus einem bestimmten Grund, nach dem unten noch andeutungsweise zu fragen ist, Eingang in die Volksüberlieferung gefunden hat, Teil



Friedrich Rottmann, Blutgericht für den Hölzerlips, Radierung, Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg

der an erster Stelle zitierten Sage vom Hölzerlipsstein wurde.

Es dürfte deutlich geworden sein, daß historische Sage und geschichtliche Realität in einem nicht ganz einfachen Verhältnis zueinander stehen, zunächst einmal für sich in einem Spannungsverhältnis, das sich dann für ihren Interpreten als ein komplexes Gebilde darstellt, das nicht selten nur ansatzweise zu durchschauen ist. Wesentlich und damit noch einmal zu unterstreichen ist allerdings die Feststellung, daß sich in der hier nur beispielhaft untersuchten historischen Sage geschichtliche Wirklichkeit versteckt, die jedoch oft nicht eindeutig zu erkennen, da unter der Oberfläche des Erzählten verborgen ist. Utz Jeggle hat dies so formuliert, daß „Sagen nicht gesicherte Grundlagen für eine Darstellung der äußeren, aber sehr gewissenhafte Anzeiger der inneren Realität“³⁶) sind. In diesem Zusammenhang muß sicher auch hingewiesen werden auf die Interpretation von Räubersagen oder allgemeiner von volkstümlicher Räuberdichtung als Protest gegen den Feudalismus³⁷). Die hier vorgestellten Odenwälder Räubersagen sollen nun nicht auf Biegen und Brechen über diesen Kamm geschoren werden. Aber eine gewisse sozialkritische Tendenz ist doch nicht zu übersehen, welche Feststellung sich besonders für die Haltung des Erzählers der Sage vom Hölzerlips in Galmbach aufdrängt.

Oder unter modifizierter Schwerpunktsetzung kann die eingangs zitierte Sage vom Hölzerlipsstein als ein Beleg für eine gewisse Solidarität oder ein Verbundenheitsgefühl zwischen den unteren ländlichen Schichten und der vagierenden Bevölkerungsgruppierung — die wirtschaftlichen Unterschiede waren ja nicht so groß, es ging ihnen nicht selten nahezu gleich schlecht — gewertet werden. Ein anderer Ansatz könnte daneben auch vom psychologischen Effekt einer solchen Sage ausgehen. Dies meint nicht so sehr eine eventuelle Verarbeitung einer leidvollen Erfahrung oder einer schrecklichen Begebenheit. Als eine ihrer möglichen Funktionen ist

vielmehr auch die Kompensation von Angstgefühlen gegenüber einer tatsächlich oder vermeintlich gegebenen Gefahr, der Bedrohung durch Räuber, durch die Sage in Betracht zu ziehen. Nicht nur im Sinne dieser Interpretationen hätten dann die Sage und ihr Erzählen der Daseinsbewältigung gedient, der Lebenshilfe, wobei wir heute jedoch nur schwer die konkrete Funktion zu erkennen vermögen, die hinter der Sagenbildung steht. Diese und ähnliche geschichtliche Wirklichkeiten werden doch eher als eine Art Nebenprodukt sichtbar, während das, was uns die Sage eigentlich erzählen will bzw. zu erzählen vorgibt, die angebliche Begebenheit, die äußere Realität also, dagegen zumindest zweifelhaft ist. Wüßten wir Näheres über den Erzähler der jeweiligen Sage, über ihren Produzenten wie Tradenten, wären uns seine Lebensverhältnisse bekannt, seine Lebensgeschichte, vielleicht auch ganz bestimmte Erlebnisse, die seine Psyche prägten, so kämen wir auch einer Beantwortung der Frage nach der Funktion der Sage näher. Für jeden einzelnen Erzählzusammenhang ist eine spezifische Funktion der Sage anzunehmen, die wiederum eine Veränderung des Sagentextes bewirken konnte. Nur vom einmal aufgeschriebenen Sagentext selbst ausgehend, ohne weitere Kontextangaben, kommen wir über wenn auch berechnete Vermutungen nur wenig hinaus. Die Sage verschließt sich uns eher, als daß sie sich öffnet.

Die obigen Ausführungen dürften deutlich gemacht haben, daß es sich bei der historischen Sage nicht so sehr um eine ganz bestimmte Art von Geschichtsschreibung bzw. mündliche Geschichtsüberlieferung, also um Geschichtserzählung handelt, daß in der historischen Sage damit auch Strukturelemente des Geschichtsverständnisses oder -bewußtseins³⁸) der einfachen Leute erkennbar wären, das uns bisher sicher erst andeutungsweise bekannt ist. Es werden in der Regel keine tatsächlichen geschichtlichen Begebenheiten mitgeteilt, aber für die Sage bzw. das Erzählen der Sage sind doch Kontexte anzunehmen

und manchmal auch heute noch zu erschließen, die historische Strukturen und Muster erkennen lassen, so daß die Sagen in diesem Sinne doch als Geschichtsquellen dienen können.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Bd. 5: Regierungsbezirk Karlsruhe, Stuttgart 1976, S. 430.

²⁾ Zur Sage sei allgemein verwiesen auf Lutz Röhrich, Sage, Stuttgart ²1971; ders., Sage und Märchen. Erzählforschung heute, Freiburg/Br.—Basel—Wien 1976; ders. [Hg.], Probleme der Sagenforschung, Freiburg/Br. 1973; Leander Petzoldt [Hg.], Vergleichende Sagenforschung (= Wege der Forschung 152), Darmstadt 1969; Hermann Bausinger, Formen der „Volkspoesie“ (= Grundlagen der Germanistik 6), Berlin ²1980, S. 179 ff.; Frederik Hetmann, Traumgesicht und Zauberspür. Märchenforschung, Märchenkunde, Märchendiskussion, Frankfurt/M. 1982, S. 17 ff.; Gisela Burde-Schneidewind, Sage, in: Autorenkollektiv, Deutsche Volksdichtung. Eine Einführung, Frankfurt/M. 1979, S. 83—117; Helge Gerndt, Volkssagen. Über den Wandel ihrer zeichenhaften Bedeutung vom 18. Jahrhundert bis heute, in: Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken [Hg.], Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. FS Hermann Bausinger, Reinbek 1986, S. 397—409; eine einführende Zusammenfassung bietet auch Peter Assion, Weiße, Schwarze, Feurige. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland, Karlsruhe 1972, S. 11 ff. Von den älteren Bestimmungsversuchen seien noch angeführt: Max Lüthi, Volksmärchen und Volkssage. Zwei Grundformen erzählender Dichtung, Bern — München ³1975; Will-Erich Peuckert, Sagen. Geburt und Antwort der mythischen Welt, Berlin 1965; Sagen und ihre Deutung. Beiträge von Max Lüthi, Lutz Röhrich und Georg Fohrer. Mit einem Geleitwort von Will-Erich Peuckert (= Evangelisches Forum 5), Göttingen 1965; Friedrich Ranke, Volkssagenforschung. Vorträge und Aufsätze, Breslau 1935; ders., Sage, in: John Meier [Hg.], Deutsche Volkskunde insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer, Berlin—Leipzig 1926, S. 193—218; Friedrich von der Leyen, Die Volkssage, in: Adolf Spamer [Hg.], Die deutsche Volkskunde, Bd. 1, Leipzig 1934, S. 203—215; Otto Böckel, Die deutsche Volkssage (= Aus Natur und Geisteswelt

262), Leipzig 1909; Karl Wehrhan, Die Sage (= Handbücher zur Volkskunde 1), Leipzig 1908.

³⁾ Karl Zinkgräf, Sagen und Geschichten aus Weinheim, in: Weinheimer Geschichtsblatt 8, 9 u. 10 (1917—1919), S. 7—18, hier: S. 15

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Elisabeth Bräuer und Wilhelm Metzendorf [Hg.], Sagen, Erzählungen und Spukgeschichten aus Heppenheim und Umgebung, Heppenheim an der Bergstraße 1975, S. 230 ff.

⁶⁾ Nur als Beispiele: Leander Petzoldt [Hg.], Historische Sagen, Bd. 2, München 1977, S. 152 ff.; Leopold Reitz, Drei Geschichten vom Schinderhannes, in: Kurpfälzer Jahrbuch (1927), S. 195—202; Jakob Bernhard, Kurpfälzer Sagenborn. Alte und neue Sagen aus der rechtsrheinischen Pfalz mit besonderer Berücksichtigung der Heidelberger Gegend sowie der angrenzenden Gebiete des Neckarals, des Odenwaldes und des Kraichgaues, der Bergstraße und der Rheinebene, Heidelberg 1933, S. 17 f.; Bräuer/Metzendorf, Sagen, Erzählungen und Spukgeschichten zit., S. 129 f.; Paul Suter und Eduard Strübin [Hg.], Baselbieter Sagen (= Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselstadt), Liestal 1976, Nr. 598.

⁷⁾ Curt-Manfred Franke, Der Schinderhannes in der deutschen Volksüberlieferung. Eine volkskundliche Monographie, Diss. Frankfurt/M. 1958; Matthias Zender, Schinderhannes und andere Räubergestalten in der Volkserzählung der Rheinlande, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 2 (1955), S. 84—94.

⁸⁾ Z. B. Friedrich Wilhelm Hebel, Pfälzisches Sagenbuch, Kaiserslautern 1912, Nr. 241; Will-Erich Peuckert [Hg.], Deutsche Sagen. Bd. 1: Niederdeutschland, Berlin 1961, Nr. 190 u. 326—328; ebd. Bd. 2: Mittel- und Oberdeutschland, Berlin 1962, Nr. 514—519; Gisela Burde-Schneidewind [Hg.], Historische Volkssagen zwischen Elbe und Niederrhein (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde 49; Deutsche Sagen demokratischen Charakters 2), Berlin 1969, Nr. 173; Bräuer/Metzendorf, Sagen, Erzählungen und Spukgeschichten zit., S. 209 f.; Suter/Strübin, Baselbieter Sagen zit., Nr. 43, 44, 818, 851 u. 960; Walter Albach [Hg.], Sagen und Geschichten aus dem Odenwald, Tübingen ³1981, S. 77 ff.; Heinz Bischof, Spinnstubengeschichten aus dem Murgtal, in: Um Rhein und Murg 1 (1961), S. 147—150.

⁹⁾ Wohl das jüngste Beispiel ist der wirklich lesenswerte Roman von Gerd Fuchs, Schinderhannes, Hamburg 1986. Die bekannten Volksschauspiele in Ötigheim hatten 1986 und 1987 auf ihrer Natur- und Freilichtbühne großen Erfolg mit ihrer Bearbeitung des Dramas „Schinderhannes“ von Carl Zuckmayer, das dieser 1927 geschrieben hatte.

- 10) Günther Ebersold, „Im Wald, da sind die Räuber...“. Die „Winterhauchbande“ im Odenwald zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: *Der Wartturm* 25 (1984), Nr. 2, S. 2–6, hier: S. 4.
- 11) Ebd.
- 12) Vgl. z. B. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 270 vom 24. 11. 1983, S. 64.
- 13) Assion, Weiße, Schwarze, Feurige zit., S. 139 f., vgl. auch ebd., S. 254, Ebersold, „Im Wald, da sind die Räuber...“ zit., S. 4 f.
- 14) Rudolf Schenda, Volkserzählung und Sozialgeschichte, in: *Il confronto letterario* 1 (1984), S. 265–279, hier: S. 270; Helge Gerndt, Volkserzählforschung, in: Edgar Harvolk [Hg.], *Wege zur Volkskunde in Bayern. Ein Handbuch* (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 25; Beiträge zur Volkstumsforschung 23), München–Würzburg 1987, S. 403–420, hier: S. 418.
- 15) Ludwig Pfister, Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde, 2 Bde., Heidelberg 1812; Dieter Preuss und Peter Dietrich, Hölzerlips. Vom poetischen Leben des Odenwälder Räuberhauptmanns, Ravensburg 1983; Wolfgang Seidenspinner, Hölzerlips und Schwarzer Peter. Zur Raub- und Bandenkriminalität im badisch-hessisch-fränkischen Grenzraum im frühen 19. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 129 (1981), S. 368–398; ders., Wirtschaftliche Krisensituation und Bandenkriminalität. Das Beispiel der Spessart-Odenwald-Bande (1802–1811), in: Gherardo Ortalli [Hg.], *Bande armate, banditi, banditismo e repressione di giustizia negli stati europei di antico regime* (= *Storia* 20), Rom 1986, S. 277–304.
- 16) Vgl. zum folgenden Pfister, Actenmäßige Geschichte zit., Bd. 1, S. 51 ff.
- 17) Ebd. S. 146 f. u. Bd. 2, S. 182.
- 18) Ebd. Bd. 1, S. 53.
- 19) Vgl. auch ebd. S. 200.
- 20) Ebd. Bd. 2, S. 326.
- 21) Ebd. Bd. 1, S. 200 f.
- 22) Assion, Weiße, Schwarze, Feurige zit., S. 254.
- 23) Vgl. Seidenspinner, Hölzerlips und Schwarzer Peter zit., S. 368 ff.; ders., Wirtschaftliche Krisensituation und Bandenkriminalität zit., S. 277 ff.
- 24) Die folgenden Ausführungen nach Adam Schmitt, *Der Auszug der Rinecker*, in: *Der Wartturm* 1 (1925/26), S. 54–55; Richard Amann, *Allerhand Streiche von den Rineckern*, ebd. S. 55–56; Rainer Wirtz, *Das Ende der Gemeinde Rineck – Ein Kapitel badischer Sozialpolitik*, in: *Hierzuland* 1 (1986), H. 2, S. 35–39.
- 25) Vgl. z. B. Heinrich Neu, *Aus der Vergangenheit von Hoffenheim*, Hoffenheim 1953, S. 66 f.
- 26) Derartige Vorkommnisse waren zu jener Zeit auch in anderen Dörfern mit einem differenzierten Bevölkerungsaufbau keineswegs unüblich, vgl. z. B. Wolfgang Seidenspinner, „Auf dem Feld Stehlen ist deren mehesten Eltern Kinder-Zucht“. Bemerkungen zur dörflichen Alltagssituation im ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Chronik Stockstadt a. Main. Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung*, Stockstadt 1982, S. 209–216.
- 27) Matthias Zender, Volkserzählungen als Quelle für Lebensverhältnisse vergangener Zeiten, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 21 (1973), S. 114–169.
- 28) Schenda, Volkserzählung und Sozialgeschichte zit., S. 272.
- 29) Den Hinweis verdanke ich Dr. Hans Huth.
- 30) Vgl. z. B. Pfister, Actenmäßige Geschichte zit., Bd. 1, S. 39 f. u. Bd. 2, S. 6.
- 31) Vgl. z. B. Waltraud Woeller, *Illustrierte Geschichte der Kriminalliteratur*, Frankfurt/M. 1985, S. 42 ff.
- 32) Vgl. die Angaben bei Pfister, Actenmäßige Geschichte zit., Bd. 1 passim u. Bd. 2 passim.
- 33) Carsten Küther, *Menschen auf der Straße. Vagierende Unterschichten in Bayern, Franken und Schwaben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft* 56), Göttingen 1983; Ernst Schubert, *Arme Leute, Bettler und Gauer im Franken des 18. Jahrhunderts* (= *Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX: Darstellungen aus der fränkischen Geschichte* 26), Neustadt a. d. Aisch 1983; Wolfgang Seidenspinner, *Herrenloses Gesindel. Armut und vagierende Unterschichten im 18. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 133 (1985), S. 381–386.
- 34) Vgl. die Schilderung bei Pfister, Actenmäßige Geschichte zit., Bd. 1 S. 2 ff.
- 35) Ebd. S. 99 f. u. 103.
- 36) Utz Jeggle, *Die Sage und ihre Wahrheit*, in: *Der Deutschunterricht* N. F. 6 (1987), S. 37–50, hier: S. 49.
- 37) L. E. Genin, *Die volkstümliche deutsche Räuberdichtung im 18. Jahrhundert als Protest gegen den Feudalismus*, in: *Weimarer Beiträge. Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte* 6 (1960), S. 727–746.
- 38) Vgl. dazu z. B. auch Hildegunde Prütting, *Zur Geschichtlichen Volkssage. Erscheinungsform und psychologische Struktur der volkstümlichen Geschichtsüberlieferung untersucht an den Sagen der Pfalz*, in: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* (1953), S. 16–26; Fred Binder, *Zum Geschichtsverständnis der „einfachen Leute“*, in: *Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde* (1970), S. 140–155.

Drei Sagen zum Ursprung der Herzöge von Zähringen

(gewidmet meinem Lehrer Dr. phil. habil. Jürgen Kämmerer†)

Stefan Ph. Wolf, Freiburg

Ganz im Gegensatz zu den Staufern geriet das alemannische Herzogengeschlecht der Zähringer nach ihrem Aussterben fast vollständig in Vergessenheit, gleichwohl sie ihren Nachbarn an Macht und Einfluß nur wenig nachstanden, waren sie doch die Herrscher über das gesamte deutsch-schweizerische Oberrheingebiet und bemühten sich zeitweilig gar um die deutsche Königskrone.

Erst als zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Breisgau zusammen mit der Stadt Freiburg an das 1806 begründete Großherzogtum Baden fiel, erinnerten sich die Herrscher in Karlsruhe der Zähringer, von denen sie doch als Nebenlinie abstammten. Der Erinnerung an die Breisgauer Vorfahren ist es zu verdanken, daß es möglich wurde, dem unnatürlich entstandenen neuen Staatsgebilde Zusammenhalt und Festigung zu verleihen, fühlte sich doch der alemannische Süden des Landes kaum zum fränkischen Norden gehörig, sondern vielmehr dem ebenfalls katholischen Habsburgerreich nahestehend, dem es seit dem 14. Jahrhundert untertan gewesen war. Bewußt nahmen die badischen Großherzöge den Titel eines „Herzogs von Zähringen“ an¹⁾, so wie in der Hauptstadt Karlsruhe selbst auch 1809 eine Zähringerstraße entstand²⁾. Gerade auch bezüglich der Sagensammlung war die Zeit reif: die Romantik mit ihrer idealistischen Hinwendung zu Vergangenheit und Volkstum nahm sich gerne der Sagen, Märchen und Volkslieder an. Im Jahre 1816 veröffentlichten die Gebrüder Grimm in ihren „Deutschen Sagen“ erstmals die so-

genannte Köhlersage über den Ursprung der Herzöge von Zähringen³⁾. Die Biedermeierzeit schließlich wandelte das Ungestüme der Romantik zu Maß und Bescheidung, gleichwohl auch sie das einfache und volkhafte Leben in den Mittelpunkt ihres Handelns stellte. In dieser Zeit sammelte August Schnezler badische Sagen und Geschichten, die er 1846 veröffentlichte⁴⁾. Daneben hatte sich auch Heinrich Schreiber sehr stark mit den Sagen um die Zähringer beschäftigt, denn neben der bloßen Sagensammlung⁵⁾ bemühte er sich auch um ihre historische Verbundenheit. Schließlich fügten Aloys Schreiber und Bernhard Baader weitere Volkssagen über die Zähringer hinzu⁶⁾, so daß über das Herzogengeschlecht doch allmählich eine stattliche Zahl an Volksüberlieferungen zusammenkam, obschon diese im Vergleich zu den Sagen anderer Herrschergeschlechter des südwestdeutschen Raumes eher gering blieb.

Die Zähringersagen sind historische Sagen, denn sie knüpfen an einen historischen Kern, der allerdings sehr schwer zu ermitteln ist und folglich meist Vermutung bleibt. Im Gegensatz zum Märchen ist die Sage an einen bestimmten Ort und an eine bestimmte Zeit gebunden; einzelne Personen können zu einer Persönlichkeit zusammengezogen werden, so wie die Sage überhaupt zur anekdotenhaften Verkürzung neigt. Ursprünglich wurden alle Sagen mündlich überliefert, doch fanden die historischen und somit auch die Zähringersagen meist schriftlichen Niederschlag.

1. Die Köhlersage des Johann Sattler

Die sogenannte Köhlersage, die den Ursprung der Herzöge von Zähringen von einem Schwarzwälder Köhler herleitet, ist bisher nur ein einziges Mal schriftlich nachweisbar, nämlich in der „Chronike Der Stadt Freyburg in Brisgaw“ des Johann Sattler. Dieser wurde wohl 1468 in Weilheim unter Teck (oder Balingen) geboren und bekleidete nach seinem Studium in Freiburg um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert das Amt des Münsterkaplans ebenda, als was er am 8. Juni 1523 starb⁷⁾. Er selbst erzählt von einem Ratsessen, zu dem er eingeladen war und bei dem der Wunsch nach einer Geschichte der Stadtgründer geäußert worden sei, „de ducum scilicet de Zähringen origine, vita, moribus, actibus, operationibus, duratione, ac exercitu“⁸⁾.

Aber erst 1698 gab Johann Schilter die von Sattler verfaßte Chronik nach einer 1870 (?) verloren gegangenen Straßburger Handschrift als Anhang zu der Elsäßischen Chronik des Jacob von Königshoven heraus⁹⁾, ohne jedoch den Urheber der Schrift zu nennen, was erstmals Johann Schöpflin tat¹⁰⁾.

Diese Köhlersage erlangte gegenüber den anderen Sagen um die Zähringer einen verhältnismäßig hohen Bekanntheitsgrad, der durch die Aufnahme in den „Deutschen Sagen“ der Gebrüder Grimm noch gesteigert wurde.

Von dem Ursprung der Hertzogen von Zeringen.

Die sag ist/ das die Hertzogen von Zeringen vor zeitten Köler seind gewesen/ unnd haben jr wonung gehabt in dem gebirg/ unnd den welden hinder Zeringen dem schlos/ da es dan itzund stehett/ unnd haben alda kollen gebrent. Nun hatt es sich begeben/ das derselbig Köler an einem ordt in dem gebirg kollen hatt gebrant/ unnd hatt mit demselbigen grund unnd erden den kolhauffen bedeckt/ unnd den ungefert, also do ausgebrant.

Da er nun die kollen hinweg hatt gethan/ hatt er an dem boden eyn schwere geschmeltzte

materij funden/ unnd das also besichtigett/ do ist es gut silber gewesen/ also hatt er fürder immerdar an demselbigen ordt kollen gebrant/ unnd wider mit derselbigen erden unnd grundt bedeckt/ unnd da aber silber funden wie vor/ darbey er hatt mercken können/ das es des bergs unnd des grunts schuldt sey/ unnd hatt solches in einer geheim bey jm behalten/ unnd damit von tag zu tag an demselbigen ordt kollen gebrant/ unnd ein grossen schatz silbers darmit zusammen bracht. Nun hatt es sich in solcher zeit begeben das ein König vertriben wardt vom Reich/ unnd flohe auf den berg in Breisgaw genant der Keyserstull/ mit weib unnd mit kindern/ unnd allem sein gesind/ unnd leid dar gar viell armutt mit den seinen. Nun lies er darnach ausruffen/ wer der were der jm hülf wolt thun/ darmit er wieder zum Reich möcht kommen/ dem wolt er ein tochter geben/ unnd jn zu einem hertzogen machen. Da nu das der vorgeant Köler vernam/ do fügte es sich/ das er mit etlicher bürd silbers zu dem König sich fügte/ unnd an jm begerett/ das er sein sonn wolt werden/ unnd das er jm sein dochter wolt geben/ unnd darzu das landt und die gegene/ do dan itz Zeringen das schlos unnd die stadt Freyburg steht/ so wolt er jm ein solchen schatz von silber geben unnd überlieffern/ darmit er woll das Reich wider gewinnen unnd überkommen kund. Do nun der König solches verstund/ verwilliget er darein unnd thett/ wie er versprochen hatt/ unnd gab dem Koler/ den er zum son annam/ die dochter zu der ehe/ unnd die gegene des landts darzu/ wie er das begeret hatt. Da hub der sun an/ unnd lies das ertz schmelzen/ unnd überkam gros gut darmit/ unnd bauet Zeringen unnd das schlos/ do macht jn der Römische König sein schweker zu einen Hertzogen zu Zeringen/ unnd nant jn ein Hertzogen von Zeringen/ darnach bawet er die statt Freyburg in Breisgaw/ unnd andere umbligende stett unnd schlösser mer/¹¹⁾

Drei Grundzüge weist die von Sattler ausdrücklich als „sag“ gekennzeichnete Entste-

hungsgeschichte des Herzogengeschlechtes auf; einem im Schwarzwald lebenden Köhler gelingt es, mit seinem in der Nähe der späteren Zähringerburg gesammelten Silber dem durch Feinde bedrängten König zu helfen, woraufhin dieser ihn zu seinem Schwiegersohn macht und ihm den Titel eines Herzogs von Zähringen verleiht.

Das Volk machte also einen der niedersten Gesellschaftsstufe angehörenden Mann zum Stammvater der mächtigen Adelsfamilie, einen Köhler, der durch seine Tätigkeit in der Abgeschiedenheit des Waldes lebte und somit in unmittelbarer Beziehung zur Natur stand. Fridrich Pfaff sieht darin eine ausgleichende Gerechtigkeit, die das Volk mit der Hoffnung verband, einst selbst als Niedriggeborener zu hohen Ehren aufzusteigen¹²). Vielleicht schwingt sogar eine gewisse verchristlichte Vorstellung mit, wonach auch Jesus geringsten Standes war, denn der König nahm den Köhler „zum son“ an, wie er ihn auch immer wieder als „sonn“ oder „sun“ bezeichnete! Da während des gesamten Mittelalters die von der Kirche erst langsam zurückgedrängten germanisch-keltischen Vorstellungen im einfachen Volke noch lange lebendig blieben, muß die Vermutung geäußert werden, daß der germanische Glaube, wonach ein Adelsgeschlecht seine Herkunft von einer Gottheit ableitete und damit „Heil“ errang, in der Sage noch nachvollziehbar ist. So entstand auch um 1160 in den kaiserlichen Kanzleien die Bezeichnung „Heiliges Reich“, um im Kampfe mit dem Papsttum dessen göttliche Herkunft zu betonen! Da nun der „Römische König“ selbst den Köhler in den Adelsstand versetzt, ist die Verbindung hergestellt, welche durch die Heirat mit der Königstochter noch bestärkt wird. Noch zu bemerken bleibt, daß wie in den meisten Sagen und Märchen der König nicht als Kaiser bezeichnet wird, was die Erinnerung an den germanischen Herrkönig, der gleichzeitig Oberpriester war, zusätzlich wach hält. — Doch hatte sich der König „auf den berg in Breisgaw genant der Keyserstull“ gerettet, den das Volk in der Tat

aufgegriffen haben dürfte und zu einem Bestandteil der Sage machte, wohl um sich den Namen des Berges zu erklären¹³). Fridrich Pfaff ergänzt, daß, obwohl der Name Kaiserstuhl erst im 14. Jahrhundert belegt sei, schon früh viel Königsgut dort gelegen habe, weshalb der Berg als Sitz oder Landgut des Kaisers angesehen worden war¹⁴), wobei das Volk zwischen der Bezeichnung „Kaiser“ und „König“ keinen Unterschied machte¹⁵). Als Anhaltspunkt für einen historischen Kern hat vor allem die Gestalt des Königs größeres Interesse hervorgerufen, ohne daß er allerdings eindeutig bezeichnet werden konnte. Unwahrscheinlich ist die von Pfaff vertretene Ansicht, wonach mit dem König der Sage der Sohn Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig, gemeint sein könnte, der als Gegenspieler zu Philipp von Schwaben im Jahre 1212 vom Zähringer Berthold V. in Breisach geduldet worden war, bis dieser sich nach der Ermordung Philipps für Friedrich von Staufen entschied¹⁶). Denn diese Möglichkeit bezieht sich auf einen Zeitraum, der kurz vor dem Aussterben des Zähringerstammes steht, und somit völlig den Gesichtspunkt außer Acht läßt, auf den in der Sage großen Wert gelegt wird, nämlich den Reichtum durch die Silbergewinnung und das damit verbundene plötzliche Auftreten der Zähringer!

Daß in Sagen aus Kohlen oft Gold oder Silber wird, ist ein beliebtes Motiv des Volksglaubens, zumal im Südschwarzwald, wo während des gesamten Mittelalters Köhlerei und Silberbergbau zu den typischen Wirtschaftszweigen gehörten¹⁷). Unter diesem Hintergrund ist deshalb die Vermutung von Heinrich Schreiber, daß der König der Sage Otto der Große gewesen sei, wesentlich wahrscheinlicher¹⁸). Diesem nämlich leisteten seine beiden Brüder sowie die Herzöge von Bayern, Franken und Lothringen Widerstand, der aber erst nach schweren Kämpfen gebrochen werden konnte. Dabei wurde 938 auch die vom Frankenherzog Eberhard besetzte Festung Breisach genommen. Unter den Gefolgsleuten Ottos dürfte auch ein Bir-

tilone gewesen sein, der — den König mit Geld und Leuten unterstützend — zum Danke mit Reichsgut belohnt worden war. Ob das Zähringer Schloß tatsächlich über einer alten Köhlerstätte gebaut wurde, sei dahingestellt; jedenfalls mußte es Otto dem Großen daran gelegen sein, treue Gefolgsleute gegenüber Breisach zu wissen, auch wenn diese damals natürlich noch keine Herzöge waren, so wie die Zähringer Burg für einen solchen Adelsstand auch viel zu unbedeutend war.

Die Möglichkeit, daß mit dem König der Sage Otto der Große gemeint ist, könnte eine Bestätigung in einer Bemerkung des Berner Chronisten Konrad Justinger finden, wonach der Urahn des Zähringergeschlechtes einer der vier Söhne eines aus sächsischem Hause stammenden Königs — und Otto der Große war Sachse — sein soll, der von seinem Vater nach Zähringen geschickt worden sei¹⁹).

In Sattlers Sage ist noch sehr deutlich das für das Mittelalter typische und tief im germanischen Kulturleben wurzelnde Treueverhältnis erkennbar, welches durch den „dienst“ der Gefolgschaft und durch den „lön“ des Fürsten bestimmt war, wobei die Nichterfüllung der Bestimmung durch eine der beiden Seiten das auf Gegenseitigkeit beruhende Verhältnis aufheben konnte und somit einem Vertrag ähnlich war. Auch in der Sage wird ein regelrechter Vertrag ausgehandelt, in dem der König den Forderungen des Köhlers („er [...] begerett“) zustimmt („verwilliget er darein“), um sein Reich wiederzugewinnen. Dabei ist allerdings auffallend, wie selbstbewußt der spätere Herzog dem König gegenübertritt und zur Hilfe erst dann bereit ist, nachdem der König ihn zu seinem Sohn gemacht sowie ihm seine Tochter und das vorher vereinbarte Gebiet gegeben hatte. Erst danach „hub der sun an/ unnd lies das ertz schmelzen“, woraufhin der König den Köhler zum Herzog ernennet. Wie das Reich wiedergewonnen wird, ob es überhaupt gelingt, berichtet Sattler nicht. — Wäre es nicht möglich, daß Sattler, der selbst in der Zeit der Reichsreformbewegung lebte und sehr deutlich die Ohnmacht

von Kaiser und Reich gegenüber den Territorialfürsten wahrgenommen haben dürfte, diese Erfahrungen bewußt oder unbewußt in die Sage hat miteinfließen lassen?

2. Die Köhlersage nach Aloys Schreiber

Eine zweite Variante der Köhlersage ist in der Forschung bisher völlig unberücksichtigt geblieben, gleichwohl sie eine Fülle weiterer Einzelheiten in die Darstellung miteinfließen läßt. Aloys Schreiber machte sie erstmals 1829 in einer Zusammenstellung rheinländischer Sagen der Öffentlichkeit zugänglich, ohne daß sie allerdings Eingang in die Sagenforschung gefunden hätte sondern vielmehr in Vergessenheit geriet! — In einem Nachsatz machte Schreiber auch darauf aufmerksam, daß Sattler diese Sage „mit einigen Abänderungen“ nacherzählt habe²⁰), womit er — wengleich auch ohne nähere Erklärung — eine Reihenfolge bezüglich der Entstehung und Abhängigkeit der beiden Sagen festlegte.

Der Köhler

Im Gebirg, ohnfern der Stelle, wo die Burg Zähringen steht, lebte in uralter Zeit ein Köhler mit seinem Sohne. Sie nährten sich redlich von ihrem Gewerbe, doch hatte der Sohn kein sonderliches Gefallen daran, denn seit er einmal, am Hoflager des Herzogs, die stattlichen Ritter und die schöngeschmückten Frauen bey einem Kampfspiele gesehen hatte, war sein Sinn nach etwas Höherem gerichtet, und er bat seinen Vater oft, ihn bey einem wackern Ritter in Dienst treten zu lassen. Der Alte mochte jedoch von solchen Dingen nichts hören, und fertigte den Jüngling jedesmal mit dem Sprüchlein ab: Der Mensch müsse nie über seinen Stand hinausstreben. Eines Tags, als beyde, wie häufig geschah, über diese Sache in einen kleinen Zank gerathen waren, kam ein alter Mönch des Wegs daher. Nachdem er die Ursache des Zwists vernommen, betrachtete er den Jüngling gar aufmerksam, ergriff die Hand desselben, als wollte er aus den Linien etwas herauslesen,

und sagte alsdann freundlich, indem er ihm seinen Segen gab: mit Gott, dies sey Dein Wahlspruch, mein Sohn. Er zeigte hierauf dem alten Köhler einen Platz, dort sollte er fürder seine Kohlen brennen. Der Köhler that nach den Worten des Mönchs, und gleich nach dem ersten Brand fand er dort einen großen Klumpen geschmolzenen Silbers. So geschah es auch die folgenden Male, und der Köhler sammelte, nach und nach, einen großen Schatz, den er sorgsam in einer Felsenhöhle verbarg.

Um diese Zeit trug sich's zu, daß der Herzog in einen unglücklichen Krieg verwickelt wurde, und sich zuletzt genöthigt sah, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern und wenigem treuen Gesinde eine Zuflucht in der Wildniß auf dem Kaiserstuhl zu suchen. Es wäre ihm leicht gewesen, einen neuen Heerhaufen zu sammeln, und den Feinden die Spitze zu bieten, allein er mangelte des Geldes, und mußte nun mit den Seinigen Noth und Ungemach ertragen. Das hörte der alte Köhler, und sagte zu seinem Sohn: Geh hinüber auf den Kaiserstuhl, und biete dem Herzog unsern Schatz an und Deinen Arm. Der Jüngling gehorchte mit Freuden, und der Herzog war eben so erstaunt als gerührt über dieses Anerbieten. Er rief seine Gemahlin und seine Kinder, und stellte ihnen den Jüngling vor. Mit dem Schatze wurden nun, in der Stille Söldner erworben, und der Herzog überfiel seine Feinde, die sich schon sicher glaubten im Besitz des Landes, ganz unerwartet. Der junge Köhler führte sein Schwert bey dieser Gelegenheit so kräftig, daß er viel zum Siege beytrug. Noch schöner bewährte sich seine Tapferkeit in einem zweyten Treffen, wo er den feindlichen Heerführer gefangen nahm, und dadurch dem Krieg ein Ende machte. Der Herzog bewies sich höchst dankbar — er machte den jungen Köhler zum Herrn großer Ländereyen, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin.²¹⁾

Eine genauere Festlegung der gegenseitigen Abhängigkeit der beiden Sagen ist in der Tat

kaum möglich, zumal Schreiber keinerlei Quellenangaben über die Herkunft seiner Köhlersage machte. Einerseits besteht die Möglichkeit, daß Sattler eine ursprünglich durch viele Einzelheiten umfangreichere, aber durch das Volk allmählich vereinfachte Sage der Nachwelt überlieferte; umgekehrt könnte aber auch das Volk durch seinen Phantasie Reichthum die ursprüngliche Sage durch Hinzudichtung weiterer Bestandteile erweitert haben. Ebenso könnte Sattler die Sage auch abgeschrieben und dabei Vereinfachungen vorgenommen haben, womit das Gesetz der „lectio difficilior“, d. h. der schwierigeren Lesart Anwendung fände.

Vergleicht man die beiden Sagen miteinander, so kann festgestellt werden, daß sich die Schreibersche Sage durch eine wesentlich reichere Detailfreudigkeit auszeichnet. Während bei Sattler der Köhler in einer Figur dem König gegenübertritt, teilt sie sich bei Schreiber in den Vater und den Sohn, welche beide sehr unterschiedlich charakterisiert werden. So ist sich der alte Köhler seiner Standeszugehörigkeit wohl bewußt und wird derart zum ordotheologischen Vertreter des Hochmittelalters („Der Mensch müsse nie über seinen Stand hinausstreben“), wohingegen sein Sohn den Übergang zum Spätmittelalter darstellt, indem er seinen Stand verlassen und zum Ritter aufsteigen will, um am Hofleben teilnehmen zu können. Die Sage spricht dabei jene für das Mittelalter und seine Literatur typischen Merkmale um die „stattlichen Ritter“ und die „schöngeschmückten Frauen“, die „Kampfspiele“ sowie um den Brauch, als Knappe in den „Dienst“ eines „wackern Ritter[s]“ zu treten, an. — Als um 1250 Wernher der Gartenaere in seinem „Meier Helmbrecht“ den allmählichen Verfall des Rittertums am Ende des Hochmittelalters anschaulich darstellte, und zwar anhand des standesvergessenen Bauernburschen Helmbrecht, der sich unter die Ritter mischend nach einem gottlosen und üppigen Leben ein schreckliches Ende nimmt, fand seine Verserzählung in ganz Deutschland weiteste Verbreitung.

Somit wird die in der Sage einen breiten Raum einnehmende Auseinandersetzung um den sozialen Aufstieg zu einem wichtigen Datierungsmerkmal, welches durch zusätzliche Bestandteile der Sage eine Erweiterung erfährt.

So taucht als nächstes ein Mönch auf, welcher den Sohn des Köhlers in seinem Bestreben bestärkt, indem er ihm seinen Segen erteilt: „Mit Gott, dies sey Dein Wahlspruch.“ Ein letzter Rest archaischen Kulturgutes wird dabei aus der Bemerkung ersichtlich, daß der Mönch die Hand des jungen Köhlers ergreift, „als wollte er aus den Linien etwas herauslesen“. Aber erst im 16. Jahrhundert gestattete die Kirche schließlich diese später auch als Wissenschaft betriebene Handlesekunst (Chirologie)²²). Auch indem der Mönch dem alten Köhler den Silberreichtum vermittelt, der damit gleichsam als Wunder verchristlicht wird, stellt die Sage eine Verbindung her zwischen archaischem und kirchlichem Kulturdanken. Ganz im Gegensatz dazu wird in der Sattlerschen Sage die Silbergewinnung als Natursegens betrachtet, was als weiteres Merkmal dafür angesehen werden kann, daß die Sage von Schreiber jünger ist.

Nimmt man die in der Sage dargestellte außerordentlich enge Verbindung zwischen Herrscher und Volk, so muß immerhin die Frage gestellt werden, ob mit dem Herzog der Sage nicht ursprünglich der König gemeint war, der sich schließlich mit der historisch gesehen zunehmenden Macht des Adels zu einem Herzog gewandelt hatte? — Vielleicht erinnert die Sage aber auch an das alemannische Herzogtum, das 1096 unter den Zähringern und Staufern geteilt worden war? — Jedenfalls zeigte sich diese tief im Volke wurzelnde Verbundenheit zu seinem König das ganze Mittelalter hindurch und fand mit den Reichsreformbestrebungen am Übergang zur Neuzeit gerade auch am Oberrhein ihren Höhepunkt. Hervorzuheben sind dabei die volkstümlichen, in deutscher Sprache verfaßten Schriften „Reformatio Sigismundi“, die sich an Friedrich III. wandte, so-

wie das Werk des sogenannten Oberrheinischen Revolutionärs, das an Maximilian I. gerichtet war.

Hinzu kommt, daß der vermeintliche Herzog in keinerlei Weise ergänzende Erklärungen erhält, was allgemein in den Sagen nur beim König der Fall ist. Geht man also davon aus, daß mit dem Herzog tatsächlich der König gemeint war, so scheint in der letztendlich gemeinsamen Beendigung des Krieges durch Herrscher, Volk und Kirche ein historisches Ereignis miteingeflossen zu sein, welches den einfachen Mann das ganze Mittelalter hindurch beschäftigt hat, da er wohl am meisten davon betroffen war, nämlich die gemeinsame Bekämpfung des Fehdewesens. Unter dem Einfluß der von den Cluniazensern ausgehenden Gottesfriedensbewegung zum Schutze der wehrlosen Bevölkerung gelang es schon Heinrich III. sowie dessen Sohn Heinrich IV. das Fehdewesen zu mildern. Doch die Durchsetzung eines Landfriedens konnte erst am Ende des Mittelalters unter Maximilian I. durchgesetzt werden. Gerade die genannten Kaiser strebten zur Stärkung der Reichsgewalt nach einer besonders engen Verbindung zum Volke.

Unter Berücksichtigung der genannten Merkmale ist es wahrscheinlicher, daß die Sattlersche Sage zeitlich älter einzustufen ist als die zweite Version der Sage von Aloys Schreiber.

3. Die Sage vom unterirdischen Gang

Auf symbolische Weise scheint eine weitere Sage, die von August Schnetzler aufgezeichnet wurde, ebenfalls auf den Ursprung der Herzöge von Zähringen hinzuweisen, auch wenn sie in keinem erkennbaren Zusammenhang mit einer der beiden Köhlersagen zu stehen scheint.

Der unterirdische Gang in das Münster

Die alten Herzöge liebten Sicherheit und Bequemlichkeit. Darum ließen sie sich von ihrem Schloße herab einen Gang unter der Erde

machen in das Münster und stiegen dann, un- gesehen von dem Feinde, oder wenn es kalt war an hohen Festtagen, aus dem Hahnent- hurme herauf und setzten sich in ihren Chor- stuhl. Rechts vom Gange liegt auch das Ge- wölbe, wo die uralten Münsterschätze und Münsterbriefe aufbewahrt werden, ein uner- meßlicher Reichthum. Da steht es geschrie- ben, daß Meister Erwin das Münster gebaut hat, und liegen noch seine Zeichnungen da. Der Gang ist aber vom Berge herunter ver- schüttet; im Münster findet man ihn bei dem Steine mit a b c. Ich weiß von einem Herrn am Münster, der lange Zeit nach diesem Steine gesucht und beinahe den Hahnenturm bau- fällig gemacht hat. Da hat man es ihm aber verboten, was er seinen Obern nie verzeihen konnte. Denn noch auf dem Todtette hat er versichert, er wäre gerade daran gewesen, den rechten Stein mit dem a b c zu finden.²³⁾

Die Erzählung, von der Schnezler allerdings keine Quelle angab, zeigt das — wenngleich auch vergebliche — Bemühen des Volkes, die in Vergessenheit geratene oder doch jeden- falls unbekannte Herkunft der Zähringer auf symbolische Weise darzustellen. Das Mün- ster, wo sich die Bevölkerung der Stadt Frei- burg und ihrer Umgebung zum regelmäßigen Gottesdienst versammelte, wird zum Mittel- punkt der Sage. Der Schauplatz stellt gleich- sam die Öffentlichkeit dar, die vom einfachen Handwerker bis hin zum Kaufmann und gar zum Adeligen reichte. Und zu diesem Mün- ster nun führt ein unterirdischer, der Öffent- lichkeit verborgener Gang, durch welchen die Herzöge von den Augen der Bevölkerung un- erkannt in das Gotteshaus gelangen. Somit wird dieser Gang ein Symbol für den Ur- sprung der Zähringer, welcher dem Volk un- erkannt, „verschüttet“ blieb. Bezeichnender- weise soll sich die Öffnung zum Gang bei ei- nem bisher noch nicht entdeckten Stein mit den Buchstaben „a b c“ befinden, also mit den Anfangsbuchstaben des Alphabetes, was er- neut symbolisch auf die Herkunft der Zährin- ger hindeutet.

Auch darf selbstverständlich der mit den Herzögen in Zusammenhang stehende Reichtum nicht unerwähnt bleiben, der in Form des Münsterschatzes, „ein unermeßli- cher Reichthum“, auftaucht und in einem Ge- wölbe neben dem unterirdischen Gang aufbe- wahrt wird, folglich auf den Silberbergbau unter den Zähringern hinweist.

Anmerkungen:

¹⁾ So erschien der Titel vor allem bei amtlichen Verlautbarungen sowie im Siegel.

²⁾ Und zwar wurde sie nach dem damaligen Gast- haus „Zum Zähringer Hof“ benannt; ebenfalls gibt es heute noch eine Bertholdstraße. Vgl. Adreßbuch der Stadt Karlsruhe 1983. Bd. 1: Ehrentafeln, Wirt- schaftsspiegel der Stadt Karlsruhe, Namen- und Firmenteil, Straßen- und Häuserteil. Karlsruhe [1983], S. 482.

³⁾ Deutsche Sagen. Hrsg. v. [Jakob u. Wilhelm] Grimm. Berlin 1816—1818. Vgl. hierzu den ersten Band, Nr. 523, S. 247—249. Die Sage wird nach der damals noch anonymen „Chronicke Der Stadt Freyburg in Brisgaw“ zitiert.

⁴⁾ Badisches Sagen-Buch. Eine Sammlung der schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Le- genden des Badischen Landes aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter. Hrsg. v. August Schnezler. Bd. 1: Vom Bodensee bis zur Ortenau. Karlsruhe 1846.

⁵⁾ Die Volkssagen der Stadt Freiburg im Breisgau und ihrer Umgegend. Gesammelt u. mit geschichtl. Nachweisen hrsg. v. Heinrich Schreiber. Freiburg im Breisgau 1867.

⁶⁾ Schreiber, Aloys: Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. 2., sehr vermehrte Aufl. Heidelberg 1829. — Baader, Bernhard: Volkssagen aus dem Lande Baden und den angren- zenden Gegenden. Karlsruhe 1851.

⁷⁾ Vgl. dazu Feger, Robert: Vorwort. In: Ders. (Hrsg.): Chronik der Stadt Freiburg im Breisgau. Unveränd. Nachdr. Freiburg 1979, S. VI—IX.

⁸⁾ Zit. nach Albert, Peter [P.]: Die Geschichts- schreibung der Stadt Freiburg in alter und neuer Zeit. In: ZGO 55 (1901), S. 529.

⁹⁾ [Sattler, Johann]: Origines civitatis Friburgi in Brisgovia oder Chronicke Der Stadt Freyburg in Brisgaw. Im Anhang zu Königshoven, Jacob [Twinger] von: Die Älteste Teutsche so wol Allge- meine Als insonderheit Elsassische und Straßburgi- sche Chronicke/von Jacob von Königshoven/Prie-

ster in Straßburg. Von Anfang der Welt biß ins Jahr nach Christi Geburth MCCCLXXXVI beschrieben. Hrsg. v. Johann Schilter. Straßburg 1698. — Die Sattlersche Chronik wurde 1979 als unveränderter Nachdruck von Robert Feger herausgegeben (vgl. Anm. 7).

¹⁰⁾ Schöpflin, Johann Daniel: *Historia Zaringo Badensis*. 7 Tle. Karlsruhe 1763—66. Hier: Lib. II, cap. 9, § 4, S. 207.

¹¹⁾ Sattler, S. 44—45.

¹²⁾ Pfaff, Fridrich: Die Sage vom Ursprung der Herzoge von Zähringen. In: Ders.: *Volkskunde im Breisgau*. Freiburg im Breisgau 1906, S. 20.

¹³⁾ So Petzoldt, Leander (Hrsg.): *Historische Sagen*. Bd. 1: Fahrten, Abenteuer und merkwürdige Begebenheiten. München 1976. [= Beck'sche Sonderausgaben.], S. 371, Nr. 110; Wehrhan, Karl: *Die deutschen Sagen des Mittelalters*. Bd. 2. München 1920. [= Deutsches Sagenbuch. 3.], S. 24.

¹⁴⁾ Pfaff, S. 26—27.

¹⁵⁾ Wehrhan, S. 24.

¹⁶⁾ Pfaff, S. 29.

¹⁷⁾ Gothein, Eberhard: *Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften*. Straßburg 1892, Bd. 1, S. 666.

¹⁸⁾ Schreiber, Heinrich: *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*. Tl. 1: Von der ältesten Zeit, bis zum Tode Herzogs Berthold V. von Zähringen. Freiburg 1857, S. 20—22.

¹⁹⁾ Justinger, Conrad: *Berner-Chronik, von Anfang der Stadt Bern bis in das Jahr 1421*. Hrsg. v. [E.] Stierlin u. [I. R.] Wyß. Bern 1819, S. 14—15.

²⁰⁾ Schreiber, Aloys, S. 224.

²¹⁾ S. 222—224.

²²⁾ So wurde die Handlesekunst von der Kirche durch einen Hinweis in der Bibel gerechtfertigt: „So legt er [d. i. Gott] alle Menschen unter Siegel, daß die Leute erkennen, was er tun kann“ (Hiob 37, 7).

²³⁾ Schnezler, S. 368.

Sagen aus Baden

Notizen zum Büchermarkt und zu jüngeren Forschungsansätzen

Wolfgang Seidenspinner, Karlsruhe

Sagen haben heute Konjunktur. Vor nicht allzu langer Zeit erst hat Helge Gerndt festgestellt, daß kaum je zuvor der Buchmarkt mit so vielen Sagenbüchern überschwemmt wurde, wie in den letzten anderthalb Jahrzehnten¹). Er wies auf ähnlich hohe Publikationswellen in den 20er Jahren und in der Zeit zwischen etwa 1850 und 1870 hin, um dann die Frage anzuschließen, ob dieser Befund auf ganz bestimmte Eigentümlichkeiten dieser Zeitabschnitte hinweist und damit Sagen als epochenspezifischer Ausdruck, als Zeichen der Zeit anzusprechen sind. Diese Frage ist sicher positiv zu beantworten, wie auch die folgenden Ausführungen Gerndts zeigen.

Es dürfte außer Zweifel stehen: Sagen üben auch und gerade in unserer Zeit eine gewisse Faszination aus. Für den modernen aufgeklärten Menschen sind dies häufig Geschichten, die in eine ferne, oft als mythisch verstandene Zeit zurückführen und aus diesen vergangenen Jahrhunderten von uns meist seltsam anmutenden Begebenheiten berichten, die in einem deutlichen Gegensatz zur Rationalität unseres Zeitalters stehen. Die in einem etwas anderen Zusammenhang geäußerte Formulierung von Lutz Röhrich beschreibt dieses Nebeneinander recht treffend: „Neben einer Welle der Rationalisierung und Entmythologisierung gibt es immer wieder auch eine neue Magisierung. Neben dem Sturz der Heroen steht eine neue Heroisierung“²).

Es sind nicht so sehr die neuen Sagen, die Sagenbildungen unseres Jahrhunderts, die das

Interesse der Heimatforscher und Sagensammler finden. Vielmehr sind es die „alten“ Sagen, die Texte traditionellen Zuschnitts und Inhalts, die von einer untergegangenen traditionellen Welt künden, die uns heute meist nur noch als Buchsagen entgegentreten. Solche „Volks“erzählungen sprechen offenbar besonders an — und sie bewegen sich damit ganz in den Bahnen des 19. Jahrhunderts³) —, wenn sie in der näheren Umgebung angesiedelt sind, aus der Heimat erzählen und einen Bezug zu dieser herstellen. Besonders deutlich wird dieser Konnex in Sagensammlungen, die beide Begriffe, Sage und Heimat, im Titel führen⁴). Diese Sagen, von denen man nun schon seit Jahrhunderten meint, sie in letzter Minute retten zu müssen, und die man daher immer wieder aus älteren Publikationen abschreibt und zum Teil auch umformuliert, sollen beitragen zu einer Stabilisierung der Verbundenheit mit diesem Raum, zu einer Festigung des Heimatbewußtseins, zur Produktion und Verstärkung von Identität. Die Bereitschaft zum Konsum der Ware Sage ist jedenfalls vorhanden, es besteht ganz offensichtlich ein Bedürfnis, das sicher nicht nur ein Ergebnis der Werbemaßnahmen der Verlagsstrategen ist, sondern tiefer liegt.

Die eingangs angesprochene Feststellung Helge Gerndts trifft auch für den badischen Raum zu. Nicht wenige Sagensammlungen aus Baden sind in den letzten Jahren erschienen. Ein Teil der heute lieferbaren Bände soll nun im folgenden kurz in alphabetischer Rei-

henfolge der Verlage vorgestellt werden. Es ist dabei weder beabsichtigt, alle lieferbaren Titel zu berücksichtigen, noch können die einzelnen Bände ausführlich besprochen werden. Nur auf einige Fragestellungen hin sollen sie näher betrachtet werden.

Das pfälzisch-fränkische Sagenbuch. Zwischen Rhein und Tauber, gesammelt und herausgegeben von Peter Assion, Rudolf Lehr und Paul Schick, Karlsruhe: Badenia 1983.

Die Sammlung bietet insgesamt 528 Sagentexte, die grob gesprochen aus dem Land zwischen Rhein und Tauber stammen, wie ja auch der Untertitel ausweist. Innerhalb der recht unterschiedlichen Landschaften von der Rheinebene bis ins Jagst- und Kochertal und vom Kraichgau bis an den Main, die der Band des Badenia Verlags abdecken will, scheint sich der Odenwald als Sagenlandschaft besonders hervorzuheben. Das Vorwort von Peter Assion betont den Unterschied zwischen „echter Volksüberlieferung“ und von Gebildeten gedichteten romantisch gefärbten Kunstsagen des 19. Jahrhunderts.

Die meisten der in hochdeutscher Sprache vorgelegten Sagen gehen auf ältere Publikationen zurück, einige auf schriftliche Mitteilungen und die Volkskunde-Umfrage von 1894/95, nur 13 auf mündliche Erzählung. Möglicherweise sind zu letzteren auch die Sagen zu zählen, die als Aufzeichnung eines der Herausgeber gekennzeichnet sind; solche Hinweise lassen jedoch an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Ein Verzeichnis gibt für jeden Text die Quelle an. Für die auf mündlicher Überlieferung beruhenden Sagen werden der Erzähler, der Ort und das Jahr der Aufnahme mitgeteilt, weitere Angaben z. B. zu Beruf oder Alter des Erzählers werden nicht gemacht. Auch wenn, was selten genug der Fall war, die Erzählfassung in Mundart vorlag, wurde die Übersetzung in die Schriftsprache für diesen Band vorgezogen, vielleicht wegen der besseren Lesbarkeit für weitere Teile der Bevölkerung auch infolge der doch recht unterschiedlichen Dialektfärbun-

gen des berücksichtigten Raumes. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Ortsregister runden mit den kleinen Illustrationen von Bruno Kröll den nach Landschaften gegliederten Band ab.

Ludwig Vögely, Sagen rund um Karlsruhe. Zwischen Pfinz und Murg, Karlsruhe: Braun 1988; ders., Sagen des Kraichgaus. Zwischen Odenwald und Schwarzwald, Karlsruhe: Braun 1987.

Die beiden kurz nacheinander erschienenen Bücher von Ludwig Vögely bilden den Auftakt einer Reihe von Sagensammlungen, mit denen Herausgeber und Verlag offenbar weite Teile Badens abdecken wollen. Denn noch in diesem Jahr sollen zwei weitere Bände aus den Gebieten Freiburg/Kaiserstuhl und Markgräflerland/Wiesental auf den Markt kommen. Die beiden vorgelegten Bände sind gleich aufgebaut, sie gliedern ihr Material nach landschaftlichen Gesichtspunkten. In der Einleitung des Karlsruhe-Bandes, der hier exemplarisch behandelt werden soll, stellt Vögely die Landschaft zwischen Pfinz und Murg vor und strukturiert sie nach ihrem Sagenmaterial. Er macht auf einzelne Sagentypen aufmerksam, beschreibt die Sammeltätigkeit des 19. und 20. Jahrhunderts und stellt unter Hinweis auf eine Verunsicherung der Menschen fest, daß Sagen heute wieder gefragt sind, daß ein Bedarf nach diesen Texten besteht. Ein wichtiger Gesichtspunkt scheint für ihn die Kontinuität zu sein. „Sagen gehen in mythische Zeiten zurück“, „enthalten das Wissen, das von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurde“ (S. 7) und „reichen zurück in die heidnische Vorzeit“ (S. 8).

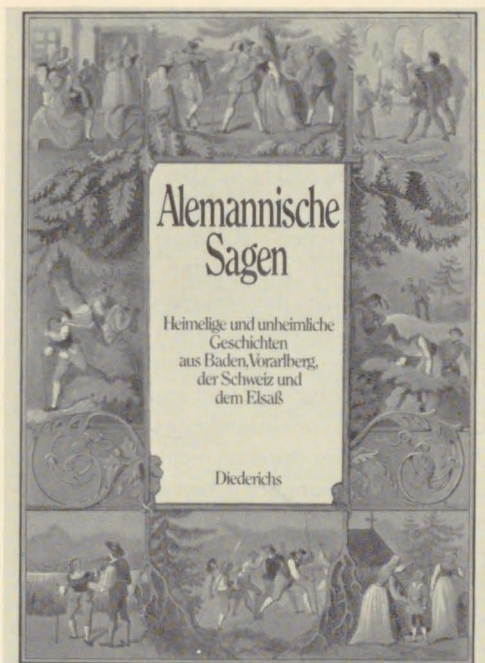
Vögely strebt für seine Bände Vollständigkeit an, will das gesamte Sagenmaterial des jeweiligen Raumes erfassen. In Zusammenhang damit zu sehen ist die von ihm vertretene Ansicht, daß es heute keine neuen Sagen mehr gebe. Im Kraichgau-Band formuliert er: „Mit neuen mündlichen Überlieferungen ist nicht mehr zu rechnen“ (S. 11). Aus dieser Prämisse resultiert, daß er ausschließlich ältere Sa-

genpublikationen auswertet, so z. B. in hohem Maße die Sammlungen von Bernhard Baader. Der Karlsruhe-Band weist 188, der Kraichgau-Band 248 Nummern auf. Für jeden einzelnen Text ist die Quelle nachgewiesen. Außerdem sind beigegeben ein Literaturverzeichnis und ein Ortsverzeichnis. Die Bücher, die sich durch ansprechende äußere Gestaltung auszeichnen, sind z. B. mit alten Holzstichen und Zeichnungen illustriert.

Adolf Hirth, Ein Sagenspaziergang durch die Stadt Bühl (= Die Große Kreisstadt Bühl, Beitrag zu einer Monographie 29), Bühl: Stadtverwaltung Bühl 1985.

Der von Adolf Hirth verfaßte, auf einem Vortrag des Autors beruhende „Sagenspaziergang“ umfaßt Bühl und seine Stadtteile. Nach diesen ist das Bändchen auch gegliedert. Wegen des zur Verfügung stehenden beschränkten Platzes wird nur eine Auswahl der Sagen des Bühler Raumes geboten. Hinsichtlich der Edition bzw. Bearbeitung der Sagentexte kann ein konsequentes Vorgehen nicht festgestellt werden. „In der Sprachform zieht sich der Reigen von der engen Anlehnung an das überlieferte Original bis hin zur Neufassung“, wie Hirth im Geleitwort mitteilt. Von den Texten sind zwei in Mundart gehalten, die übrigen wie üblich hochdeutsch. Die Sagen und Erläuterungen des Autors gehen offenbar ohne Abgrenzungen ineinander über. Die Texte beruhen zwar allesamt auf älteren Publikationen — zumindest ist das Gegenteil nicht zu erkennen —, Quellenverweise werden jedoch nicht gegeben. Nur die häufiger benutzten Quellen sind in einem kurzen Verzeichnis enthalten, wodurch der Autor und Bearbeiter einen „bemerkenswerten“ Umgang mit seinen Materialien demonstriert. Enthalten sind einige illustrierende Fotos und alte Stiche.

Alemannische Sagen. Heimelige und unheimliche Geschichten aus Baden, Vorarlberg, der Schweiz und dem Elsaß, herausgegeben von Ulf Diederichs und Christa Hinze (= Sagen deutscher Landschaften), Köln: Diederichs



1984; auch erschienen: Frankfurt/M. — Berlin: Ullstein 1987.

Der in der Reihe „Sagen deutscher Landschaften“ erschienene Band enthält 301 Sagen. Die Herausgeber weisen in ihrer Einleitung darauf hin, daß es sich bei ihnen um eine Auswahl schon früher veröffentlichter Texte des „alemannischen“ Raumes handelt, der sich ja wesentlich durch seine Sprache definiert. Die Grenzen des berücksichtigten Raumes läßt der Untertitel deutlich werden. Des weiteren werden in der Einleitung einzelne Sagenmotive vorgestellt und regionale Unterschiede und Gemeinsamkeiten angedeutet. Die Herausgeber drucken nicht nur bekannte Sagentexte ab, sondern geben auch Beschreibungen und Reflexionen einheimischer Dichter wieder, mit denen sie ganz in traditionellen Bahnen die Landschaften und ihre Menschen dem Leser näherzubringen suchen. Vielleicht hat man auch aus diesem Grund einige Texte in Mundart aufgenommen, während der weit überwiegende Teil in hochdeutscher Sprache vorliegt. Ein Quellennachweis listet für jede Sage die Belegstelle auf. 130 Abbildungen illustrieren das Buch. Sie sind aus älteren Werken (z. B. Josef Baders Badische Volkssitten und Trachten) übernommen, wobei es schon einmal vorkommen konnte, daß ein Bild eine falsche Bezeichnung erhielt. Literaturverzeichnis und Ortsregister vervollständigen den Band, dessen Taschenbuchausgabe um mehr als die Hälfte wohlfeiler ist. Diese bietet eine geringfügig verkleinerte Wiedergabe, worunter die Qualität der Abbildungen etwas leidet.

Die Schwarzen Führer: Schwarzwald. Etwa 120 geheimnisvolle Stätten in 87 Orten, bearbeitet von Ines Heim, mit einer Einführung von Lutz Röhrich, Freiburg: Eulen Verlag o. J.; *Die Schwarzen Führer: Schwaben — Bodensee.* Über 300 geheimnisvolle Stätten in mehr als 200 Orten, bearbeitet von Erich Viehöfer, mit einer Einführung von Lutz Röhrich, Freiburg: Eulen Verlag o. J.

Der noch junge Freiburger Eulen Verlag knüpft mit seinen Schwarzen Führern, in de-

ren Reihe außerdem noch je ein Band über Franken und über Nordwestdeutschland erschienen ist, an die französische Tradition der „Guides noires“ an. Für die Einführung in die Bände konnte er mit Lutz Röhrich einen wahrlich bekannten Sagen- oder allgemeiner Volkserzählforscher gewinnen. Diese Einführung in die Welt der Sage behandelt die Figuren und Motive dieser Erzählungen, wie auch die Funktionen der Sage und des Sagen Erzählens. Wer sich näher über die Sage informieren will, kann dies hier in aller Kürze tun. Röhrich geht auch auf Konzept bzw. Absicht des Schwarzen Führer näher ein: „Gegenüber den alten und unkritisch immer wieder nachgedruckten Sagensammlungen bieten die ‚Schwarzen Führer‘ einige bemerkenswerte Neuerungen: Abbildungen des Sagen geschehens — meist in Form von Stichen aus älterer Graphik —, vor allem aber genaue Ortsbeschreibungen und historische Nachweise. Dabei werden die Sageninhalte nicht weitschweifend erzählt, sondern auf ihre Grundzüge reduziert“ (S. 7).

Das Vorwort der Bearbeiterin bzw. des Bearbeiters führt noch einmal in die Sage ein und gibt Hinweise zu den benutzten Quellen. Es waren wie in der Regel Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts, aus denen das Material für die Führer geschöpft wurde. Die Bearbeiterin des Schwarzwald-Bandes schreibt: „Aus der Fülle des vorhandenen Materials wurden die wichtigsten und schönsten Beispiele heute noch vorhandener Sagenorte herausgesucht“ (S. 12).

Es werden somit nur Sagenstoffe berücksichtigt, die sich an Baulichkeiten oder in der Landschaft, also topographisch genau festmachen lassen. Angeordnet sind sie in alphabetischer Reihenfolge der Gemeinden, in deren Gebiet die sagenumwobenen Orte liegen. Neben den Sagen bieten die Führer auch historische Hinweise, die unterschiedlichen Objekte sind durch Symbole gekennzeichnet, die mit dem Ortsregister und Übersichtskarten die Bände erschließen. Beide Bände zusammen erstrecken sich über den größeren

Teil von Baden-Württemberg, lassen jedoch den nördlichsten Teil des Landes unbearbeitet. Ein Teil dessen wird im Franken-Band berücksichtigt. Weitere Bände sind im übrigen derzeit nicht geplant.

Der Original-Sagentext, mag er nun im 19. Jahrhundert schon mehr oder weniger von seinem Sammler bearbeitet und umgeformt worden sein, wird in seiner Bedeutung offenbar nur gering geachtet. Dies meint nicht nur, daß er nun noch ein weiteres Mal umgeschrieben und verkürzt wurde, sondern auch daß man dem Leser und Reisenden nicht durch Quellenverweise ermöglicht, die die Grundlage bildenden Texte nachzulesen. Das Quellen- und Literaturverzeichnis bzw. die Literaturliste sind nicht mehr als ein ungenügender Ersatz.

Sagen aus Baden-Württemberg, herausgegeben von Gundula Hubrich-Messow, Husum: Husum 1987.

Das preisgünstige Bändchen aus dem hohen Norden bietet dem Leser 169 Sagen, untergliedert in 16 Themengruppen. Die meisten von ihnen können unter der Kategorie dämonische Sagen zusammengefaßt werden. Sie sind wie üblich älteren Sammlungen entnommen. Das Bändchen sieht sich nicht als Konkurrenz zu den in den letzten Jahren erschienenen baden-württembergischen Sagenbänden, will diese vielmehr ergänzen. Die Herausgeberin versucht daher, andere Sagen bzw. Versionen als jene zu berücksichtigen. Natürlich will man jeden Landstrich Baden-Württembergs wenn auch vielleicht nur mit einer einzigen Sage vertreten sehen. Die Sagen sind entsprechend ihren Vorlagen meist in Hochdeutsch, sehr wenige nur in Mundart gehalten. Kommentare oder Erläuterungen zu den Texten hat die Herausgeberin nicht beigegeben, jedoch ist für jede Sage die genaue Quellenangabe einem Verzeichnis zu entnehmen. Inhaltsangabe und Ortsverzeichnis erschließen das Taschenbuch.

Sagen des Schwarzwaldes, ausgewählt und bearbeitet von Wilhem Straub, Bühl: Konkordia 1982.

Das Sagenbuch von Wilhem Straub umfaßt den ganzen badischen und württembergischen Schwarzwald, die Baar, die Rheinebene bis Karlsruhe und den Kaiserstuhl. Der zugrundegelegte Raum ist damit größer, als der Titel vermuten läßt. Als Quellen für die etwa 250 Sagen dienen wiederum im wesentlichen die bisher erschienenen Sagenbücher. Jedoch ist die Vorlage oder Quelle in keinem Fall angegeben. Ebenso bleibt im Dunkeln, wer die Illustrationen produziert hat. Die Texte sind zuweilen sprachlich überarbeitet. Beigegeben sind dem Band ein Inhalts- und ein Ortsverzeichnis.

Das Nachwort Straubs, das als Vorwort gelesen werden soll, liest man mit gemischten Gefühlen. So ist darin die Rede vom säkularisierten Menschen unserer Tage als einem „Wesen, das sich selbst entwert, entwertet und entwürdigt“ (S. 204). Und um den Menschen wieder zu Wesen, Wert und Würde zu verhelfen, hat sich der Herausgeber entschlossen, dieses Sagenbuch zu veröffentlichen. Daher sind unter die etwa 250 Texte auch nur solche aufgenommen, die „wesenhaft menschliche Bedeutung besaßen“ (S. 204). Abschließend hofft der Autor, daß sein Buch ein „Volksbuch“ werde, „das in unserer Volke eine geistig-seelische und kulturelle Mission erfüllt“ (S. 205).

Sagen und Geschichten aus dem Odenwald, zusammengetragen und herausgegeben von Walter Albach unter Mitarbeit von Albert Allgöwer, Tübingen: Metz³ 1981.

Nicht so extrem wie der eben besprochene Band tradiert auch das Sagenbuch von Walter Albach alte Vorstellungen. Seine kurze Einleitung zeichnet sich durch eine deutlich romantisierende Tendenz aus, durch einen verklärenden Blick auf die Vergangenheit. Auch betont er schon in seinem ersten Satz die angebliche Gebundenheit dieser Prosaerzählungen an reale Gegebenheiten. Die Texte selbst sind älteren Sammlungen meist des 19. Jahrhunderts entnommen, zum Teil leicht überarbeitet, zum Teil mit erklärenden Anmerkun-

gen versehen. So weist Albach bei einer Sage, bei der es allzu offensichtlich ist, darauf hin, daß es sich bei dieser um die Erfindung oder Dichtung eines Theologen und Philologen handelt. Wieviele der unzähligen uns überkommenen „Volks“-Sagen ähnlichen Quellen entsprungen sind, läßt sich im übrigen nur mutmaßen. Das Verständnis von der Textsorte Sage wird auch deutlich, wenn Albach eine Geschichte in Gedichtform abdruckt, die Greta Bickelhaupt im 19. Jahrhundert geschrieben hat, „die man als Sage auffassen kann“ (S. 142). Die Sagen sind mit Ausnahme des eben angesprochenen Gedichts in hochdeutscher Sprache wiedergegeben und über ein Ortsregister erschlossen. Die Quellenstellen sind bei Albach am Ende der einzelnen Sagen angegeben.

Interesse verdienen die sogenannten „Reichenberger Protokolle“. Sie sind insofern bemerkenswert, als die Texte in ihnen nicht als Sagen im Sinne und mit den Implikationen des 19. Jahrhunderts festgehalten wurden, sondern vielmehr als amtliche Niederschriften der Aussagen von Bauern über mysteriöse Erlebnisse, die diesen mit sagenhaften Gestalten widerfahren waren. Die Protokolle wurden vom Gräflich Erbachischen Amt auf der Burg Reichenberg bei Reichelsheim in den Jahren von 1742 bis 1796 abgefaßt. Diese enthalten Aussagen über die Erscheinungen des Rodensteiners oder des Schnellertsherrn, die ja einen heute bekannten Sagenstoff darstellen. Sie waren schon mehrfach Gegenstand von Abhandlungen — Albach zitiert diese ausführlich —, verdienten es aber, noch einmal kritisch untersucht und überprüft zu werden.

Heinz Bischof, Im Schwarzwald und am Hoben Rhein. Sagen aus Südbaden und der Nordschweiz, Kehl — Straßburg — Basel: Morstadt² 1983.

Der Band von Heinz Bischof mit Texten aus dem südbadischen und nordschweizerischen Raum ist nach Landschaften gegliedert. Er greift im wesentlichen auf die bekannten, meist älteren Sagensammlungen zurück. Am

Ende der meist hochdeutschen Sagentexte gibt der Autor an, welchem Werk er sie entnommen hat. Zuweilen schiebt er Passagen ein, die die Landschaften und die Menschen des berücksichtigten Raumes dem Leser näherbringen sollen, z. B. aber auch lokal- und regionalhistorische Fakten vermitteln oder den Dichter Johann Peter Hebel würdigen. Die Sagen wechseln ab mit Gedichten, Volksliedern oder auch Sprichwörtern.

Die Quellenverweise sind nicht konsequent durchgehalten. So fehlen solche schlicht bei manchen Texten. Auch finden sich da und dort nur vage Hinweise wie „Volksmund“ oder „Aargau“, welche Angaben wohl mündliche Überlieferungen suggerieren sollen. Gleiches dürfte in den Fällen gelten, in denen Gewährspersonen angeführt sind. Nähere Aufklärung zu dieser Problematik gibt der Autor jedoch nicht. Ob sich darauf das wohl kaum wörtlich gemeinte Erwandern der Landschaft bezieht oder die Rede vom Ursprünglichen, das trotz aller modernen Weltanschauung heute noch lebe (S. 20), muß fraglich bleiben. Jedenfalls ist den Bezügen auf orale Tradition mit Vorsicht zu begegnen, auch bei den wenigen Stücken in Mundart.

Ein Anhang beinhaltet das übliche Ortsverzeichnis und eine Aufgliederung der Texte nach Sagenkreisen, sowie das Quellenverzeichnis.

Sagen und Schwänke vom Neckar- und Unterland, gesammelt und erzählt von Franz Georg Brustgi, Konstanz: Rosgarten 1969; Sagen und Schwänke vom Bodensee, gesammelt und neu gestaltet von Bernhard Möking, Konstanz: Rosgarten⁵ 1981; Sagen und Schwänke vom Oberrhein, gesammelt und neugestaltet von Max Rieple, Konstanz: Rosgarten 1969; Sagen und Schwänke vom Schwarzwald, gesammelt und neugestaltet von Max Rieple, Konstanz: Rosgarten³ 1981.

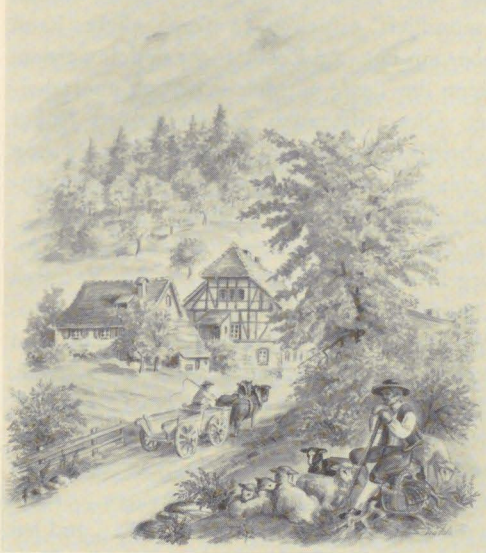
Die vier im folgenden zu betrachtenden Bände gehören in eine vom Rosgarten Verlag herausgegebene Reihe, die Sagen und Schwänke aus den südwestdeutschen Land-

schaften präsentiert. Sie sind weitgehend gleich aufgebaut und ordnen die Sagen und sonstigen Texte nach landschaftlichen Gesichtspunkten. Die vier herausgegriffenen Bände berücksichtigen, wie ja auch die einzelnen Titel deutlich machen, Baden nur teilweise — der eine mehr, der andere weniger — und bieten auch Material aus den angrenzenden Gebieten und Ländern. So beinhalten die Sagen und Schwänke des Schwarzwaldes von Max Rieple im wesentlichen Erzählungen aus dem benannten Mittelgebirge, berücksichtigen aber auch Markgräflerland und Breisgau. Die Sagen und Schwänke vom Oberrhein desselben Autors decken neben ebenfalls Markgräflerland und Breisgau das rechtsrheinische Gebiet bis in die Gegend von Karlsruhe ab, geben aber auch Ober- und Unterelsaß breiten Raum. Weite Teile Schwabens und Frankens vom oberen Neckar bis in die Heidelberger Gegend, ins Zentrum der ehemaligen Kurpfalz, würdigt Franz Georg Brustgi in seiner Zusammenstellung von Sagen und Schwänken vom Neckar- und Unterland. Bernhard Mökings Sagen und Schwänke vom Bodensee schließlich wollen erstmals Sagengut der drei Uferstaaten des „Schwäbischen Meeres“ in einem Band vereinigen.

Zum überwiegenden Teil publizieren die vier Bände bereits früher veröffentlichte Sagentexte. Einer diesbezüglichen Überprüfung entzieht sich der Schwarzwald-Band Max Rieples, indem er für die einzelnen Texte die Quellen nicht angibt. In seinem Quellenverzeichnis führt er neun Publikationen und die Chronik der Grafen von Zimmern als seine Quellenwerke an und verweist zuvor allgemein auf mündliche Überlieferung. Dieser Hinweis bezieht sich auf insgesamt zehn „Sagen“, die mit Namen gezeichnet sind, aber schon die Lektüre des ersten dieser Texte zeigt, daß der Angabe mit Vorsicht zu begegnen ist. Besonders das Gedicht von Rieple selbst über das Hornberger Schießen ist wohl kaum als mündliche Überlieferung anzusehen.

Alt-Denzlingen

*Dorfsagen · Bauernregeln · Redensarten
Brauchtum · Flurnamen · Kinderreime*



Ludwig Vögely

SAGEN RUND UM KARLSRUHE

G. Braun Karlsruhe

Die anderen drei Bände geben zumindest jeweils etwas genauer an, welchen Quellen ihre Sagen entnommen sind. Der Oberrhein-Band Max Rieples verweist im Inhaltsverzeichnis auf die jeweilige Quelle. Das Prädikat „mündlich“ erhielten 15 Texte, dieses kann aber mit Fug und Recht angezweifelt werden, denn die Texte wurden sicherlich überarbeitet. Dies trifft auch für die bereits früher schriftlich fixierten zu, die laut Vorwort „von Schlacken und sprachlichen Unzulänglichkeiten“ (S. 5) befreit wurden.

Im Neckar- und Unterland-Band Franz Georg Brustgis tragen zwei Sagen den Vermerk „mündlich“. Die Namen der Gewährspersonen oder Erzähler werden nicht genannt, von weitergehenden Angaben garnicht zu reden. Bei den früher schon publizierten Texten griff der Autor (als Herausgeberschaft kann man solches Vorgehen wohl nicht bezeichnen) auf die ältesten schriftlichen Fassungen zurück, wie er in seinem Geleitwort mitteilt, „und hat bei möglichster Wahrung der originalen Texte die Sagen und Schwänke in einem auf feuilletonische Ausschmückung verzichtenden, volkstümlichen Erzählton neu geformt“ (S. 5 f.), womit er bei den hier behandelten Sagensammlungen ja keineswegs alleinsteht.

Der Bodensee-Band von Bernhard Möking verdankt vier Sagen der mündlichen Überlieferung, die aber sicherlich ebenfalls bearbeitet ist. Im Vorwort zur ersten Auflage sieht sich Möking in dem auf die Brüder Grimm zurückgehenden Traditionszusammenhang der Sagensammler, die „dem breiten Volke die unbewußten Schätze seines träumenden Gemütes erschlossen“ (S. 5) haben. Er behauptet für seine Sammlung auch einen wissenschaftlichen Zweck – es bleibt aber undeutlich, worin ein solcher liegen soll –, gibt aber der Funktion als Unterhaltungsbuch den Vorrang. Er strebt damit nach „volknaher Gestaltung“, indem „von erläuternden Anmerkungen abgesehen wurde und die örtlichen Vorgänge und Gegebenheiten, an welche die Sage anknüpft oder für welche sie ei-

ne Erklärung abgibt, in den Text selbst verwoben wurden“ (S. 6). Möking versucht „die ausgesonderten Stoffe der meist blechern oder rührselig klingenden Form, die ihnen durch sogenannte „Bearbeiter“ auf dem Wege von einer Druckschrift in die andere mit der Zeit angefälscht wurde, zu entkleiden, sie von dem fremden Metall zu reinigen und sprachlich so zu gestalten, daß im inneren Wohlklang und Ebenmaß, die echtem Volksgut von Natur eigen sind, das ursprüngliche Wesen dieser feingewobenen Gebilde wiederum hell und rein hervorleuchte“ (S. 6). Und diesen ganzen Vorgang bezeichnet der sogenannte „Bearbeiter“ der Sagen als „kritische Textgestaltung“. Es erübrigt sich, auf solche Vorstellungen näher einzugehen.

Es handelt sich bei dem, was uns diese Bände als Sagen vorstellen, also in besonderem Maße um Schreibtischprodukte, und zwar verhältnismäßig mehr, als bei den anderen hier behandelten Sammlungen. Deutlicher noch als bei den Texten im Sagenkleid, die ihre nunmehrige Gestalt bedenkenlosen sprachlichen Eingriffen verdanken, zeigt sich die Dominanz der Schriftlichkeit der Überlieferung darin, daß in den Bänden des Rosgarten Verlags auch viele eindeutig literarische Produkte enthalten sind, wie z. B. Passagen aus der Chronikliteratur. In einem Mißverhältnis dazu stehen die angeblichen Intentionen der Herausgeber, betonen sie doch in ihren Vorworten die vermeintliche Oralität (und zwar heute noch) und die Entstehung sowie Überlieferung im „Volk“, Sagen als „Gedächtnis des Volkes“.

Neben den Inhaltserschließen auch Ortsverzeichnisse die Sammlungen, die von Franz Josef Tripp illustriert sind.

Gutacher Sagen und Geschichten, aufgezeichnet und erzählt von Hannelore Zimmermann, Zell am Harmersbach: Sandfuchs 1984.

In einem deutlichen Kontrast zu den bisher vorgestellten badischen Sagensammlungen steht das Bändchen der jungen Mundartdichterin Hannelore Zimmermann. Es fällt inso-

fern aus dem Rahmen des Üblichen, als in ihm Sagen und Geschichten, unter die noch ein paar Anekdoten gestreut sind, veröffentlicht werden, die nicht älteren Sammlungen entnommen sind. Hannelore Zimmermann, damals noch Schülerin, ließ sich die heute noch im Raum Gutach geläufigen oder bekannten Texte, die noch nicht aufgezeichnet waren, auf Tonband sprechen. So wurden anscheinend alle Sagen oder Geschichten im Gutacher Dialekt aufgezeichnet. Wie das Vorwort von Bertram Sandfuchs mitteilt, beließ Hannelore Zimmermann den kleineren Teil (fünf) der oftmals dialogisch mitgeteilten Geschichten in Dialektform, „vor allem um den Reiz der heimischen Mundart zu vermitteln, aber auch um die Arbeitsmethode durchsichtig zu machen“ (S. 5). Die meisten Geschichten wurden dagegen ins Hochdeutsche übertragen, denn man wollte ja einen breiteren Leserkreis ansprechen. Aber die Tonbandaufnahmen sind ja sicher noch vorhanden.

Das wohlthuende kleine Bändchen belegt eindrucksvoll, daß Sagen auch heute noch erzählt werden, auch wenn die Überlieferungswege heute fragwürdig erscheinen müssen. Aber das gilt ja in hohem Maße auch für die Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts, aus deren Fundus die Publikationen der letzten Jahre immer wieder schöpfen. Solche wenn auch vielleicht nur kleinen Feldforschungen sind auf jeden Fall wichtiger als immer neue Zusammenstellungen und Bearbeitungen schon mehrfach publizierter Texte. Eine gewisse Frische atmen auch die Zeichnungen von Inge Ringwald-Engelhardt, die optische Bilder von der Landschaft vermitteln.

Sagen vom Hochrhein und Hotzenwald, zusammengestellt und bearbeitet von Hans und Brigitte Matt-Willmatt, Lahr: Schauenburg 1986.

Diese nach regionalen Gesichtspunkten gegliederte Sagensammlung beschränkt sich weitestgehend auf die Sagentexte selbst. Auch diese Sagen, allesamt in hochdeutscher Spra-

che, beruhen wieder auf älteren Sammlungen. Quellenverweise werden jedoch außer einer kurzen und lapidaren Auflistung der benutzten Quellen nicht gegeben. In dieser Auflistung bleibt zudem unklar, was unter dem Privatarchiv Hans Matt-Willmatt zu verstehen ist, vielleicht sogar schriftliche Aufzeichnungen gesammelter mündlicher Überlieferungen? Den Band schließt ein an die Schwarzwald-Sagen von Johannes Künzig angelehntes Register der vorkommenden Sagenstoffe ab. 13 Zeichnungen von Heidelore Goldammer illustrieren einzelne Sagenmotive.

Elztäler Sagen. Tiersagen rund um den Kandel. Überliefertes aus dem Gebirge und aus den Tälern gesammelt und erläutert von Willi Thoma, Waldkirch: Waldkircher Verlag 1986.

Das Sammelgebiet der Elztäler Sagen Willi Thomas umfaßt einen größeren Raum, als der Titel verrät. Der Band teilt Sagen mit aus Elztal, Simonswäldertal, Prechtal und Glottertal, es werden also die Täler der Nebenflüsse einbezogen. Die Sammlung beschränkt sich auf Tiersagen, oder besser: auf Sagen, in welchen Tiere vorkommen. Entsprechend ist das Material auch nach Tierarten gegliedert. In einem einführenden ersten Teil teilt der Herausgeber Näheres über sein Sagenverständnis und die Intentionen seines Buches mit. „In der vorliegenden Ausgabe wurden Sagen zusammengestellt, die innerhalb einer bestimmten Zeitspanne aus mündlichen Überlieferungen aufgezeichnet worden sind: Sagen, die heute noch in Erinnerung sind. Eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Erzählüberlieferungen des Elztales ist der Leitgedanke“ (S. 3). Sein besonderes Augenmerk richtet er auf „Erstaufzeichnungen von bisher nur mündlich bekannten Sagen“ (S. 4), betont aber auch den Zusammenhang der Sagen mit ihrem Kontext wie ihre Nähe zur Parapsychologie. Die Bedeutung von Tieren und daher auch der Tiersagen für die Elztaler erklärt er aus der Relevanz von Natur und Wirtschafts- bzw. Agrarstruktur.

Der zitierten Vorgabe entsprechend bietet der Band mit seinen 111 Nummern eine große Zahl von mündlich überlieferten, bisher nicht publizierten Sagen, wodurch sich das Buch Willi Thomas positiv vom Großteil der hier vorgestellten Publikationen abhebt. In einem ausführlichen Quellen- und Anmerkungsstück, der sich der Auflistung des Schrifttums anschließt, wird für jede Sage genau die Quellenstelle mitgeteilt. Für die mündlich überlieferten Sagen sind der Name des Erzählers, Beruf, Wohnort sowie das Jahr der Aufzeichnung verzeichnet; in seltenen Fällen werden auch weitere Angaben gemacht. Ein konsequenter Ausbau dieses Ansatzes wäre wünschenswert, doch darüber unten mehr. Leider wurden auch hier die meisten Texte einer Bearbeitung unterzogen, weisen somit nur ein reduziertes Maß an Authentizität auf. So sind auch nur einige Stücke in Mundart belassen, aber dies muß man wohl in Kauf nehmen, wenn man breitere Leserkreise für ein solches Buch interessieren will.

Hervorzuheben ist noch, daß im Textteil Erläuterungen des Herausgebers drucktechnisch von den Sagentexten abgehoben werden, so daß immer klar ist, wo die Sage aufhört und eine Zusatzinformation beginnt. Das Buch klingt aus mit längeren Abhandlungen Thomas z. B. über volkstümliche Tierheilkunde oder die mythische Bedeutung von Tieren. Aber auch hier wird noch eine Ursprünglichkeit beschworen, werden die Sagen mehrfach in Beziehung zu den Urbewohnern des Elztals gesetzt, entfaltet der Gedanke einer ungebrochenen Kontinuität noch seine Wirkung.

Zahlreiche Illustrationen von Ilse Gegusch und Horst Schätzle zu den Sageninhalten runden das auch ansprechend gestaltete Buch ab.

Alt-Denzlingen. Dorfsagen, Bauernregeln, Redensarten, Brauchtum, Flurnamen, Kinderreime. Heimat- und Volkskundliches in Sammlungen und Aufzeichnungen von Wilhelm Schäfer und Otto Raupp mit einführenden Erläuterungen

von Willi Thoma, herausgegeben von der Gemeinde Denzlingen, Waldkirch: Waldkircher Verlag 1987.

Aus dem Rahmen des hier vorgestellten Üblichen fällt ein weiteres Buch des Waldkircher Verlags, die von der Gemeinde Denzlingen herausgegebene Sammlung von Zeugnissen der Volksüberlieferung. Etwa 60 Sagen werden in diesem Buch veröffentlicht, die 1935 handschriftlich vom Denzlinger Oberlehrer Wilhelm Schäfer zusammengestellt worden waren. Sie beziehen sich auf diesen Ort und wurden seinerzeit von den Schülern gesammelt, sind aber ins Hochdeutsche übertragen. Sie werden hier erstmals publiziert, mit Ausnahme der Tiersagen allerdings, die in dem Elztal-Band von Willi Thoma schon ein Jahr zuvor abgedruckt wurden. Thoma, der auch einführende und erläuternde Texte dem Gesammelten hinzufügt, erachtet es offenbar noch einmal für notwendig, an der sprachlichen Form der Stücke zu arbeiten, so daß auch hier wahrscheinlich mehrfach gefilterte Texte vorliegen. Vor allem in ihrer lokalen Geschlossenheit, ihrer nicht unbeträchtlichen Zahl und insbesondere in ihrem Eingebundensein in die sonstige Denzlinger Volksüberlieferung, so wie sie um 1930 aufgenommen werden konnte, kommt ihnen dennoch einiger Wert zu.

Das Manuskript des Oberlehrers, zu dem auch Pfarrer Otto Raupp beigetragen hat, entstand aus der Beantwortung eines Fragebogens. So werden zunächst der Ort und seine Bewohner vorgestellt, Wirtschaft, Gebäude, Tracht und Vereine seien nur als wenige Stichworte angeführt, sowie Denzlinger brauchtümliche Handlungen im Jahres- und Lebenslauf. Die Bestandsaufnahme der örtlichen Überlieferung verzeichnet u. a. Dorfreime, Scherz- und Kinderverse, Sprichwörter, abergläubische Sentenzen, die Sagen, die Flurnamen, mundartliche Ausdrücke, Wetterregeln und Bauernweisheiten, die im Dorfgesungenen Lieder sowie alte Kinderspiele. Ein geschichtlicher Abriß, dessen Stand heute natürlich überholt ist, beendet das mit Illu-

strationen von Horst Schätzle ansprechend aufgemachte Buch.

Badische Sagen. Nach alten Aufzeichnungen und Sammlungen erzählt von O. Fritz, neu herausgegeben von Helmut Bender, Waldkirch: Waldkircher Verlag 1988.

Der Waldkircher Verlag hat nun auch den heute nur noch schwer zugänglichen Band mit badischen Sagen von Otto Fritz in einer Neuausgabe herausgebracht. Von der Erstausgabe wurden einige Stücke weggelassen, so die nicht illustrierten Gedichte und die meisten Auszüge aus der Zimmerischen Chronik. Die Texte sind über ein Inhalts- und über ein Ortsverzeichnis erschlossen. Fritz schöpfte aus der schriftlichen Überlieferung, die Quellen der Texte sind nicht einzeln belegt. Auch hat der Neuherausgeber nötige Worterklärungen und knappe Zusätze in den laufenden Text eingefügt.

Für die Neuausgabe hat Willi Thoma einen Essay beigesteuert, in dem er die Frage zu beantworten sucht: „Gibt es Badische Sagen?“ In Anlehnung an Lutz Röhrich beantwortet er die wohl müßige Frage positiv. Als typisches Kennzeichen oder auffälligstes Merkmal stellt er die christliche Akzentuierung der badischen Sagen heraus. Es dürfte aber auch nach diesem Beitrag fraglich bleiben, ob sie sich in dieser Hinsicht wirklich so sehr von anderen deutschen Landschaften unterscheiden. Thoma stellt ja auch fest, daß sich die Sagen aus Baden im eigentlichen Motivbestand und in den Erzählinhalten nicht von anderen deutschen Sagen unterscheiden.

Hermann Rambach, Vom Wahrheitsgehalt Elztäler Volkssagen, Waldkirch: Waldkircher Verlag 1983.

Abschließend sei noch auf ein viertes, schmäleres Büchlein der Waldkircher Verlagsgesellschaft hingewiesen, das dem Realitätsgehalt Elztäler Volkssagen nachspürt bzw. sieben Sagen der aus der schriftlichen Überlieferung (Archivalien) erschließbaren Geschichte gegenüberstellt. Verallgemeinernde Schlüsse über den Realitätsgehalt der Sage an sich lassen sich daraus jedoch nicht ziehen.



Lassen wir es bei den bisher vorgestellten Sagenbüchern bewenden. Weitere könnten abgeschlossen werden, lassen jedoch eine Veränderung des Bildes, wie es sich aus den kurz charakterisierten Beispielen ergibt, nicht erwarten. Bei der Durchsicht dieser Publikationen kann man einen Eindruck davon gewinnen, in welchen Bahnen diese Art der Beschäftigung mit der Sagenüberlieferung heute immer noch weitgehend verläuft. Es sind zwar bei einigen positive und über die eingefahrenen Geleise hinausgehende Ansätze zu erkennen, „Sagenforschung“ dieser Richtung, die vergrößernd als Sammeltätigkeit mit regionalem Akzent bezeichnet werden kann, orientiert sich aber immer noch zu einem Gutteil an der Tradition des 19. Jahrhunderts (und zwar in doppelter Hinsicht: zum einen werden häufig nur die Texte der Sammlungen des 19. Jahrhunderts abgeschrieben oder

umgeformt, und diese sind äußerst fragwürdig, wie Rodolf Schenda gezeigt hat⁵⁾, zum anderen zeigt sich hier immer noch mehr oder weniger der Forschungsstand und das Methodikbewußtsein jener Zeit).

Diese Behauptung verallgemeinert natürlich unzulässig und wird einzelnen Autoren keineswegs gerecht, trifft aber eine noch vorherrschende Tendenz. Von den Fortschritten und Diskussionen wissenschaftlicher Sagenforschung der letzten Jahre, von dem neuen Problembewußtsein nimmt man allem Anschein nach kaum Notiz bzw. setzt jedenfalls die gewonnenen Einsichten bisher nicht in konkrete Ergebnisse um.

Der regional orientierten Sammel- und Publikationstätigkeit dieser Volkserzählungen als dem einen Zweig der Beschäftigung mit den Sagen, bei der dem Rettungsgedanken nach wie vor große Bedeutung zukommt und die den schon angehäuften Berg von Sagenmaterial andererseits offenbar nur noch geringfügig vergrößert, steht eine stärkere theoretisch orientierte kritische Beschäftigung mit den Sagen gegenüber. Während die erstere — natürlich neben den in erster Linie am Geschäft interessierten Verlagen — überwiegend von den Kreisen der Heimatforschung und -pflege getragen wird, wird die zweite Richtung hauptsächlich von der universitären Volkskunde und Erzählforschung vertreten. Letztere soll im folgenden nun etwas näher betrachtet werden, mit einem deutlichen Schwerpunkt auf den Diskussionen der letzten Jahre. Es steht also nicht die Frage nach dem Wesen der Sage im Vordergrund, die Frage nach dem, was eine Sage eigentlich ausmacht und was sie von den anderen Erzählformen unterscheidet⁶⁾, Ziel ist vielmehr eine Erweiterung der Perspektiven durch die verstärkte Rezeption der Überlegungen und Untersuchungsergebnisse der Erzählforschung — ich wiederhole: der Erzählforschung, denn eine Blickverengung ausschließlich auf die Sage und ihre Erforschung scheint wenig sinnvoll — durch die Heimatforschung. Dabei ist nun keineswegs beab-

sichtigt, eine möglichst vollständige Darstellung und Würdigung der gegenwärtigen Diskussionen zu bieten, vielmehr sollen Schwerpunkte gebildet sowie einige der wichtigsten Fragen angeschnitten werden. Mehr als Akzente setzen können die folgenden Ausführungen nicht.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckten die Gebildeten das Volk und seine Kultur, und damit auch die Erzählungen des Volkes⁷⁾. Dieser Prozeß ist nun nicht so zu verstehen, als hätten die Gebildeten nur etwas wirklich Existierendes entdeckt, vielmehr luden sie ihren Fund — und dies trifft in besonderem Maße auf das Konstrukt Sage zu — umgehend mit Gehalten auf und versahen ihn mit Bedeutungen, die wir heute noch langsam und nur unter Mühen ablösen, sie machten „Fund und Erfindung“, welchen Vorgang Wolfgang Brückner kürzlich als „Aufbau einer sekundären Kultur“⁸⁾ bezeichnet hat. Dessen Wirkungen sind heute noch deutlich zu erkennen, wie wir bei der Durchmusterung des Bücherangebots erkennen konnten. Das ominöse Volk wurde als Schöpfer dieser Texte angesehen, die man als Teil einer ununterbrochenen Traditionskette von der vorgeschichtlichen bis in die neueste Zeit ansah⁹⁾. Die Kontinuitätsprämisse war unabdingbare Voraussetzung für die wesentlich auf Jacob Grimm basierenden volkskundlichen Forschungen des 19. Jahrhunderts, die die Rekonstruktion der voll entfalteten und inzwischen geschwundenen altgermanischen und -deutschen Kultur, der germanischen Mythologie zum Ziel hatten.

Gegen „die Spekulationen der romantischen, mythologischen und irrationalistischen Schulen des 19. Jahrhunderts“¹⁰⁾, deren Interpretamente weit ins 20. Jahrhundert und in Teilen bis in unsere Tage hinein ihre Wirksamkeit entfalteten, wurde in Finnland die geographisch-historische Methode entwickelt, die daher auch als „Finnische Schule“ bezeichnet wird. Arbeiten nach dieser Methode¹¹⁾ — solche wurden besonders in der Märchenforschung gefertigt, die Methode wurde aber

auch u. a. auf die uns hier interessierende Sagenforschung übertragen — verglichen alle Varianten eines Erzähltyps miteinander mit dem Ziel der Erkenntnis von Alter, Ursprungsland und Diffusion des Stoffes. Eine unabdingbare Voraussetzung für diese Forschungen war die Schaffung einer soliden Quellenbasis, solide in Bezug auf die regionale Dichte und die historische Tiefe der Belege. Die von den Brüdern Grimm und ihren Epigonen aufgehäuften Stoffmassen genügten nicht, sie wurden durch eine neuerliche rege Sammeltätigkeit erweitert. Eine wichtige Leistung der „Finnischen Schule“ war der Entwurf eines Ordnungsschemas für das epische Wandergut, der mit den Namen von Antti Aarne und Stith Thompson¹²⁾ verbunden ist. Das Typenverzeichnis war auch Ergebnis von Versuchen der geographisch-historischen Methode, durch Variantenvergleich zu der Normal- oder Urform eines Textes vorzustoßen, welcher Gedanke sich als zu starr erwies. Die Versuche, Archetypen zu konstruieren, stießen auf berechtigte Kritik, denn bei jenen handelte es sich nicht um reale, sondern um hypothetische Texte. Zur geographisch-historischen Methode ist daher festzustellen: „So hat sie alles in allem nicht die an sie gestellten hohen Erwartungen erfüllt. Der Grund dafür ist weniger, daß die Methode selbst fehlerhaft wäre, sondern vielmehr, daß man von ihr etwas erwartet hat, was sie nicht zu leisten im Stande war“¹³⁾. Andere Fragestellungen haben heute die geographisch-historische Methode zwar nicht abgelöst, sind jedoch in den Vordergrund getreten, während die „Finnische Schule“ ihren Ansatz inzwischen verändert hat im Sinne „einer Reduktion und Präzisierung der Ansprüche“¹⁴⁾. Sowohl die „Finnische Schule“ als auch die Mythologen des 19. Jahrhunderts richteten ihr Hauptaugenmerk auf den Text selbst, und zwar nahezu ausschließlich. Dagegen konzentrieren sich die heutigen Fachdiskussionen auf die bisher vernachlässigten „Randbereiche“. Das Forschungsinteresse hat sich vom reinen Text weg und zum Kontext hin verla-

gert, „vom Text zum Kontext“ ist daher auch das gängige Schlagwort für diesen Prozeß. Eine nach allgemeinem Handbuchwissen¹⁵⁾ auf Friedrich Ranke¹⁶⁾, nach Hinweis von Wolfgang Brückner¹⁷⁾ jedoch auf Axel Olrik zurückgehende Terminologie spricht in diesem Sinne von der Biologie der Volkssagen, womit die Beobachtung der Sagen gemeint ist, wie sie leben, wer sie wann, wo, wem und zu welchem Zweck erzählt.

So ist es zum einen der Erzähler, der neben dem Erzählten an Gewicht gewinnen konnte¹⁸⁾. Einzelne Erzählerpersönlichkeiten wurden schon mehrfach in Studien vorgestellt, wegweisend war eine Publikation aus dem Jahre 1926¹⁹⁾, der auch in letzter Zeit wichtige Untersuchungen folgten, von denen eine Arbeit von Ulrich Tolksdorf²⁰⁾ hervorgehoben sei. Dieser Aspekt der Erzählerforschung, die gleichsam monographische Behandlung einzelner Erzähler, braucht hier nicht weiter vertieft werden. Im kleineren Rahmen ist aber auch er zu beachten. So sind möglichst genaue Angaben zu den Erzählern, auch zu ihren Lebensverhältnissen im weiteren Sinne zu erwarten, wenn mündliche Überlieferung aufgezeichnet wird.

Wichtiger erscheint in Ergänzung noch eine Forderung, der z. B. das eben genannte Buch Tolksdorfs über die 1901 geborene ostpreußische Erzählerin Trude Janz beispielhaft nachkommt. Gemeint ist der Anspruch, der an die Texte selbst herangetragen wird. Sie müssen möglichst so wiedergegeben werden, wie sie der Erzähler erzählt hat²¹⁾, also ohne Bearbeitung durch die Herausgeber, ohne deren Versuche, die Texte in einer „volksgemäßen“ Sprache zu präsentieren. Und was wir in den oben kurz vorgestellten Sagensammlungen vor uns haben, sind nicht Erzählungen, so wie sie erzählt wurden, sondern Schreibtischprodukte, Buchsagen eben, „ein Stück Buchwirklichkeit“²²⁾, die sich deutlich unterscheidet von jener Wirklichkeit, auf die sie verweisen. Nur zu leicht können die Leser durch die Lektüre solcher Texte eine falsche Vorstellung von jener Wirklichkeit aufbauen.

Lutz Röhrich hat jüngst zu diesen beiden Aspekten einer stärkeren Einbeziehung der Erzähler formuliert: „Während die älteren Erzählensammlungen lediglich die Texte selbst abdrucken, oft genug überarbeitet und sprachlich aus der Mundart in die Schriftsprache gehoben, verlangt man von heutigen Aufzeichnungen nicht nur die Angabe von Namen, Alter und Beruf der Gewährsleute sowie einen authentischen Text, sondern zusätzlich noch eine Erhebung von Kontext, d. h. der Lebensumstände der Erzähler — möglichst von ihnen selbst dargeboten“²³). Daß die Erzählensammlungen auch der letzten Jahre diesen Forderungen nicht genügen, haben wir oben gesehen. Die Erzähler werden, auch wenn es sich um neu gesammelte und erstmals publizierte Sagen handelt, nur marginal berücksichtigt, der Rolle des Individuums, auch der kreativen Einzelpersönlichkeit im Tradierungsprozeß wird kaum Bedeutung beigemessen. Und die Masse der mehrfach abgeschriebenen, bearbeiteten und „von Schlacken befreien“ Texte kann wohl kaum als authentisch bezeichnet werden. Nicht umsonst wurden solche Sagen schon als „gefrorene Texte“ bezeichnet.

Moderne Erzählforschung fragt auch nach den Situationen, in denen man erzählt. Wir alle haben das romantische Bild von der Großmutter vor Augen, die ihren Enkelkindern am warmen Ofen die alten Geschichten erzählt. Entspricht dieses Bild jedoch der historischen Wirklichkeit? Sind es nicht häufiger andere Gelegenheiten, die zum Erzählen animieren? Es gibt doch zahlreiche Situationen, die Erzählvorgänge in Gang setzen können. Sie reichen vom Arbeitsprozeß, über das Einkaufen auf dem Wochen- oder im Supermarkt und zufällige Begegnungen bis ins Krankenhaus. Es sind zum einen also die ganz alltäglichen Gelegenheiten, die Anlaß zum Erzählen bieten, zum anderen sind es aber auch die extremen Lebenssituationen, wie z. B. Albrecht Lehmann gezeigt hat, als er sich mit dem Erzählen im Gefangenenlager befaßt hat²⁴). Und die jeweilige Situation

trägt die Verantwortung dafür, welche Geschichten man erzählt, und wie man sie erzählt. Die Textgestalt hängt also wesentlich ab auch von den zwischen Erzähler und Publikum jeweils neu hergestellten Spielregeln, und auf diese rekurriert wieder der Vortrag, die Performanz. Eine Sage, die uns in scheinbar so festgefügteter Textform in ihrer Buchwirklichkeit entgegentritt, kann in jeder möglichen Erzählsituation eine immer andere Gestalt erhalten und auch immer anders vorgebracht werden, je nach den ganz spezifischen Gravitationsfeldern, die sich zwischen Erzähler und Publikum und aus deren ganz persönlichen Vorgaben aufbauen.

Eine isolierte Betrachtung nur des Sagentextes läßt somit wesentliche Teile unberücksichtigt, Text und Kontext gehören zusammen, bilden eine Einheit. Und sie sollten auch als Einheit gesammelt und präsentiert werden. Bei den heute bereits schriftlich fixiert vorliegenden Sagen lassen sich die Versäumnisse natürlich nicht rückgängig machen, wenn auch im Einzelfall anhand von erhaltenen Aufzeichnungsunterlagen sich der eine oder andere Hinweis zum Kontext ergeben könnte; für die Materialien des 19. Jahrhunderts jedoch ist auch dies weitgehend auszuschließen. Bei heutigen Feldforschungen hingegen sollten diese Forderungen Berücksichtigung finden.

Dies impliziert, daß das Sammeln von Sagen als Feldforschung heute noch möglich, ja notwendig ist²⁵), daß es auch trotz mancher gegenteiliger Behauptungen in unserer heutigen Welt noch Sagen gibt. Diese Feststellung bezieht sich nun keineswegs nur auf abgelegene ländliche Gebiete, in denen sich Sagen quasi als Relikte gehalten haben, die einmal mehr die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen unterstreichen²⁶), vielmehr nimmt sie ganz besonders auch die moderne Sagenbildung der Großstädte in den Blick²⁷). Beide Aspekte werden häufig offenbar nicht nur unterschätzt, sondern zuweilen auch als nicht existent angesehen.

Wissenschaftliches Interesse richtet sich heute nicht nur auf *urban legends*, auf die moderne Sagenbildung, darüberhinaus ist eine Erweiterung der Perspektive zu konstatieren, indem Texte oder Textsorten einbezogen werden, die bis vor einiger Zeit weitgehend unberücksichtigt blieben. Auf das „alltägliche Erzählen“ hat 1958 Hermann Bausinger hingewiesen²⁸). Seine Anregungen wurden bis heute mehrfach mit Erfolg aufgenommen, der Quellenwert dieser alltäglichen Erzählungen darf nicht gering veranschlagt werden.²⁹) Nicht umsonst werden autobiographische Erzählungen als Quellen heute auch von den Historikern bearbeitet, die mit der *oral history* eine neue Forschungsrichtung etabliert haben. Von einiger Wichtigkeit in diesem Zusammenhang ist auch eine Veröffentlichung von Helmut Fischer, der an der Sieg Tausende von Memoraten auf Tonträger aufgezeichnet hat³⁰).

Nur am Rande sei in diesem Zusammenhang noch darauf hingewiesen, daß der Ausweitung des volkskundlichen Forschungsinteresses auf bisher unbeachtete Erzählungen eine geringere Bewertung der Gattungen in ihrer Idealtypik korrespondiert. Die Charakteristika der Gattungen und ihre genaue Abgrenzung gegeneinander sind heute keine zentralen Fragestellungen mehr, ohne Zweifel auch eine Folge der Interessenverlagerung vom Text zum Kontext. Diese Entwicklung wurde von Hermann Bausinger als „Gattungsdämmerung“ markiert, womit gemeint ist, „daß die idealtypischen Gattungen sich weder immer rein verwirklichen noch daß sie zur Beschreibung des ganzen Erzählbestandes ausreichen“³¹). Dagegen ist andererseits für die Sagenproblematik gerade die Erforschung dessen von einiger Wichtigkeit, was als die „Erfindung“ der Sage bezeichnet werden kann³², die Einführung der Sage als eine spezifische Erzählgattung, in der äußerst heterogene Texte, disparate Geschichten und Berichte von den Brüdern Grimm zu einer Einheit zusammengefaßt werden sollten — und die neue Gattung wurde gleich mit Interpre-

tamenten beladen, die uns heute noch zu schaffen machen.

Neben der Produktion der Gattung erfordern natürlich auch die der Sagentexte und ihre Vermittlung eingehende Untersuchung. Es geht also auch um das Problem von mündlicher und schriftlicher Tradition, von Volksdichtung und Literatur. Eine Entscheidung für eine der beiden Positionen ist nach der Forschungslage nicht möglich, vielmehr erweisen sich Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Volksdichtung und Literatur eng ineinander verschränkt und voneinander abhängig. War man im 19. und zum Teil auch noch im 20. Jahrhundert von der Oralität der Volksüberlieferung ausgegangen und hatte — wie oben ja schon angesprochen wurde — darauf die Rekonstruktion der germanischen Mythologie zu gründen versucht, so wurde diese Prämisse durch kritische Untersuchungen immer mehr in Frage gestellt. Zwar ist die Problematik der angenommenen mündlichen Kontinuität vom Neolithikum bis in die neueste Zeit offenbar noch immer nicht endgültig geklärt³³), doch ist davon auszugehen, daß „eine Kontinuität oraler Tradition über mehr als drei Generationen ohne Zwischenstützen kaum denkbar“³⁴) ist. Orale in Verbindung mit semiliterarischen oder semioralen Prozessen vermittelten die Stoffe, seien sie nun literarischen oder doch oralen Ursprungs, über die Zeiten, zwischen mündlichen Tradierungsakten sind über größere zeitliche Distanzen immer wieder auch literarische Vermittlungen anzunehmen³⁵). Der Angabe „mündlich“ bei einzelnen Sagen ist daher stets mit Vorsicht zu begegnen, nicht selten könnte es sich um reoralisierte Texte handeln, um Erzählungen also, die auf literarische Quellen zurückgehen. Der Grad der Mündlichkeit einer Erzählung ist zu hinterfragen und literarischen Zwischengliedern nachzuspüren. An eingehenderen Einzeluntersuchungen zu den Kommunikationswegen besteht gerade im regionalen Rahmen noch Bedarf, nicht zuletzt — aber dies sei nur am Rande angemerkt — auch im Hinblick auf die

Rolle der modernen Medien. Und nur durch weitere Einzelstudien kann die Problematik der *zwei Gesichter der Sage*, des generativen und des degenerativen, oder mit anderen Worten: die Frage nach der autonomen Entstehung der Sagen im Volk selbst oder nach ihrer Erklärung als „gesunkenes Kulturgut“ im Sinne Hans Naumanns³⁶), weiter abgeklärt werden. Rudolf Schenda plädierte kürzlich dafür, „beiden Auffassungen . . . historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen“³⁷). Der Sagenforschung kommt bis heute eine zentrale Stellung innerhalb der volkskundlichen Erzählforschung zu. Dagegen haben Sagen und das Sagenerzählen in der heutigen Gesellschaft mit einiger Sicherheit an Bedeutung verloren, sie wurden von anderen Genres wie vor allem dem Witz zurückgedrängt. Diese Feststellung soll nun keineswegs eine Begründung womöglich für ein zukünftiges Ausklammern der Sagen aus dem volkskundlichen Forschungsinteresse abgeben, im Gegenteil: Es ist der Quellenwert der Sagen, der sie uns weiterhin intensiv in den Blick nehmen läßt. Der Quellencharakter der Sagen ist hier nicht in dem Sinne zu verstehen, wie ihn Historiker um 1800 zu erkennen glaubten, die in den Sagen „eine außerhalb der Gelehrtentradition stehende Geschichtsquelle entdeckten“³⁸), oder im Sinne der bereits angesprochenen Tradition der mythologischen Schulen des 19. Jahrhunderts. Vielmehr soll abschließend noch kurz davon die Rede sein, welche Fragestellungen — aufbauend vor allem auf Ansätzen der modernen Sozialgeschichtsforschung — an die Sagen herangetragen werden können.

Die neuen Ansätze der sozialgeschichtlichen Befragung der Sagentexte erweisen diese als hilfreiche Quellen, besonders wenn ausführliche Angaben zu ihrem Kontext erhoben werden können. Utz Jeggle hat kürzlich am Beispiel von Sagen des Nationalsozialismus und von Heimatvertriebenen gezeigt, daß nicht so sehr die vor allem in älteren Untersuchungen aufgenommene Suche nach dem historischen Kern der Sage — wiewohl auch diese wichtige

und interessante Ergebnisse liefern kann — weiterführt, sondern vielmehr die Sagen auf ihre manifeste Struktur und innere Realität hin zu analysieren sind, um zum eigentlichen Rätsel der Sage, dem Unbewußtsein vorzustoßen³⁹). Die Überprüfung der Sagen auf sozialhistorisch bedeutsame Fakten verlangt eine konsequente Historisierung des Materials, die Berücksichtigung der Bedingungen der Quellenwirklichkeit⁴⁰).

Ohne Betonung der einen oder anderen Richtung der Sageninterpretation, die verallgemeinert bzw. auf die Gesamtheit der Sagen bezogen ein falsches Bild ergeben würde, ist festzuhalten, daß Sagen häufig wichtige sozialhistorische Aussagen in erster Linie über die unteren Bevölkerungsschichten enthalten. Sie erlauben ganz allgemein Einblicke in alltägliche und weniger alltägliche Lebensvollzüge, in Verhaltensweisen und Mentalitäten. Sie können funktional als Erzählungen mit revolutionärem Impetus⁴¹) oder als solche mit systemstabilisierender Wirkung⁴²) erkannt werden, können somit nicht über einen Kamm geschert werden. Solche und andere Aussagen lassen dagegen wieder auf die Entstehungsbedingungen der einzelnen Sagen rückschließen. Andererseits verweist das Erzählrepertoire einzelner Personen auf Lebensumstände dieser Menschen zurück und läßt Sagen auch in ihrer Funktion als Lebenshilfen erkennen⁴³).

Rudolf Schenda hat die Problematik der Sage als sozialhistorische Quelle einmal zusammengefaßt: „Die Geschichte der subalternen sozialen Schichten, das heisst von 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung, ist von der offiziellen Geschichtsschreibung vor allem im 19. Jahrhundert weitgehend vernachlässigt worden. Die Quellenlage für eine Geschichte von unten, sagen wir der bäuerlichen und unterbäuerlichen Bevölkerung im 19. Jahrhundert, ist so schlecht, daß wir gezwungen sind, alle nur greifbaren Äußerungen der Betroffenen oder über die Betroffenen zu Rate zu ziehen. Da es bis vor kurzem keine zuverlässigen aufgenommenen ‚Ethnotexte‘ gab, müssen

wir uns *auch* mit unseren Märchen- und Sagensammlungen abgeben, wie sie uns aus dem 19. Jahrhundert überliefert sind⁴⁴⁾.

Anmerkungen

¹⁾ Helge Gerndt, Volkssagen. Über den Wandel ihrer zeichenhaften Bedeutung vom 18. Jahrhundert bis heute, in: Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken (Hg.), *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. FS Hermann Bausinger, Reinbek 1986, S. 397–409, hier: S. 397.

²⁾ Lutz Röhrich, *Erzählforschung*, in: Rolf W. Brednich (Hg.), *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie* (= *Ethnologische Paperbacks*), Berlin, 1988, S. 353–379, hier: S. 369.

³⁾ Vgl. z. B. Rudolf Schenda, *Volkserzählung und nationale Identität: Deutsche Sagen im Vormärz (1830–48)*, in: *Fabula* 25 (1984), S. 296–303, bes. S. 298 f.

⁴⁾ Nur beispielhaft: Adolf Hirth, *Sagen der Heimat. Mittelbadische Sagen vom Rhein zum Schwarzwald, von der Kinzig zur Mürg, Kappelrodeck* 1986.

⁵⁾ Rudolf Schenda, *Mären von deutschen Sagen. Bemerkungen zur Produktion von „Volkserzählungen“ zwischen 1850 und 1870*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983), S. 26–48.

⁶⁾ Vgl. zuletzt für eine prägnante Zusammenfassung Röhrich, *Erzählforschung zit.*, S. 365 ff.; daneben sei verwiesen auf: ders., *Sage*, Stuttgart ²1971; ders., *Sage und Märchen. Erzählforschung heute*, Freiburg/Br. – Basel – Wien 1976; ders. (Hg.), *Probleme der Sagenforschung*, Freiburg/Br. 1973; Leander Petzoldt (Hg.), *Vergleichende Sagenforschung* (= *Wege der Forschung* 152), Darmstadt 1969; Hermann Bausinger, *Formen der „Volkspoesie“* (= *Grundlagen der Germanistik* 6), Berlin ²1980, S. 179 ff.; Gisela Burde-Schneidewind, *Sage*, in: *Autorenkollektiv, Deutsche Volksdichtung. Eine Einführung*, Frankfurt/M. 1979, S. 83–117; Gerndt, *Volkssagen zit.*; Peter Assion, *Weißer, Schwarzer, Feuiger. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland*, Karlsruhe 1972, S. 11 ff. An älteren Bestimmungsversuchen seien noch angeführt: Max Lüthi, *Volksmärchen und Volkssage. Zwei Grundformen erzählender Dichtung*, Bern – München ³1975; André Jolles, *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz* (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 15), Tübingen ⁶1982, S. 62 ff.; Will-Erich Peuckert, *Sagen. Geburt und Antwort der mythischen Welt*, Berlin

1965; *Sagen und ihre Deutung. Beiträge von Max Lüthi, Lutz Röhrich und Georg Fohrer*. Mit einem Geleitwort von Will-Erich Peuckert (= *Evangelisches Forum* 5), Göttingen 1965; Friedrich Ranke, *Volksagenforschung. Vorträge und Aufsätze*, Breslau 1935; Friedrich von der Leyen, *Die Volkssage*, in: Adolf Spamer (Hg.), *Die Deutsche Volkskunde*, Bd. 1, Leipzig 1934, S. 203–215; Otto Böckel, *Die deutsche Volkssage* (= *Aus Natur und Geisteswelt* 262), Leipzig 1909; Karl Wehrhan, *Die Sage* (= *Handbücher zur Volkskunde* 1), Leipzig 1908.

⁷⁾ Vgl. z. B. Gerndt, *Volkssagen zit.*, S. 402 ff.

⁸⁾ Wolfgang Brückner, *Erzählen und Erzähler. Vermittlung und Pflege volkstümlich-traditionalen Wissens*, in: Wolfgang Lipp (Hg.), *Kulturtypen, Kulturcharaktere. Träger, Mittler und Stifter von Kultur* (= *Schriften zur Kultursoziologie* 7), Berlin 1987, S. 97–106, hier: S. 99.

⁹⁾ Vgl. dazu auch Bernward Deneke, *Zur Tradition der mythologischen Kontinuitätsprämisse. Fragestellungen des 17. und 18. Jahrhunderts bei Jacob Grimm*, in: Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner (Hg.), *Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem*, Berlin 1969, S. 47–56.

¹⁰⁾ Röhrich, *Erzählforschung zit.*, S. 355.

¹¹⁾ Vgl. Bausinger, *Formen der „Volkspoesie“ zit.*, S. 37 ff.

¹²⁾ Antti Aarne und Stith Thompson, *The Types of the Folktale. A Classification and Bibliography* (= *FFC* 184), Helsinki ²1961.

¹³⁾ Röhrich, *Erzählforschung zit.*, S. 355.

¹⁴⁾ Rudolf Schenda, *Tendenzen der aktuellen volkskundlichen Erzählforschung im deutschsprachigen Raum*, in: Isac Chiva und Utz Jeggle (Hg.), *Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen*, Frankfurt/M. – New York 1987, S. 271–291, hier: S. 274.

¹⁵⁾ Linda Dégh, *Biologie des Erzählgutes*, in: *Enzyklopädie des Märchens*, Bd. 2, Berlin – New York 1979, Sp. 386–406; Röhrich, *Erzählforschung zit.*, S. 354.

¹⁶⁾ Friedrich Ranke, *Grundsätzliches zur Wiedergabe deutscher Volkssagen*, in: ders., *Kleinere Schriften*, hg. von Heinz Rupp und Eduard Studer, Bern – München 1971, S. 312–315, hier: S. 313.

¹⁷⁾ Wolfgang Brückner, *„Narrativistik“*. Versuch einer Kenntnisnahme theologischer Erzählforschung, in: *Fabula* 20 (1979), S. 18–33, hier: S. 24.

¹⁸⁾ Vgl. Linda Dégh, *Erzählen, Erzähler*, in: *Enzyklopädie des Märchens*, Bd. 4, Berlin – New York 1984, Sp. 315–342; dies., *Märchen, Erzähler und Erzählgemeinschaft. Dargestellt an der ungarischen Volksüberlieferung* (= *Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde* 23), Berlin

1952; Brückner, Erzählen und Erzähler zit.; Rainer Wehse (Hg.), Märchenerzähler — Erzählgemeinschaft (= Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft 4), Kassel 1983.

¹⁹⁾ Mark Asadowskij, Eine sibirische Märchenerzählerin (= Folklore Fellows Communications 68), Helsinki 1926.

²⁰⁾ Ulrich Tolksdorf, Eine ostpreußische Volkserzählerin. Geschichten, Geschichte, Lebensgeschichte (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 23), Marburg 1980.

²¹⁾ Vgl. beispielsweise auch Alfred Cammann, Trumberg-Geschichten. Ein Beitrag zur westpreußischen Landes- und Volkskunde (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 22), Marburg 1980.

²²⁾ Gerndt, Volksagen zit., S. 400.

²³⁾ Röhrich, Erzählforschung zit., S. 360.

²⁴⁾ Albrecht Lehmann, Erzählen im Gefangenenlager. Über Formen und Funktionen des Erzählens in einer extremen Lebenssituation, in: Fabula 25 (1984), S. 1—17.

²⁵⁾ Beispielhaft für heutige Sagensammlungen: Reinhard Haller, Rauhacht. Sagen aus dem Bayerischen Wald, Grafenau 1976; ders., Von Druden und Hexen. Sagen aus dem Bayerischen Wald, Grafenau 1977; ders., Grünhüt. Teufelssagen aus dem Bayerischen Wald, Grafenau 1978; ders., Rockarois'gschichtn. Sagen aus dem Bayerischen Wald und dem Böhmerwald, Grafenau 1979; ders., Natur und Landschaft. Sagen aus dem Bayerischen Wald, Grafenau 1983.

²⁶⁾ Konrad Köstlin, Relikte. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 5 (1973), S. 135—157; vgl. Hermann Bausinger, Ungleichzeitigkeiten. Von der Volkskunde zur empirischen Kulturwissenschaft, in: Der Deutschunterricht N. F. 6 (1987), S. 5—16.

²⁷⁾ Vgl. Stefaan Top, Perspectives on Contemporary Legend. Sheffield, 12.—18. Juli 1982, in: Fabula 24 (1983), S. 110—111; Wilhelm F. H. Nicolaisen, Perspectives on Contemporary Legend: A Second International Seminar. Centre for English Cultural Tradition and Language. University of Sheffield, August 1—7, 1983, in: Fabula 25 (1984), S. 113—114; Linda Dégh, Neue Sagenerscheinungen in der industriellen Umwelt der USA, in: Röhrich, Probleme der Sagenforschung zit., S. 34—51; Michael P. Carroll, „The Castrated Boy“: Another Contribution to the Psychoanalytic Study of Urban Legends, in: Folklore 98 (1987), S. 216—225.

²⁸⁾ Hermann Bausinger, Strukturen des alltäglichen Erzählens, in: Fabula 1 (1958), S. 239—254; vgl. auch ders., Alltägliches Erzählen, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 1, Berlin — New York

1977, Sp. 323—330; für die Behandlung der Problematik durch Literaturwissenschaftler und Linguisten s. Konrad Ehlich (Hg.), Erzählen im Alltag, Frankfurt/M. 1980.

²⁹⁾ Vgl. z. B. Rolf Wilhem Brednich, Hannjost Lixfeld, Dietz-Rüdiger Moser und Lutz Röhrich (Hg.), Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung, Freiburg 1982; Albrecht Lehmann, Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag, in: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978), S. 198—215; ders., Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt/M. — New York 1983; auch ders., Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, München 1986; Georg R. Schroubek, „Das kann ich nicht vergessen“. Der Erinnerungsbericht als volkskundliche Quelle und als Art der Volksprosa, in: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 17 (1974), S. 27—50; mit schriftlicher Autobiographik befaßt sich auch Bernd Jürgen Warneken, Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsforschung (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 61), Tübingen 1985; Paul Hugger, Das war unser Leben. Autobiographische Texte (= Werdenberger Schicksale 1), Buchs 1986.

³⁰⁾ Helmut Fischer, Erzählgut der Gegenwart. Mündliche Texte aus dem Siegraum, Köln 1978.

³¹⁾ Hermann Bausinger, Gattungsdämmerung. Vergleiche und Theorien, in: Stuttgarter Zeitung vom 13. 9. 1960, S. 23.

³²⁾ Vgl. Gerndt, Volksagen zit., 402 f.

³³⁾ Vgl. dazu auch Wolfgang Seidenspinner, Mythen von historischen Sagen. Materialien und Notizen zum Problemfeld zwischen Sage, Archäologie und Geschichte, in: Jahrbuch für Volkskunde N. F. 11 (1988) (im Druck).

³⁴⁾ Schenda, Tendenzen der aktuellen volkskundlichen Erzählforschung zit., S. 276.

³⁵⁾ Vgl. auch Rudolf Schenda, Volkserzählung und Sozialgeschichte, in: Il Confronto Letterario 1 (1984), S. 265—279, bes. S. 268 ff.

³⁶⁾ Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie, Jena 1921—

³⁷⁾ Schenda, Tendenzen der aktuellen volkskundlichen Erzählforschung zit., S. 277.

³⁸⁾ Gerndt, Volkssagen zit., S. 402.

³⁹⁾ Utz Jeggle, Die Sage und ihre Wahrheit, in: Der Deutschunterricht N. F. 6 (1987), S. 37—50; der *inner meaning* in ätiologischen Sagen spürt nach Jacqueline Simpson, Beyond Etiology: Interpreting Local Legends, in: Fabula 24 (1983), S. 223—232.

⁴⁰⁾ Helge Gerndt, Volkserzählungsforschung, in: Edgar Harvolk (Hg.), Wege der Volkskunde in

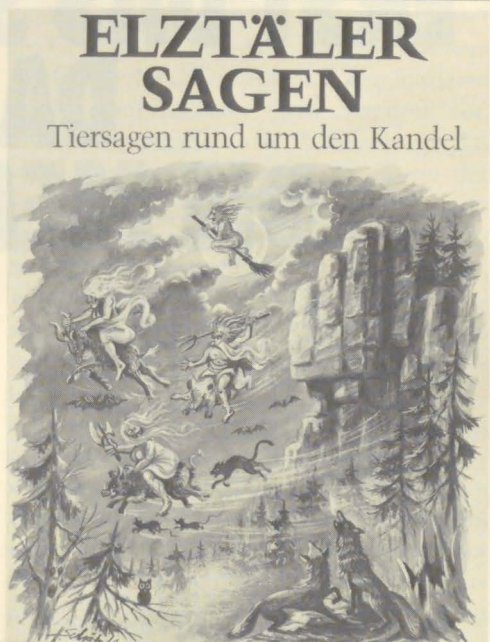
Bayern. Ein Handbuch (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 25; Beiträge zur Volkstumsforschung 23), München-Würzburg 1987, S. 403–420, hier: S. 420.

⁴¹⁾ Diese Interpretation wird vor allem von der DDR-Forschung vertreten, vgl. Burde-Schneidewind, Sage zit.

⁴²⁾ Christa Bürger, Zur ideologiekritischen Betrachtung von Sagen und Märchen, in: Jahrbuch des Arbeitskreises für Jugendliteratur 3 (1976), S. 102–107.

⁴³⁾ Vgl. Schenda, Volkserzählung und Sozialgeschichte zit., bes. S. 275 f.

⁴⁴⁾ Ebd. S. 272.





ERST DAS SPARBUCH, DANN DIE MEMOIREN

Wer seinen Lebensabend genießen will, braucht vor allen Dingen Ruhe und Gelassenheit. Und die stellen sich leichter ein, wenn Sie den gewohnten Lebensstandard, finanziell gesichert, auch später beibehalten können.

Mit der Rente allein werden Sie das allerdings kaum schaffen. Deshalb sollten Sie schon früh anfangen, eine zweite Rente aufzubauen, die Ihnen ein Zusatzeinkommen sichert, das Sie zur Rente haben möchten.

Je eher Sie damit beginnen, um so sorgenfreier können Sie der Zeit der Muße

entgegensehen; denn trotz geringer monatlicher Belastungen wird dann eine ansehnliche Summe zu Ihrer Verfügung stehen.

Sprechen Sie darüber mit dem Geldberater Ihrer Sparkasse. Er wird Ihnen die Anlageform empfehlen, die Ihren Ruhestand am besten sichert – und die Gelassenheit verschafft, die Memoiren nun mal brauchen.

**Private Vorsorge
beginnt bei der Sparkasse**



Ettlingen — eine alte Stadt erneuert sich

Bertold Rudolf, Karlsruhe

Im Umland der Großstadt

sieht sich die Stadt Ettlingen immer wieder konfrontiert mit Karlsruhe, der großen Stadt der weiten Ebene. Die kleine, aber traditionsreichere Stadt Ettlingen besetzt eine der Lagen, die früh schon zum Bau von Siedlungen angeregt haben. Hier an der Randverwerfung des Oberrheingrabens verläßt die kleine Alb das Gebirge. Liegen dort im Buntsandsteintal ihre Mäander fest, kann sie sich nun über einen Schwemmkegel in freien Schlingen dem Rhein zu bewegen. Doch weil sie die für Erdölraffinerien erforderlichen Flächen störte, wurde sie dort bedenkenlos verlegt und begradigt. Zum Glück fanden die Großstädter später Gefallen an den Mäandern des Ettlinger Gewässers. So machte Karlsruhe seinen Endlauf zur Grundlinie eines Landschaftsparks, für den sich der Name „Albgrün“ einbürgerte.

Verflechtung, aber auch Distanzpflege prägt das Verhältnis Ettlingens zur großen Stadt. Herausfordernd streckt sich dem Emporkömmling von der Höhe des Albschwemmkegels ein großstädtisches Gesicht entgegen. Mit dessen Aufbau über der Kinzig-Murg-Niederung, dem grünen Streifen eines alten Flußsystems, konnte Ettlingen modernen Ansprüchen seiner Wohnbevölkerung Genüge tun und den historischen Kern bewahren.

Altstadtsanierung Karlsruhe

Ganz anders war die große Schwester mit ihrer veralteten Wohnsubstanz verfahren: Sie entschied sich für eine Totalsanierung der Altstadt, waren doch die Baugrundstücke — in unmittelbarer Nachbarschaft zur modernen Geschäftscity, in Fußgängerentfernung

zum städtebaulichen Drehpunkt in der landesherrlichen Residenz und dem Verwaltungskern — zu wertvoll, um als Standort für ein Wohngebiet zu dienen, das deutliche Zeichen der Slumbildung aufwies. Wieder zeigen sich Schwierigkeiten eines Vergleichs der beiden Nachbarn: Die Karlsruher Altstadt ist eine recht unregelmäßige Reihung von Wohneinheiten jüngerer Datums, für Dienstleute, kleine Handwerker und Handeltreibende, eingeklebt in das modellhafte Strahlensystem einer Neustadt, eben nur ein „Dörfle“.

Frühform einer Stadt

Ettlingen jedoch verkörpert den Typ einer mittelalterlichen Stadt mit Wurzeln, die in die Römerzeit zurückreichen. Der Kreuzungspunkt zweier Fernstraßen, der „Bergstraße“ am Gebirgsrand und einer W-O-Straße vom Elsaß über das untere Albthal in den mittleren Neckarraum zeichnet ihren Standort vor. Freilich demonstriert kein Wohngebäude das hohe Alter der Stadt. Nur der Turm der Stadtkirche mit dem frühen Patrozinium des Frankenheiligen Martin eignet sich als dreidimensionales Geschichtsbuch.

Was heute die Denkmalpflege aus dem Bauschutt unterhalb einer deutlich erkennbaren Brandzone im Grundmauerbereich herausfördert, verspricht nichts Weltbewegendes: Ettlingen war keine reiche Stadt. Die Lage an der kleinen Albforte hat sie nicht für Entwicklungen prädestiniert, wie wir sie etwa in Heidelberg oder Freiburg verfolgen können, wiewohl sie am Schicksal der Städte des Oberrheinlandes teilhat und durch den Vernichtungskrieg des Sonnenkönigs in Schutt und Asche fällt. Über das Schicksalsjahr 1689

lassen sich wieder Fäden knüpfen zur Nebenbuhlerin Karlsruhe.

Was Ettlingen nach der Brandkatastrophe blieb, war neben dem schon erwähnten Turm der Martinskirche (romanisch im Unterteil, gotisch im oktogonalen Aufbau) der gotische Chor und der Bergfried der mittelalterlichen Burg, der „Hohe Turm“, wie man aus alten Stichen weiß. Seine markante Gestalt erscheint uns heute verkürzt; er wurde abgetragen, dem neu angelegten Stadtschloß angepaßt und eingegliedert.

Gesicht der Stadt in historischer Vielschichtigkeit

Nur langsam erhob sich die Stadt wieder zwischen Kirche, Markt und Herrschaftssitz, auf den Hausfundamenten des mittelalterlichen Grundrisses. Was sich heute als Gassengewirr darstellt, ist durchaus planvoll, erkennt man doch ein Querrippensystem mit Ansätzen einer Leiterbildung auf beiden Seiten der Alb. Wie in Heidelberg erblicken wir eine barocke Stadt auf mittelalterlichem Grundriß, freilich in bescheidenerem Ausmaß (Scheuerbrand, S. 203). Wie in Heidelberg wölben sich darüber die barocken Hauben, hier über Stiftskirche, Schloß und Brückenturm, den physiognomischen Dominanten, wie dort zeigen sich in Hauserkern religiöse Motive. Beinahe hätte Ettlingen gar die ehemalige Kurpfalzresidenz überholt, erhielt die Stadt doch den Sitz der Landesherrin. Im Anschluß an den Turm der mittelalterlichen Burg entstand im Auftrag der Markgräfin Augusta Sibylla, der Gemahlin des Türkenlouis, das Schloß in barocker Form mit dem Juwel des Asamsaals, der ehemaligen Schloßkapelle, als Witwensitz.

„Nebenstadt“ einer fürstlichen Neustadt der Ebene

Für einen regierenden absolutistischen Fürsten mit Ansprüchen der Prachtentfaltung waren die eng gebauten, in einen Mauerring gezwängten Städte Behinderungen des Bau-

willens. Obendrein war die Wehrfunktion der Mauern längst bedeutungslos geworden angesichts der von den Wehrtechniken entwickelten weittragenden Kanonen.

So verließ auch der Markgraf der nördlichen Markgrafschaft seine Durlacher Residenz, um seine auf vielen Reisen erworbenen Vorstellungen einer neuzeitlichen Stadt zu verwirklichen. Mit diesem Entschluß beginnt erst Karlsruhe, auf des Landesherren unbesiedelten Jagdgrund der Niederterrasse in die Geschichte des Raums hineinzuwirken. In den ausgedehnten Wäldern wehrte sich niemand gegen den Einschlag von Schneisen, hier konnte großzügig in die Landschaft hinausgeplant werden. Das „Dörfle“ blieb freilich ausgenommen.

Ettlingens Sprung nach vorn

Auch Ettlingens Baukörper wurde auf gleichbleibenden Besitzgrundstücken immer wieder verdichtet. Aber schon im Mittelalter gab es gesonderte Gewerbeviertel; so wurden die Lohgerber ihres großen Wasserbedarfs und Gestanks wegen an die Alb verlagert („Lauer-gasse“). Als einzige von Maschinen, nicht von menschlicher Muskelkraft betriebene Produktionsstätten hatten sich Mühlen verschiedener Gewerbe an der Alb angesetzt. Mit der kinetischen Energie und der geringen Härte ihres Wassers bot sie besonders der Papierherstellung einen günstigen Standort. Bereits am Ende des 18. Jahrhunderts war die Alb durch die Initiative weitblickender Unternehmer zu einer Gewerbeasse ausgebaut. In der Phase der Frühindustrialisierung rückte die Stadt an der Alb in die Reihe der bedeutendsten Gewerbeorte des Großherzogtums Baden.

Als Hauptstadt dieses großen Neustaats hatte Karlsruhe inzwischen viele Funktionen an sich gezogen. Ettlingen geriet in Rückstand, als Wasserkraft durch Dampfkraft ersetzt wurde, als die Landeshauptstadt die mit Dampf betriebene Eisenbahn auf sich hin ausrichtete. Die Neugestaltung der Verkehrsver-

hältnisse war für die räumlichen Bedingungen der gewerblichen Wirtschaft von prägender Kraft. Der Bau der ersten großen Eisenbahnlinien verschob das verkehrsgeographische Gravitationszentrum in dramatischer Weise in die Ebene. Zwar hatte die Stadt Ettlingen ihre Produktionspalette mit der Textilindustrie, der Trägerin der Frühindustrialisierung, und Folgeindustrien erweitert, doch mit der Eisenbahn und dem Ausbau des Rheins wuchs Karlsruhe ein größeres Potential zu. Ettlingen schob eine Nebenstrecke zum kernfernen Staatsbahnhof vor, konnte Unternehmerpersönlichkeiten gewinnen, in Bahnnähe Niederlassungen der Metallbranche zu gründen. Flächen für Produktions- und Wohnstätten standen im Westen ausreichend zur Verfügung. So bildete sich hier die bunte Mischung von Funktionen in der typischen Uneinheitlichkeit der Vorstadtsituation.

Verfallserscheinungen

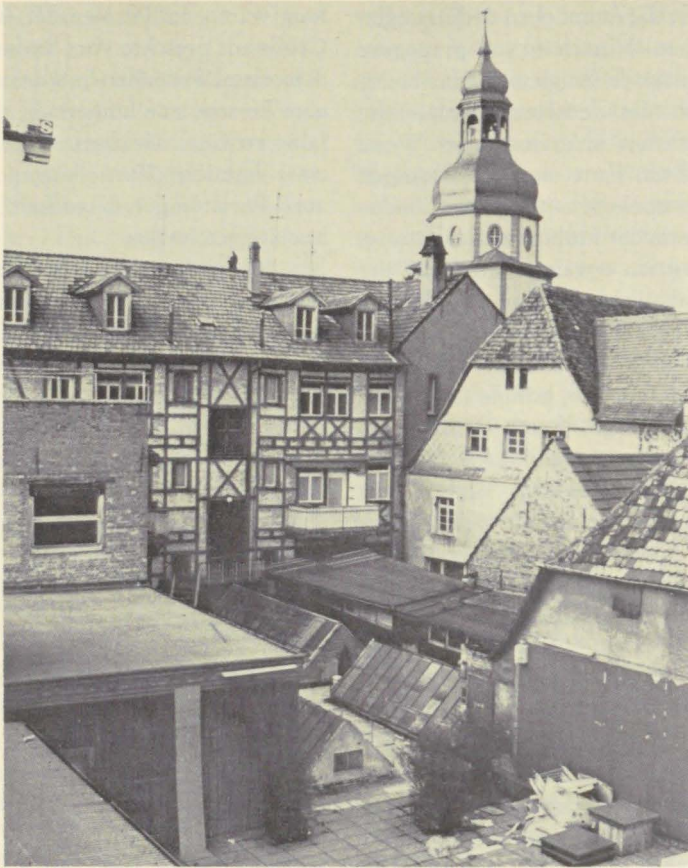
Zwei Kriege gingen über den Stadtkern hinweg ohne die Folge nennenswerter Gebäudeverluste. Während die wichtigsten Teile der benachbarten Großstadt dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen waren, hatte das „Dörfle“ überlebt. So stand zwar Wohnraum zur Verfügung, aber dieser entsprach bald nicht mehr dem Ansehen der Städte und den Ansprüchen der in der Wiederaufbauphase zu Reichtum gekommenen Bewohner auf Komfort und Hygiene. Längst waren bequeme Wohnvororte, auch für einkommensstarke Bevölkerungsgruppen aus Karlsruhe, entstanden. Attraktive Wohnlagen konnten hier den „Wohlstandsgürtel“ um die Großstadt schließen.

Da man Kapitalinvestitionen in den heruntergekommenen Gebäuden der Altstadt scheute, schritt der Verfall weiter fort. Die geringen Mietsätze aufgrund der minderwertigen Bausubstanz zog untere Einkommenschichten, vor allem Gastarbeiter, an. Das Karlsruher Dörfle und große Teile der Ettlinger Innenstadt waren auf einer ähnlichen Verfallsebene angekommen. Modernisierung und Neuan-

fang waren die Parolen der 60er Jahre. Die Großstadt preschte vor: Sie schlug zunächst dem anschwellenden motorisierten Verkehr eine Bresche zur Innenstadt, damit eine Zufahrt zu Geschäftscity und Verwaltungszentren. Ähnliche Vorstellungen wurden zwar auch für Ettlingen entwickelt, aber zunächst beiseite geschoben.

Mit der wachsenden Mobilität der Bevölkerung und dem Sog des großstädtischen Angebots drohte die Innenstadt auch kulturell zu verarmen. Sie brauchte einen attraktiven Mittelpunkt, an dem sich das geistige Leben entfalten konnte. Das unzerstörte, aber durch Mißbrauch und bauliche Vernachlässigung heruntergekommene markgräfliche Schloß war das erste Objekt, das saniert wurde. Ein dem künstlerischen Kleinod des Asamsaals gleichwertiger Raum stand dem eher klassizistischen Karlsruhe ja nicht zu Verfügung. Mit seinen Schloßfestspielen, den Kammerkonzerten und den im Schloß untergebrachten Museen strahlt Ettlingen heute in umgekehrter Richtung. Die fortschreitende Slumbildung in unmittelbarer Nachbarschaft zum Schloß drängte die Stadt zu weiteren Maßnahmen.

Karlsruhe hatte schon zu Anfang der 60er Jahre begonnen, Ersatzwohnungen für seine Dörfle-Bewohner, also Wohnungsinhaber des Stadtkerns, in den Außenzonen zu schaffen. Die auf Rationalität eingestellte Wissenschaft und Politik der 60er hatte auf totalen Neuanfang, auch im Städtebau gesetzt und damit auf Totalsanierung. Das Konzept des Wiederaufbaus war ein von Rationalität und Funktionalismus („posthistorisch“, Le Corbusier) bestimmtes Programm, das mit seiner Einheitlichkeit und Standardisierung gesellschaftliche Gleichförmigkeit widerspiegeln sollte, im Gleichschritt der Weltarchitektur der „Moderne“ (s. „Kraemer-Plan“). Der Straßendurchbruch der Fritz-Erler-Straße erhielt die Funktion eines „Hebels“, um das Werk in Gang zu setzen. Da kam der konjunkturelle Abschwung, die Bundesförderung setzte aus . . .



*Ettlingen. So sah es hier früher aus.
Aus: Altstadtsanierung Ettlingen. Eine Zwischenbilanz. Herausgegeben von
der Stadt Ettlingen.*

Schließlich wurde aus einem internationalen Städtebau-Wettbewerb ein Konzept angenommen, das auf dem Prinzip einer polygonalen Blockrandbebauung an das geometrische Muster der Gründungsstadt anknüpfte. Eine Treuhandgesellschaft wurde mit der verzögerten Durchführung des riesigen Bauvorhabens beauftragt.

Wachstumsprobleme der Nachkriegszeit

Ettlingen überstand den Drang der „Moderne“. Ob als Folge der viel geringeren Dimen-

sion oder der größeren Finanzknappheit, läßt sich schwer beurteilen. Im Gegensatz zu den benachbarten Hochschulstädten konnte die Stadt auch die studentische Revolte, während der Rationalität zum alleinigen Maß erhoben wurde, unbeeinträchtigt überstehen. Auch der Kapitalabfluß blieb ohne Folgen: Die Dimensionen des Papierriesen Holtzmann waren für die Vorstadt längst zu groß geworden. So hatte die Firma über das Karlsruher Streben nach Westen hinausgegriffen, um am Strom bei Maxau einen günstigeren Standort



Nun entstand daraus ein schöner Innenhof mit Fachwerk, Pergolaumgang und Dachgarten. Aus: Altstadtsanierung Ettlingen.

für die Anlage eines riesigen Zellulosewerks mit eigenem Hafen zu nutzen.

Auch hatte das in der Innenstadt aus kleinen Anfängen großgewordene Kaufhaus ein den Brennpunkt der Karlsruher Hauptgeschäftsstraße beherrschendes Objekt errichtet. Das Ausgreifen Ettlinger Kapitals kam einer Umklammerung der Großstadt gleich! Mußte eine derartige Verflechtung nicht eine Folgewirkung erzeugen? Doch die Stadt hat auch die Eingemeindungswelle überstanden, diese sogar zu ihren Gunsten ausgenutzt, die Ro-

dingungsdörfer der einstigen Urmark im Zuge der Verwaltungsreform vereinigt und ihren Einfluß- und Einzugsbereich als Pfortenstadt über das Albatal und die Alb-Randplatte gesichert.

Als Mittelzentrum im Großstadtumland mußte Ettlingen nach Gemeinde- und Kreisreform seine Leistungskraft steigern, seine Attraktivität erhöhen. Motorisierung und Verbesserung der Nahverkehrsbedingungen verstärkten den Sog der Großstadt, so sehr sich Ettlingen auch mit Industrie- und Woh-

nungsbaupolitik dagegen stemmte. Mehr als die Hälfte der Kaufkraft floß Ende der 60er Jahre nach Karlsruhe ab (Altstadtsanierung/Zwischenbilanz 1985, S. 2).

Ein Impuls zum Handeln ging vom dringenden Ausbaubedarf des alteingesessenen Kaufhauses aus. Erweiterungen in seine Nachbargebäude stießen an eine Grenze. Eine Modernisierung war in den vom Denkmalamt geschützten Gebäuden unmöglich. So blieb als Lösung nur die Verlagerung in die Außenzone. Sollte der zentrifugalen Tendenz nachgegeben werden? Längst hatte sich an Beispielen wie Erlangen und Zürich gezeigt, daß das differenzierte Angebot eines großen Kaufhauses nicht dem kleinen Einzelhändler zur Gefahr wird, daß es vielmehr für ihn als Publikummagnet wirkt. Es lenkt und verstärkt die Passantenströme, wertet also die Standorte der nahen Geschäfte auf. Die Verlagerung des Kaufhauses würde nicht nur eine Schwächung der Zentralität des Stadtkerns bedeuten, man fürchtete auch die Zerstörung der das Stadtbild prägenden Dreieckigkeit von Martinskirche, Rathaus und Markt, damit den Verlust der historisch gewachsenen Identität.

Die Wende zur „Postmoderne“

Mit den krisenhaften Erschütterungen der 70er Jahre hatte sich der „Zeitgeist“ geändert. Zeichen der Postmoderne kündigten sich an. Die Gigantomanie der Hochhausarchitektur wich Konzepten, die in ihrer Vielfalt eine differenzierte städtische Gesellschaft spiegeln sollten. Ettlingen hat spät mit der Sanierung begonnen, konnte daher die städtebaulichen Sünden der schnellen Modernisierung vermeiden.

Die Stadt verzichtete auf den Einschlag von Erschließungsachsen für den fließenden Autoverkehr, auf den Bau von drei Hochgaragen, den der erste Sanierungsplan offenbar im Hinblick auf eine autogerechte Stadt vorgesehen hatte, zugunsten der Erhaltung des alten Stadtgrundrisses und alter erhaltenswerter Bausubstanz. Mit dem Verzicht auf die

Errichtung eines neuen Rathauses setzte die Stadtverwaltung auch Zeichen für die Zukunft zugunsten des Verbleibs des Kaufhauses in der Altstadt.

Das Bauprojekt „Kaufhaus“ wurde der Hebel, das Jahrhundertwerk der Stadtsanierung in Gang zu setzen. Die Aufnahme der Stadt in das Städtebauförderungsprogramm des Bundes und der Länder im Jahre 1971 schaffte den „eigentlichen Durchbruch“ (Zwischenbericht, S. 6); denn nun waren „Möglichkeiten finanzieller Hilfen für die Sanierungswilligen gegeben“. Im ersten Sanierungsabschnitt war neben dem mächtigen, aber gegliederten dreigeschossigen Kaufhaus eine zweigeschossige Tiefgarage mit über 400 Einstellplätzen entstanden, über die sich mit dem nach mehreren Seiten offenen Neuen Markt ein Raum innerstädtischer Ruhe und Kommunikation bildete. Synchron mit diesen Bauvorhaben wurden Anschlußstraßen als Fußgängerzonen ausgewiesen und dem Einkaufsverkehr zugeordnet. Private Investitionen haben in der Folge die Mittel der öffentlichen Hand um ein Vielfaches übertroffen.

Mischung städtischer Funktionen

Die Leitidee der Postmoderne ist Repräsentation der Komplexität und Vielfalt eines modernen städtischen Gemeinwesens in einem historisch gewachsenen Baukörper. Das Konzept dieser Funktionsmischung wurde im zweiten Sanierungsschritt, dem Ausbau des alten Kaufhauses, realisiert. Das Erdgeschoß im Fußgängerniveau war dem Einzelhandel vorbehalten. Es schien attraktiv genug, um auch hochspezialisierte Geschäfte und Anbieter von Luxusgütern anzulocken. Im ersten Obergeschoß ließen sich vor allem Büros und Praxen nieder. Entgegen einer früher üblichen Verdrängung der Wohnbevölkerung, also einer Entflechtung der Funktionsbereiche Wohnen, Handel und Dienstleistung, förderte man eine Durchmischung. Im Baublock des alten Kaufhauses wurde die Anzahl der Wohnungen vervielfacht (Zwischenbi-

lanz, S. 27). Freilich ließen sich nur die Fassaden der Fachwerkhäuser erhalten, der schlechte Bauzustand erlaubte nur die „Kosmetik“ der äußeren Erscheinung. Die „historische Wahrheit“ endet unmittelbar hinter der Fassade.

Für die Gestaltung der Neubauten griff man weitgehend auf traditionelle Materialien zurück, entzog sich so der totalen Herrschaft des Betons. Holzfachwerk und Naturstein (Hauptbuntsandstein der nahen Steinbrüche) prägten das bisherige Stadtbild. Vorgehängte Holzbalkone bieten Möglichkeiten des Kontakts zu Nachbarschaft und Passantenströmen. Sicher bleiben manche Details nur modisches Design.

Wo für Kaufhauszwecke der Kern des Baublocks überbaut worden war, wurde öffentlicher Freiraum geschaffen, zum Teil auch überdacht. Besondere Sorgfalt legte man auf die Bildung solcher von Baukörpern begrenzte Innenhöfe durch Auskernung kleineren Stils. Modernen Lebensbedürfnissen entsprechende, von Luft und Licht durchflutete Höfe dienen einer Vielzahl von Zwecken. Sie schaffen Intimität gemeinsamen Wohnens, aber auch Verbindungen untereinander durch Passagen. Hier findet dann das Grün wieder seinen Platz. Geschützt vor Belästigungen kann der Gartenhof so zu einem sommerlichen Wohnraum im Freien werden. Im Schutz von Mauern und Begrünung entsteht eine Art Innenraumklima, das die Möglichkeit des Aufenthalts im Freien wesentlich verlängert. Natürlich waren auch dem motorisierten Verkehr Zugänge zu schaffen, nicht freilich Durchbrüche für den Durchgangsverkehr. Der ringförmige Abschluß des Mittelalters begrenzt i. w. wieder eine Fußgängerstadt — Zeichen der Vergangenheit als Weisung für die Zukunft.

Die Stadt der Landesgartenschau 1988

Ettlingen rühmt sich heute des vielfältigen Erbes, des landschaftlichen Rahmens sowohl

wie der historischen Entwicklung von 1200 Jahren, einer Vergangenheit, die für die Zukunft bewahrt, aber auch in die Gegenwart harmonisch integriert werden soll. Kontinuität hieß aber abrücken von der Unpersönlichkeit der „Moderne“ aus den Planungsideologien der 60er Jahre zu neuen Kooperationsformen, die Stadtplanung und Denkmalschutz, Bürgervertretung und Verwaltung, Wünsche und Ansprüche vortragende Interessenten in den Planungsprozeß einbezogen. Das Ergebnis der wechselseitigen Abstimmung ist im Jahr der 1200-Jahrfeier eine menschengerechte Stilvielfalt, mit der sich die Bewohner identifizieren können.

Als eine Stadt, die ist „wie die Menschen, die in ihr leben“, preist sich Ettlingen für die Landesgartenschau an, die im Jahre 1988 als Krönung des Sanierungswerks in das Land ausstrahlen soll. Auch mit ihr wird menschliches Maß gewahrt, läßt ja doch auch eine entkernte Altstadt keine totale Begrünung zu:

Wo immer möglich, wird sich die Altstadt in lebendiges Grün kleiden, das mit seinem individuellen Wachsen nie Massenware sein kann — wie das Kulturschöne, das es ergänzt. Ganz dem Grün ist ein Bereich zugeordnet, der sich mit „Grünzügen“ an den Schloßgarten anschließt, den „Park in der Altstadt“, und in einer Art synthetischer Vermittlung von Natur den Baukörper komplementär ergänzt.

Die alte Stadt unterwirft sich keineswegs dem Historischen — schon das Modellhaus in der Hirschgasse wurde beim Wiederaufbau nach 1689 nicht sklavisch nachgeahmt — sie pflegt eher ein ästhetisches Korrektiv zur weitgehend rational bestimmten Gegenwart. Sie war ja immer gewohnt, sich drängenden wirtschaftlichen Problemen zu stellen, was sie mit dem St. Georgsbrunnen auf dem Marktplatz, im Kernbereich der beiden Altstadthälften symbolisiert haben mag, aber auch Distanz zu üben, für die der Narrenbrunnen auf dem Schloßplatz steht.

Kein Menschenwerk ist fraglos gültig.

Literaturhinweise

A. Scheuerbrandt, Südwestdeutsche Stadttypen und Städtegruppen, Heidelberg 1972

R. Stenzel, Ettlingen, kleine Industriestadt am Großstadtrand, Geogr. Rundschau 1963, S. 244

R. Stenzel, Ettlingen vom 14.—17. Jh., Ettlingen 1982

R. Stenzel, Ettlingen vom 15.—17. Jh., Ettlingen 1985

A. Tschira u. R. Stenzel, Das mittelalterliche Ettlingen, Karlsruhe 1968

H. L. Zollner, Ettlingen, Heidelberg 1964

Altstadtsanierung Ettlingen, Zwischenbilanz 1985

Altstadtsanierung Ettlingen, eine Zwischenbilanz o. J.

Altstadtsanierung Karlsruhe, Stand August 1981

Die Ausstellung „1200 Jahre Ettlingen — Archäologie einer Stadt“ wird aus Anlaß der 1200-Jahr-Feier der ersten urkundlichen Erwähnung Ettlingens gezeigt (20. Mai bis 31. Oktober 1988).

„1200 Jahre Ettlingen — Archäologie einer Stadt“ — Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg Hefi 4. Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Archäologische Denkmalpflege. Begleitheft zur Ausstellung von Dietrich-Lutz-Egon Schallmayer.



Ettingens „heimatkundliche“ Präsenz

Zu landeskundlich/landesgeschichtlichen Neuerscheinungen bis zum
Stadtjubiläum im Jahre 1988

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Selbstbewußtsein und „heimatkundliche“ Präsenz

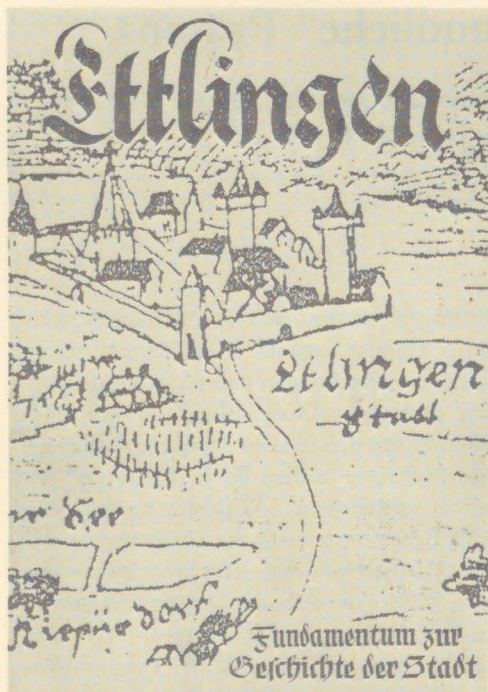
Die beispielhafte „heimatkundliche“ Präsenz Ettingens, die mit den Publikationen in den letzten Jahren erreicht wurde, hat wohl — abgesehen von der landesweiten Förderung der Landeskunde/Landesgeschichte — ihren Grund in den Ereignissen der Stadtgeschichte der letzten zwanzig Jahre. 1966 wurde Ettingen große Kreisstadt, 1973 wurde mit der Stadtsanierung begonnen, 1972 wurde Spessart, 1974 Bruchhausen, Ettingenweier, Oberweier, Schlutenbach und Schöllbronn eingemeindet, 1978 die Schloßfassade renoviert und im Jahre 1978 mit den inzwischen zur Tradition gewordenen „Ettlinger Schloßfestspielen“ begonnen. Im Jahre 1981 wurde Ettingens Sanierung der Altstadt von der „Europäischen Kampagne zur Stadterneuerung“¹⁾ neben Burghausen, Hamburg, Hillesheim, Karlsruhe und Wuppertal als „beispielhaft für bestimmte Problemstellungen“ bundesweit vorgestellt.

Es gibt wohl keinen weiteren Zeitraum von zwanzig Jahren in der Geschichte der Stadt, in der eine vergleichbare Intensität „kommunalpolitischer“ Entscheidungen anzutreffen wäre. Stadterneuerung und Stadterweiterung durch Eingemeindungen haben in „Groß-Ettingen“ jenes regionale Selbstbewußtsein wachsen lassen, das sich auch in den sehr intensiven und konsequent verfolgten „heimatkundlichen“ Aktivitäten der letzten Jahre widerspiegelt. Nicht zuletzt haben die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre Ettingen „in seinem Eigenwert bestätigt und gefestigt“²⁾.

Ettingen hat alles, was man sich idealerweise unter Heimat vorstellt, hätte Heimat nur mit idealen Vorstellungen und nicht mit dem Alltag und der „Alltagskultur“ zu tun. Josef Werner hat den idealen Aspekt am Ende seines Aufsatzes in dem Buch „Ettingen“ sehr schön ausgedrückt: „Angelehnt an die Hügel und Berge beiderseits des Eingangs ins Tal, durchflossen von dem ständig sich erneuernden Wasser der Alb, die Gassen und Straßen in der überkommenen Lineatur und Maßstäblichkeit, auf den Plätzen Lebhaftigkeit, doch keine Hast; ein Schloß, in dem das geistige, künstlerische und gesellschaftliche Leben der Stadt eine Heimat fand, eine Altstadt, in der man sich wohlfühlt und zum Verweilen lädt: Die Stadt Ettingen der 80er Jahre verbreitet auf eindringliche Weise das ebenso seltsame wie seltene Gefühl, als sei hier die Welt noch in Ordnung.“³⁾ Ein schöner Text auf den Spuren goethischer Stadt- und Landschaftsbeschreibung — auslaufend ins Konjunktivisch-Hintergründige.

II. Erfahrbarkeit des Heimatraumes und Ablesbarkeit historischer Spuren

Heimat, Heimatkunde, regionale und städtische Kultur haben seit dem Ende der 70er Jahre auch wieder etwas mit historischer Verortung und historischem Wissen zu tun, ja, die im Stadtbild in Bauten und Spuren präsenzte Geschichte ist geradezu zu Fixpunkten der Identitätsbildung der Bewohner geworden. Ein solches historisches Wissen, soll es objektiver Ansatzpunkt zur Ausbildung einer (subjektiven) „regionalen Identität“⁴⁾ sein, muß mit der Alltagskultur verbun-



Umschlagseite zu: *Ettlingen — Fundamentum zur Geschichte der Stadt*

den sein, muß möglichst an Spuren der Vergangenheit erfahrbar und ablesbar sein. Kurz: Das historische „Regionalwissen“ kann — besonders in der Schule — kein Selbstzweck sein.

Erfahrbarkeit des Heimatraumes, Ablesbarkeit der Spuren und Verbindung der Geschichte mit der Alltagskultur — Ettlingen ist in dieser Hinsicht in einer sehr günstigen Position. Einmal sind verschiedene Epochen der Geschichte in der Stadt an exponierten Beispielen ablesbar, zum anderen ist das, was die historische Phantasie ergänzend zur Rekonstruktion zu leisten hat, aufgrund der Überschaubarkeit des Territoriums leistbar (z. B. Ettlingen als Schnittpunkt der Römerstraße Baden-Baden—Heidelberg und Altenstadt—Pforzheim oder Ettlingen als Einnahmestelle der rechtsrheinischen Liegenschaften des Klosters Weißenburg). Auch dürfte die Erfahrung lehren, daß ein über-

schaubares historisches Ensemble (Marktplatz, Martinskirche, Schloß) oder wenige, aber exponierte „Stadtobjekte“ (Merkurstein, römische Sandsteinquader auf dem östlichen Kirchplatz, Lauerturm, Schloßbrunnen etc.) einen intensiveren Raumbezug ermöglichen als eine verwirrende Vielfalt von Objekten. Im Sinne der Landeskunde/Landesgeschichte, die pädagogisch auf eine lokale und „regionale Identität“ hin angelegt ist, ist deshalb die Intensität, mit der Geschichte an einen Ort „anwest“ weniger wichtig als die Intensität des Bezugs zu wenigen exponierten Objekten im Raum.

III. Stadtobjekte und Daten

Im Zusammenhang mit den neuen Lehrplänen und dem fächerübergreifenden Unterricht in Landeskunde/Landesgeschichte, der vom Kultusministerium seit etwa 1984⁵⁾ angeregt und stark gefördert worden ist, hat Wolfgang Lorch, Rektor der Anne-Frank-Realschule in Ettlingen, ein 26seitiges Heft „Ettlingen — Grundwissen zur Geschichte der Stadt“ (1986) herausgebracht. Die Erkundung des Heimatraumes ist innerhalb des Rasters der allgemeinen Geschichte auf historisch relevante Daten vor Ort für eine regionalgeschichtliche Bewußtseins- und Identitätsbildung angewiesen. Die Auswahl dieser Daten muß möglichst in einem Bezug zu ablesbaren „Spuren“ der Geschichte im Stadtbild stehen. Regionalgeschichtlich relevante Daten in Verbindung mit konkreten geschichtlichen Beständen im Stadtbild legen den Gedanken der Gestaltung eines „Fundamentums“ oder Grundwissens nahe. Die Idee eines solchen „Fundamentums“ hat in der Arbeit Wolfgang Lorchs erstmals eine mustergültig gestalterische und publizistische Form gewonnen. Insofern kommt dem „Ettlinger Fundamentum“ eine gewisse exemplarische Bedeutung zu, dies zeigt sich auch daran, daß die Konzeption des „Fundamentums“ inzwischen in den Städten Rastatt und Baden-Baden Nachahmung gefunden hat.

Das Unternehmen wurde in der ersten Auflage von der Sparkasse Ettlingen finanziell unterstützt, diese Unterstützung wirkte sich wohl auf die Gestaltung des Heftes positiv aus, weil man nicht wie anderenorts gezwungen war, die Blätter auf dem Wege der Photokopie behelfsmäßig herzustellen. Die Skizzen, die Wolfgang Schwartz zum Fundamentum beisteuerte, gewährleisteten die Einheitlichkeit des optischen Eindrucks. Konzeption und Layout des Heftes sind so angelegt, daß sich das Heft nicht nur an die Schulen, sondern auch an die Öffentlichkeit wendet. So erschien auch 1988 — zunächst wohl im Zusammenhang mit der Städtepartnerschaft Ettlingen mit den englischen Clevedon und der „Rheinlandkaserne“ — eine englische Übersetzung des Fundamentums: *Ettlingen — Basis for a History of the Town*. Eine französische Übersetzung ist geplant. Inhaltlich ist das „Fundamentum“ in den einzelnen Epochenkapiteln nach Einführung in den Zeitraum, Fund-Nachweisen für Ettlingen und Merkkasten für die Basisdaten gegliedert.

Nach dem gleichen Schema ist das 1987 erschienene „Grundwissen“ *Ettlinger Schloß* gestaltet. Das Heft führt auf 16 Seiten an die Geschichte des Schlosses heran und macht mit „Sehenswertem“ im Ettlinger Schloß bekannt: Albgaumuseum, Karl-Albiker-Galerie, Oskar Alexander Kiefer, Karl-Hofer-Galerie.

IV. „Grundwissen“ und Reader

Sinnvoll ist der Zusammenhang zwischen dem „Fundamentum“ und dem Buch *Ettlingen im Wandel der Geschichte* (2. Auflage 1986) mit Texten des gleichen Autors und Zeichnungen von Wolfgang Schwartz

Bei der heutigen Mobilität kann nicht davon ausgegangen werden, daß der Dienstort des Lehrers mit dem Heimatort identisch ist. Auch müssen bei einem fächerübergreifend angelegten Unterricht in Landeskunde/Landesgeschichte, der nicht nur von Erdkunde-

und Geschichtslehrern getragen werden soll, Bücher zur Verfügung stehen, die auch anderen Fachbereichen einen schnellen Zugang eröffnen.

Es ist mir keine Stadt bekannt, in der ein solch konsequenter Zusammenhang zwischen einem „Grundwissen“ für Schüler der Grund-, Haupt- und Realschulen einschließlich des Gymnasiums einerseits und einem ergänzenden „Reader“ für die Hand des Lehrers andererseits hergestellt worden wäre. In der Regel haben heimatkundliche oder stadtgeschichtliche Publikationen keinerlei Bezug zu den didaktischen Erfordernissen der Schule. Ettlingen scheint mir auch in der Hinsicht der Koordination beider Bereiche ein nachahmenswertes Beispiel zu sein. „Ettlingen im Wandel der Geschichte“ erzählt die Geschichte Ettlins analog zur Rasterung der Kapitel im „Fundamentum“, wobei das IV. Kapitel — Neuzeit — mit 122 Seiten Umfang den Schwerpunkt des Buches bildet.

V. „Addita“-Unterrichtsblätter

Zum „Fundamentum“ wurden inzwischen sogenannte „Addita“-*Ettlinger Unterrichtsblätter* vom Arbeitskreis Ettlingen erarbeitet, so z. B. „Ettlingen im Mittelalter“ (Rudolf Kappler), „Die Zerstörung Ettlins 1689 und der allmähliche Wiederaufbau in der Zeit des Absolutismus“ (W. Lorch), „Die Ettlinger Linien“ (W. Lorch), „Ettlingen in der Zeit des Zweiten Weltkrieges“ (H. Sommer). Inzwischen liegen 10 Unterrichtsblätter vor. Den Unterrichtsblättern, die in Photokopien vorliegen, würde man wünschen, daß sie nach einer Erprobungsphase im Unterricht zusammen mit dem „Fundamentum“ in einem Band vereinigt gedruckt werden könnten. Vielleicht findet sich dafür in Zukunft ein Sponsor.

Nicht nur für den Gebrauch der Schulen ist das 1988 erschienene Stadtführungsblatt *Ettlingen — Ein Streifzug durch die Stadt*“ (Herausgeber: Stadt Ettlingen, Zeichnungen und Layout: Wolfgang Schwartz, Text:



Röm. Münzen

I. Ettligen in römischer Zeit

Im 1. Jahrhundert n. Chr. dehnt sich das **Römische Reich** nördlich der Alpen aus. Zwischen Rhein und Donau errichten die Römer gegen die Germanenstämme den **Limes**.

Die Römer überziehen ihr Herrschaftsgebiet mit einem System von Straßen.

Durch unser Gebiet führen **zwei wichtige Römerstraßen**: die eine folgt in Nord-Süd-Richtung ungefähr der heutigen Linie der Bundesstraße 3, die andere kommt aus dem Westen und zieht sich durch das vordere Albthal, dann über Reichenbach, Langensteinbach und Pforzheim nach Osten.

Wo heute Ettligen liegt, kreuzen sich am Albtalesingang beide Römerstraßen. Es entstehen zwei **römische Straßenstationen**, eine dort, wo sich jetzt die St. Martinskirche befindet, eine kleinere im Westen Ettligen bei St. Johann, wo die Straßenkreuzung nach Mörsch und Forchheim ist.

Es entwickeln sich auch ein kleiner **Handelsplatz** und eine **Kultstätte** (Götterverehrung).

An der Nord-Süd-Straße werden im Abstand von 2,5 bis 3 km **römische Gutshöfe** angelegt (beim Hedwigshof, bei Oberweiler, Ettligenweiler, Sulzbach und Malsch).



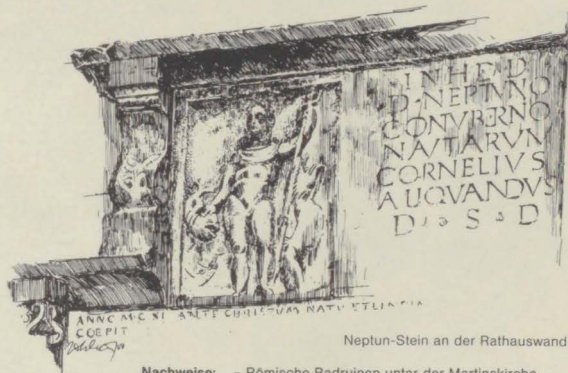
Röm. Gutshof

Beispiel der Seitengestaltung in: Ettligen — Fundamentum zur Geschichte der Stadt

Wolfgang Lorch) gedacht. Das Stadtführungsblatt im Zeitungsformat leitet zu einer Erkundung der Altstadt an Hand der Beschreibung von 22 bedeutenden Stadtbildobjekten an. Wohl auch im Zusammenhang mit dem „Stadtführungsblatt“ wurde erst vor kurzem von dem Arbeitskreis Landeskunde Ettligen ein „Suchspiel zur Kernstadt“ für Schüler entwickelt.

VI. „Ein schmuck herausgeputztes Bilderbuchstädtchen vor den Toren Karlsruhes“ (Wolf Schön)

Das „heimatkundlich“-didaktische Programm Ettligenens ist in vielfacher Weise lehrreich. Bewundernswert sind die Konsequenz der publizistischen Schritte und die Einheitlichkeit der Gestaltung. Das Projekt



Neptun-Stein an der Rathauswand

- Nachweise:**
- Römische Badruinen unter der Martinskirche
 - Neptun-Stein an der Rathauswand
 - Altar-Weihe-Stein (Albgau-Museum)
 - Götterköpfe, vor allem Handelsgott Merkur (Albgau-Museum)
 - Münzen (Albgau-Museum)
 - Grabgefäße (Albgau-Museum)



Altarstein



Gott Merkur

Ettlingen zur Römerzeit:

- Siedlung an Straßenkreuzung
- Handelsplatz und Kultstätte
- Gutshöfe an Nord-Süd-Straße

eines „Fundamentums“ historischer Basisdaten in Beziehung zu historischen „Stadtbildungsobjekten“ hat natürlich auch Grenzen, die klar gesehen werden sollten. Schon am Anfang der Entwicklung des fächerübergreifenden Projekts „Landeskunde/Landesgeschichte“ wurde eine zu „starke und einseitige Orientierung am Fach Geschichte“ befürchtet⁶⁾. Die Gefahr besteht darin, daß so-

wohl der heute sehr wichtige sozialgeschichtliche Aspekt in Bezug auf die Vergangenheit wie auch der regionalpolitische Aspekt der Gegenwart ausgeblendet bleibt. Aber Landeskunde/Landesgeschichte ist auch „ein wichtiger Beitrag zur politischen Bildung“⁷⁾. Daß die sehr starke — im Falle Ettlingens natürlich begründete — Konzentration auf historische „Stadtbildungsobjekte“ Gefahren



Deckblatt des Stadtführungsblattes

WOLFGANG LORCH



ETTLINGEN

im Wandel der Geschichte
mit Zeichnungen von Wolfgang H. Schwartz

Buchumschlag zu: Lorch, Ettlingen im Wandel der Geschichte

bringt, zeigt die Tatsache, daß die Stadterneuerung in den „heimatkundlichen“ Publikationen nicht thematisiert wird⁸⁾, obwohl gerade sie zur gegenwartsbezogenen Auseinandersetzung herausfordern müßte. Wenn es richtig ist, daß seit dem Ende der 70er Jahre Stadterneuerung unter dem Blickwinkel der „sozialen Integrationsaufgabe“ und der „Herstellung lokaler (kultureller) Öffentlichkeit“⁹⁾ gesehen wird, dann muß dieser Aspekt geradezu zur Auseinandersetzung herausfordern. Dies um so mehr als Formulierungen wie in dem Aufsatz zur Fertigstel-

lung des Wacherschen Deckengemäldes in der Martinskirche, der Ettlingen als „das schmuck herausgeputzte Bilderbuchstädtchen vor den Toren Karlsruhes“¹⁰⁾ apostrophiert, zu denken geben. Wir hätten Ettlingen zum 1200jährigen Jubiläum eigentlich ein Buch in der Richtung der kritischen Auseinandersetzung mit der Stadterneuerung mit Datum 1988 gewünscht. Natürlich dürfte es nicht einfach sein, zwischen stolzer kommunalpolitischer Selbstdarstellung und alltagsbezogener realer Bürgereinschätzung zu vermitteln, aber eben genau hier begänne die

„Herstellung lokaler Öffentlichkeit“, die auch eine Aufgabe der Landeskunde/Landesgeschichte ist.

D. Lutz und E. Schallmayer haben in dem Begleitheft zu der Ausstellung: *1200 Jahre Ettligen — Archäologie einer Stadt* darauf hingewiesen, daß das „Bestreben eine ‚heile Altstadt‘ im Aufgehen zu erhalten, eine verstärkte Gefährdung der ‚Altstadt unter der Erde‘ mit sich gebracht hat“.¹¹⁾ Schwindet in archäologischer Hinsicht die „unterirdische Geschichte“ im Bestreben eine „heile Altstadt“ zu erhalten, so muß gleichermaßen im heimatkundlichen Sinne darauf geachtet werden, daß die sanierte „obertägige Geschichte“ nicht die Gegenwart der Lebensvollzüge zudeckt. Kurz: „Ein schmuck herausgeputztes Bilderbuchstädtchen“ sollte Ettligen weder in der Heimatkunde noch in der Realität werden.

Anmerkungen

¹⁾ Alte Städte neu — Burghausen, Ettligen, Hamburg, Hillesheim, Karlsruhe, Wuppertal. Hrsg. Deutscher Ausschuß für die Europäische Kampagne zur Stadterneuerung 1981. Geschäftsstelle beim Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Deichmanns Aue, Postfach 205001, 5300 Bonn 2

²⁾ Ettligen, hg. von Klaus E. R. Lindemann mit Textbeiträgen von J. Werner, K. E. R. Lindemann, H. L. Zollner, Info, „Edition Stadt und Landschaft“, 1981

³⁾ Josef Werner a. a. O.

⁴⁾ Roland Hahn, Heimatkunde/Landeskunde und der neue Forschungsansatz „Regionale Identität“ in: *Kultus und Unterricht* 22/1985, 31. Oktober 1985, S. N 167

⁵⁾ *Kultus und Unterricht* 6/1984, 9. März 1984, Sonderausgabe: Fächerübergreifendes Thema Landeskunde/Landesgeschichte; *KuU* 22/85, 31. Oktober 1985, Sonderausgabe: Fächerübergreifendes Thema Landeskunde/Landesgeschichte und *KuU* 5/1988, 14. März 1988

⁶⁾ *KuU* 6/1984, 9. März 1984, Protokoll einer Tagung auf der Comburg, S. N 46

⁷⁾ a. a. O. S. N 45

Vergleiche auch: *Politik und Unterricht*, Zeitschrift zur Gestaltung des politischen Unterrichts, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg 2/86, Baustein A „Der Ort, in dem

wir leben“, S. 4 ff. Unterrichtsvorschlag unter der Fragestellung: 1. Was kann politisches Lernen in der Grundschule? 2. Wie macht man das? Mit welchen Lernzielen. Themen, Methoden? Vergleiche auch: *Der Bürger im Staat*, Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg, Heft 4, 1983, G. Mayer-Vorfelder, Ein Plädoyer für die Heimatkunde. „Nach unserem Verständnis gehört zu Landeskunde der Mensch in seiner sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Umgebung“ (S. 243)

⁸⁾ Das „Fundamentum“ erwähnt die „Stadterneuerung“ mit 5 Zeilen. (S. 23)

Das Buch „Ettligen im Wandel der Geschichte“ folgt in dem Kapitel 9.10 „Stadterneuerung — Stadtverschönerung“ auf den Seiten 118—122 im allgemeinen der Argumentation, die im Heft „Zwischenbilanz“ zur Stadterneuerung von der Stadt Ettligen entwickelt wurde. Ähnlich auch das Buch „Ettligen — Gesichter einer Stadt“ (S. 140)

⁹⁾ Hans Jörg Siewert, Soziale und kulturelle Aufgaben der Stadterneuerung, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, 15. Juli 1988, S. 25.

Zu den Kriterien einer „Stadterneuerung“ am Ende der 70er Jahre gehört nach Siewert: „Stadtpolitik gewinnt einen neuen, nämlich unmittelbar sozialen Gegenstand. Es geht auch darum, soziale Gruppen zu mobilisieren, Handlungsmuster zu verstärken. Stadtentwicklungsplanung gerät zur sozialen Entwicklungsplanung. . .“ (S. 22)

Das „Konzept Kultur des Stadtteils“ setzt „auf die Fähigkeit der Quartierbewohner in dem Ziel Herstellung lokaler Öffentlichkeit. Dabei wird von einem Kulturverständnis ausgegangen, bei dem neben der individuellen künstlerischen Ausdrucksfähigkeit vor allem auf gemeinsame Gestaltungsmöglichkeiten der sozialen, politischen und materiellen Umwelt abgehoben wird“ (S. 25)

¹⁰⁾ *Rheinischer Merkur/Christ und Welt*, Nr. 29, 15. Juli 1986, Wolf Schön, Ein Jahr Kampf gegen das endlose Weiß, S. 19

¹¹⁾ *1200 Jahre Ettligen — Archäologie einer Stadt*, Begleitheft zur Ausstellung „Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg“, S. 25

Literatur zur Geschichte der Stadt Ettligen

1.1 Wissenschaftliche Literatur

Geschichte der Stadt Ettligen

Ib *A. Tschira* und *R. Stenzel*, *Das mittelalterliche Ettligen* (7.—14. Jh.), 1968

IIa *R. Stenzel*, *Ettligen vom 14.—17. Jahrhundert*, 1. Halbband, 1982

- Ib *R. Stenzel*, Ettlingen vom 14.—17. Jahrhundert, 2. Halbband, 1985
- IVa *P. H. Stemmermann*, Philipp Thiebauth, Ettlingen in den politischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, 1964

Ettlinger Jahreshfte

- 1/1980: „Freudenfest der Stadt Ettlingen am 13. Juny 1830“, hsg. v. *H. L. Zollner*
- 2/1980: „Das Buch mit dem goldenen Schnitt“ (Notizen der Ettlinger Bürgermeister aus drei Jahrhunderten), hsg. v. *H. L. Zollner*

Auslieferung der Objekte: Bürgermeisteramt Ettlingen, Postfach 1658, D—7505 Ettlingen.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Ettlingen

- 1 *R. Stenzel*, Lateinschule und höhere Bürgerschule in Ettlingen, 1962, vergriffen
- 2 *G. Haselier*, Das älteste Zinsverzeichnis der St. Martinskirche in Ettlingen, 1964
- 3 *P. H. Stemmermann* und *H. L. Zollner*, Die Ettlinger Schloßkapelle und die Fresken von C. D. Asam, 1964, vergriffen
- 4 Der Bildhauer *Oskar Alexander Kiefer* — sein Leben und seine Werke, 1986
- 5 *K. Lang*, Die Ettlinger Linien und ihre Geschichte, 2. Aufl. 1965
- 6 *P. Gierich*, Die Mühle, eine Dokumentation über die Zwingelmühle in Ettlingen, 1979
- 7 *E. Schneider*, Die Flurnamen der Stadtgemarkung Ettlingen, 1980
- 8 *R. Stenzel*, Die Ettlinger Landschaft, 1987

Veröffentlichungen Hans Leopold Zollners im Rahmen der Stadtgeschichtlichen Kommission

- 1 *P. H. Stemmermann/H. L. Zollner*, Die Ettlinger Schloßkapelle und die Fresken von C. D. Asam / Die Dioskuren des Süddeutschen Barock. 1964 (vergriffen)
- 2 *Hans Leopold Zollner*, Neptun als Stadtchronist — Ettlingen in Wort und Bild. 1966 (vergriffen)
- 3 *Hans Leopold Zollner*, Der Ettlinger Hellberg. Chronik seiner Bauten und Bewohner. o. J.
- 4 *Hans Leopold Zollner*, Johanneskirche 1880—1980. Geschichte der Evangelischen Gemeinde Ettlingen. 1980
- 5 *Hans Leopold Zollner*, (Hrsg. i. A. Stadtgesch. Kommission) Ettlinger Jahreshft 1/1980. „Freudenfest der Stadt Ettlingen am 13. Juny 1830“. 1980
- 6 *Hans Leopold Zollner* (Hrsg. i. A. d. Stadtgesch. Kommission) Ettlinger Jahreshft 2/1980. Das Buch mit dem goldenen Schnitt. 1981
- 7 *Hans Leopold Zollner*. Ettlingen in alten Ansichten. 1985

1.2 Didaktisch orientierte Literatur

Wolfgang Lorch, Ettlingen, Grundwissen zur Geschichte der Stadt. Skizzen: Wolfgang Schwartz, 1986

Wolfgang Lorch, Ettlingen, Basis for a History of the Town, English Translation: Robert K. Pierce, Jr., 1988

Wolfgang Lorch, *Wolfgang Schwartz*, Ettlinger Schloß, 1987

Stadt Ettlingen, Rathaus, Ettlingen — Ein Streifzug durch die Altstadt, Text: Wolfgang Lorch, Zeichnung und Layout: Wolfgang Schwartz

Wolfgang Lorch, Ettlingen im Wandel der Geschichte mit Zeichnungen von Wolfgang H. Schwartz, Herausgeber: Stadtgeschichtliche Kommission Ettlingen, 1986, 2. Auflage

Arbeitskreis Landeskunde Ettlingen

Nr. 1 *Rudolf Kappler*, Ettlingen im Mittelalter

Nr. 2 *Wolfgang Lorch*, Die Zerstörung Ettlinsens 1689 und der allmähliche Wiederaufbau in der Zeit des Absolutismus

Nr. 3 *Wolfgang Lorch*, Die Ettlinger Linien

Nr. 4 *Horst Sommer*, Ettlingen in der Zeit des Zweiten Weltkrieges

Nr. 5 *Jürgen Gelzer*, Der Heimatraum Ettlingen

Nr. 6 *Martin Keßler/Günter Wittum*, Der Agrarraum in seiner Abhängigkeit von Natur- und Kulturfaktoren — Versuch einer Umsetzung am Beispiel Ettlingen

Nr. 7 *Wolfgang Lorch*, Das Kriegsende 1945 in Ettlingen

Nr. 8 *Luitgard Maisch/Annemarie Seiberlich*, Der Ort, in dem wir leben

Nr. 9 *Wolfgang Lorch*, *Wolfgang Schwartz*, Jugendstil in Ettlingen

Nr. 10 *Wolfgang Lorch, Wolfgang Schwartz*, Barock in Ettlingen

Wolfgang Lorch, Wolfgang Schwartz, Suchspiele zur Kernstadt Ettlingen

1.3 Bildbände

Klaus E. R. Lindemann (Hrsg.), Ettlingen, mit Textbeiträgen von Josef Werner, Klaus E. R. Lindemann, Hans Leopold Zollner. Fotos von Günter Nagel, Gabor Pesthy, Klaus Bieber, Kurt Welker, Foto-Drücke, Dietrich Schönhoff u. a. Info Verlagsgesellschaft Karlsruhe; Edition Stadt und Landschaft, 1981

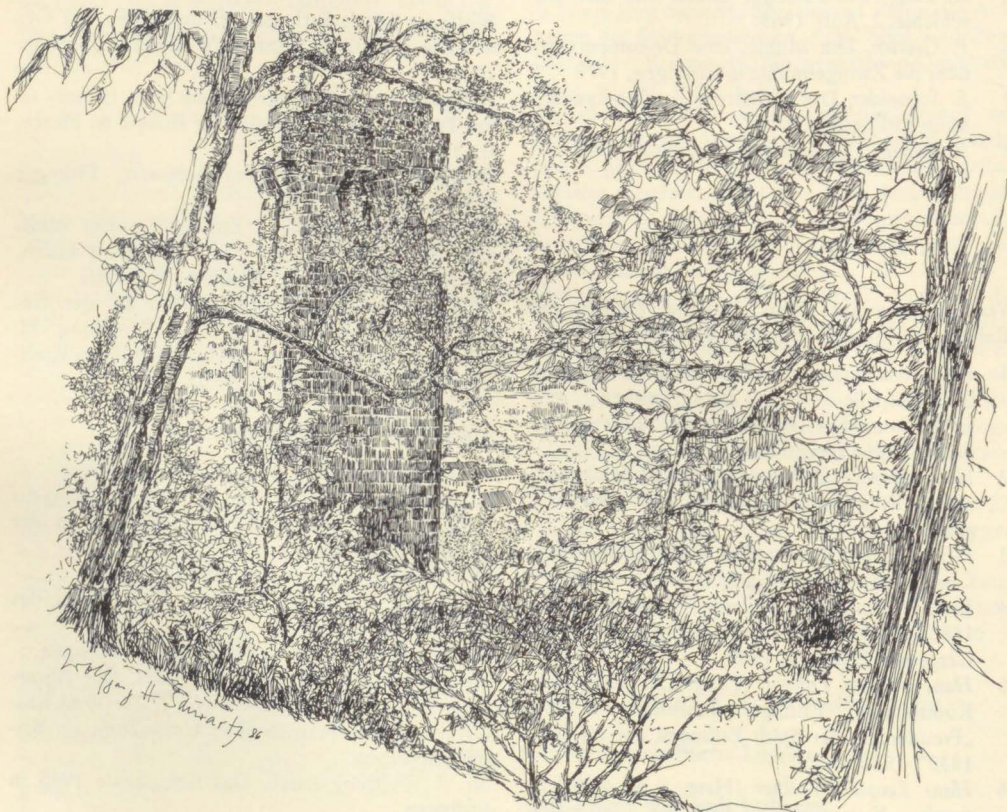
Ettlingen — Gesichter einer Stadt, Text: *Wolfgang Lorch*, Fotos: Gerd Popp, G. Braun, Karlsruhe, 1988

1.4 Katalog

Dietrich Lutz, Egon Schallmeyer, 1200 Jahre Ettlingen — Archäologie einer Stadt, Begleitheft zur Ausstellung vom 20. Mai bis 31. Oktober. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Heft 4, herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

1.5 Ettlinger Hefte

„Ettlinger Hefte“ — Sonderheft 1 — Festgabe der stadthistorischen Kommission zur 1200-Jahrfeier der Stadt Ettlingen. Mitteilungen der Museums-gesellschaft Ettlingen e. V. und der stadthistorischen Kommission



Bismarckturm mit Blick auf Ettlingen. Beispiel aus dem Kalender „Ettlingen 1988, Aquarelle und Zeichnungen Wolfgang Schwartz, Texte: Wolfgang Lorch; „kraftdruck und verlag gmbH“, Industriestraße 5, 7505 Ettlingen-Oberweier

Das Schatzwäldchen

Dieses Wäldchen, das jetzt Feld ist, hatte seinen Namen von dem darin verborgenen Schatz. Dieser gehörte dem Frauenkloster, das in früherer Zeit dort stand. Eine gespenstige Nonne geht noch bei ihm um. Auch andere solche Nonnen halten da in den heiligen Nächten Bittgänge. Zuweilen zeigt sich das Kloster, aus dem oft wunderschöner Kirchengesang zu hören ist.

Ein Küfergeselle aus Ettlingen sah eines Sonntagmittags im Wäldchen das Gebäude und unter dessen offener Tür die Klosterfrau stehen. Sie winkte ihm, hineinzukommen und aus den dastehenden Kisten sich so viel Geld zu nehmen, wie er wolle. Er steckte ein und lud auf, was er tragen konnte, und brachte es glücklich nach Hause. Er kam nachts in Begleitung seines Herrn wieder, um noch mehr zu holen, aber da waren Kloster, Nonne und Kisten verschwunden.

Ein Rüppurrer Mann sah beim Pflügen unweit des Wäldchens einen Haufen Gold und Silber aus dem Boden steigen. Stillschweigend lief er darauf zu, wurde aber dabei von einem Feldarbeiter angeredet. Da versank der Schatz in die Erde.

Einst steckten dort fahrende Schüler mit fremden Hölzern einen Kreis ab, machten in dessen Mitte ein Feuer und begannen ihre Beschwörungen. Da kamen aus dem Boden eine Menge Roßzähne, die Geld waren und von den Schülern mitgenommen wurden.

Im Wäldchen zeigten sich nachts öfters einzelne Flammen und ein blaues Licht. Als ein Mann dieses von der Landstraße aus erblickte, sprach er laut: „Wenn du doch da hüben wärest und mir leuchtetest!“ Augenblicklich war das Licht bei ihm, faßte ihn in der Seite und warf ihn in den Straßengraben.

An einem sternhellen Abend sah ein Ettlinger drei geschlossene Kutschen hintereinander nach dem Wäldchen fahren. Ihre Lenker hatten Hüte mit breiten Krempe auf und saßen so schief auf den Pferden, als wenn sie herabfallen wollten.

Auch der wilde Jäger fährt dort in manchen Nächten „Kloppho!“ rufend mit seinen bellenden Hunden durch die Lüfte.

Von dem Kloster führten unterirdische Gänge nach Gottesaue, in die Kirche zu Grünwettersbach und in das Schloß auf dem Burgstadelkopf.

Die Singerhexe

In der Dekaneigasse wohnte früher eine alte Frau, die mit Hilfe ihrer Zauberbücher viele Hexenkünste vollbrachte. Die Leute nannten sie „d' Singerhex“. Um ihre Untaten zu vollführen, nahm sie meist eine Tiergestalt an. Oft schlich sie sich nachts als Katze in die Viehställe, plagte die Tiere und setzte sich ihnen auf den Rücken, so daß sie keine Ruhe finden konnten. Einmal legte sich ein Maurer in einem Fasse, das in seinem Stalle stand, auf die Lauer. Um Mitternacht kam plötzlich durch die verschlossene Türe eine Katze herein und wollte einer Kuh auf den Rücken springen. Da versetzte ihr der Maurer mit einem Prügel einen kräftigen Hieb, und sogleich war die Katze verschwunden. Am anderen Morgen lag die Singerhex mit verbundenem Kopf krank im Bett. Seitdem kam sie nie wieder in die Ställe.

Die alt Scharfi hen mer gseh; sie hot früher in ihr'm Lewe e Kruzifix ins Ofeloch gschmisse. Der Pfarrer soll sie in an Sack nei bschwore ho un en Mann hot sie dann in die Kälberklamm trage. Wie er uf de Platz kumme isch, hot er sie hingworfe, not isch der Sack gschprunge. Er hot recht Hieb kriegt un sie isch wieder vor ihm daheim gwe — un isch wieder umgange. Em Pfarrer hot sie alle Sünde vorgschmisse; er hot aber allemol e Antwort druf ho müsse. Der Pfarrer soll halt ganz rei sei, sunscht bringt ers Bschwöre nit z'weg. Sie hot em vorghalte, er hätt e Rieb (Rübe) gsthole. No het er gsagt: „I hab en halbe Kreuzer ins Loch gschteckt.“

Der Brückleinbäcker

Ein Bäcker in Ettlingen, der als Verrechner der Stadt und des Spitals viel Armengeld unterschlagen hatte, mußte deshalb nach seinem Tode umgehen. In und bei seinem Haus an der kleinen Brücke und auch in seinem Garten ließ er sich sehen, und zwar bald als Bäcker im grauen Überrock und weißer Kappe, bald als Kalb oder als kleines Schwein. Da er die Leute vielfältig plagte, wurden etliche Male Geistliche gerufen, um ihn zu bannen. Aber keiner vermochte es, weil, wie das Gespenst ihnen spottend vorhielt, sie selbst nicht sauber waren.

Zuletzt ließ man einen Ettlinger Kaplan von großer Frömmigkeit kommen, bei dessen Anblick der Bäcker ausrief: „Ich wollte, der wäre daheimgeblieben!“ Der Kaplan beschwor den Geist in einen Sack, den alsdann ein beherzter Maurersbursch auf den Rücken nahm, um ihn in die Kalbenklamm zu tragen. Unterwegs mußte er den schweren Sack über zehnmal absetzen. In der Schlucht ließ der Kaplan das Gespenst heraus und wies sie ihm zum Aufenthalt an. Als seinen Lohn erhielt der Maurer ein Stück Geld und ein neues Kleid. Das große Vermögen, welches der Bäcker seinen Erben hinterlassen hatte, war in kurzer Zeit verschwunden, denn unrecht Gut hat kein Gedeihen. In der Schlucht führt er die Vorübergehenden öfters irre, beohrfeigt sie oder wirft ihnen die Körbe vom Kopfe. Dort zeigt sich auch ein gesatteltes Pferd ohne Kopf; und einmal brannte dort nachts beim stärksten Regen ein blaues Feuer auf dem hochangeschwellenen Bach.

Glockenklang verjagt den Teufel

In Ettlingen wird am Weihnachtsmorgen eine halbe Stunde vor der Christmette mit der Schreckglocke geläutet. Während dieses Schreckkläutens hat der Teufel keine Gewalt auf Erden, weil ihn jeder Glockenklang an das Halleluja der Engel bei Christi Geburt erinnert. Und da saust der Teufel und sein Anhang mit Schrecken in die Hölle hinunter und darf diese erst wieder verlassen, wenn in der Christmette das Gloria gesungen ist. Wenn er in die Hölle niederfährt, hört man in der Luft ein wildes Sausen.

Messe nachgeholt

Eines Abends wurde in die Ettlinger Kirche zufällig ein Schulbube eingeschlossen, der während der Betstunde eingeschlafen war. Tief in der Nacht erwachte er. Am Altare brannten die Lichter, und an dessen Fuße stand ein Priester allein und begann die Messe. Nachdem er das

Introibo gesprochen hatte, schaute er auf beide Seiten, ob nicht ein Diener da sei, der ihm antwortete. Als er keinen erblickte, machte er das Buch auf dem Altare zu und ging mit dem Kelch wieder in die Sakristei. Augenblicklich erloschen die Lichter von selbst. Den Knaben befahl eine solche Angst, daß er zur Türe eilte, und als er sie verschlossen fand, um Hilfe rief. Dies hörte der vorübergehende Nachtwächter. Er holte den Mesner, und dieser ließ den Buben aus der Kirche und führte ihn am Morgen zum Pfarrer. Nachdem sich dieser alles hatte erzählen lassen, unterrichtete er den Knaben im Meßdienen und sagte ihm danach, was er zu tun habe.

Vor Mitternacht begaben sich dann beide in die Kirche, wo sich nach einer Weile die Altarkerzen von selbst entzündeten und wieder der Priester aus der Sakristei kam und sich anschickte, die Messe zu lesen. Sofort trat nun der Bube hinzu und diente ihm; aber nach der Messe ging nicht er, sondern der Pfarrer mit in die Sakristei. Von diesem befragt, warum er im Grabe keine Ruhe habe, antwortete der Priester: „Als ich starb, war ich noch eine Messe schuldig, und um sie nachholen zu können, habe ich viele, viele Jahre auf einen Diener gewartet. Jetzt ist sie abgehalten, und ich gehe zu Gott, bei dem ich deiner und des Knaben nicht vergessen werde.“ Nach diesen Worten verschwand er.

Glocke gefunden

Vor langer Zeit fanden die Ettlinger am Märzenbrunnen eine Glocke im Boden, die ein Wildschwein mit ihren sieben Jungen, welche es darin geworfen hatte, allmählich zu Tage gewühlt hatte. Sie schafften die Glocke heraus, mußten aber wegen der außerordentlichen Schwere einen Wagen von Eisen machen lassen, auf den sie sie luden und mit vielen angespannten Ochsen nach der Stadt brachten. Dort wurde sie im Freien geläutet, wobei sie folgende Worte tönte: Am Märzenbrunnen / Hat mich gefunden (gefunden) / Eine Los mit sieben Jungen.

Da sie viel zu groß war, ließ man aus ihr sieben Glocken für Ettlingen und Ettlingenweier gießen. Die größte hängt in Ettlingen. Da ihr Geläut nach dem obigen Reim klingt, ließ man ihr diesen als Inschrift setzen.

Der tote Mann

Am Pfingstsonntag wollte ein Ettlinger Mann während des Hochamtes ein Nest junger Starren aus einer Eiche holen. Ehe er auf den Baum stieg, versprach er, den schönsten der Vögel zu Gottes Lieb fliegen zu lassen; aber als er sie hatte, erfüllte er sein Versprechen nicht. Da fiel er von der Eiche und verletzte sich so, daß er augenblicklich starb. Zum Andenken wurde auf dem Platz, der seitdem zum „Toten Mann“ heißt, ein hoher Stein errichtet. Darauf ist ein Gerippe mit einer Sanduhr ausgehauen, auf dem die Worte stehen: Von Alters her zum toten Mann / Wird ich von der Stadt Ettlingen genannt.

Auf der anderen Seite des Steines sind ein Schild und die Jahreszahl 1570 eingehauen. Der Geist des Mannes geht nachts da um. Einmal hat ein Wanderer, der ihn auf dem Baume sitzen sah und ihn nicht kannte, folgendes Gespräch mit ihm geführt:

Wanderer: „Wo geht der Weg naus?“

Geist: „Da oben hau' ich Vögel aus.“

W.: „Ich glaub', du hörst nicht wohl!“

G.: „Ja, der Baum ist faßhohl.“

W.: „Ich glaub', du bist ein Narr!“

G.: „Es können drin sein sieben Stück oder acht.“

W.: „Du bist wahrhaftig nicht gescheit!“

G.: „Ja, das Loch ist jetzt ziemlich weit.“

W.: „Wenn ich dich unten hätt', wollt' ich dich klopfen!“

G.: „Wenn ich sie haus hätt', wollt' ich sie ropfen!“ (rupfen)

Andere erzählen, der Mann habe den Staren die Zunge ausgeschnitten und sei zur Strafe dafür in den hohlen Eichbaum hinabgefallen. In diesem wurde lange Zeit danach sein Gerippe gefunden.

Der Tote-Mann-Stein ist der älteste vorhandene Grenzhauptstein der Stadt Ettlingen, der einst die Gemarkungsgrenze zu Schöllbronn und Spessart markierte. Die Bedeutung der Abbildung und Inschrift ist nicht geklärt. Vielleicht weist der Stein auf einen Mord oder plötzlichen Tod hin. Immerhin gibt er dem umgebenden Waldgebiet seinen Namen. Da „tot“ im Bergbau unbrauchbar bedeutet, wird auch vermutet, daß hier ein fehlgeschlagener Schürfersuch unternommen wurde. Dies ist unwahrscheinlich, obwohl die einst beim Gertrudenhof gelegene Hammerschmiede Erz brauchte. (Siehe dazu W. Lorch, Ettlinger Heimatblätter Nr. 2, o. J.)

Der Ring am Kirchturm

Bei der Verbrennung Ettlögens durch die Franzosen waren die Mauern des achteckigen Kirchturmes der Martinskirche zwar stehen geblieben, hatten aber durch das Feuer so sehr gelitten, daß man bei der Wiederherstellung des Turmes dessen oberen Teil glaubte abtragen zu müssen. Da erbot sich ein Schlosser- oder Schmiedegesell, an dem Turm sein Meisterstück zu machen, so, daß von diesem nichts abgebrochen werden mußte. Nachdem ihm das bewilligt worden war, verfertigte er nur nach dem Augenmaß einen starken eisernen Ring und legte ihn mit Lebensgefahr oben um den Turm. Diesem paßte er sich vollkommen an, und der Mann befestigte ihn so, daß der Turm ohne jede Abtragung wieder hergestellt werden konnte. Noch jetzt hält der Ring den Turm zusammen, welcher, zu einer geraden Stange gebogen, genauso lang wäre wie der Turm hoch ist. Als Preis erhielt der mutige Geselle des Meisters Töchterlein zur Frau und wurde selbst sogleich zum Meister ernannt.

Nach den Ettlinger Stadtrechnungen legte der Schlossermeister Michael Weber 1715 einen eisernen Ring um den Turm. Für Arbeit und Material erhielt er 57 Gulden und 45 Kreuzer.

Doppelmord wegen eines halben Kreuzers

Zwei wandernde Metzgergesellen bettelten in einem Hause zu Ettlingen und erhielten einen Kreuzer. Diesen wollte der Empfänger für sich behalten, aber der andere machte auf die Hälfte Anspruch. Hierüber gerieten sie miteinander in Streit. Der eine zog ein langes Messer, der andere eine Hippe (Winzermesser) hervor. Sie fielen sich an und töteten sich gegenseitig. Dies geschah am Ende der Stadt, Schöllbronn zu, und deshalb stehen dort am Wege zwei niedere Steinkreuze. Auf dem einen ist eine Hippe, auf dem anderen ein Messer eingehauen.

Aus: Ludwig Vögely, Sagen rund um Karlsruhe, G. Braun, Karlsruhe, 1988

Rückmeldung zur Ständehausveranstaltung der Badischen Heimat: Ständehauspläne sind nicht in der Versenkung verschwunden

Die Vorteile, Universitätsstadt zu sein, sind unbestritten. Von der Universität Fridericiana Karlsruhe gehen viele Impulse aus, ihr guter Ruf ist international anerkannt und trägt zum Ansehen Karlsruhes bei. Es ist lobenswert, daß sich Professoren und Studenten auch immer wieder Themen annehmen, die kommunalpolitisch von Interesse sind. So legte die Universität dieser Tage Arbeiten vor, die sich architektonisch mit dem geplanten Zentrum für Kunst und Medientechnologie, der Sanierung in der Südstadt und mit der Nutzung des Restgeländes des ehemaligen Ständehauses befassen. Solche Beiträge befruchten die Diskussion und wecken das Interesse der Bürger an städtebaulichen Entscheidungen. Das ist sicherlich nützlich.

Bei den vom Verein Badische Heimat und den BNN durchgeführten Diskussionsrunden zum Thema „Ständehaus — was nun?“ hat es sich gezeigt, daß die Bürger durchaus zu motivieren sind. So gesehen war die öffentliche Präsentation der Ideen von Architekturstudenten auf dem Restgelände des Ständehauses eine folgerichtige Weiterführung dieser Aktivitäten.

Die Bemühungen von Stadt und Land, eine im Sinne der bisherigen Diskussion angemessene Nutzung des Geländes zu finden, haben nicht nachgelassen. So war es gestern jedenfalls aus dem Mitarbeiterkreis des Oberbürgermeisters zu hören. Professor Dr. Gerhard Seiler und sein Baudezernent Erwin Sack gehören der Kommission an, die gemeinsam mit der Landesregierung gebildet wurde, um entsprechende Möglichkeiten zu prüfen. Anregungen dazu gab's aus Karlsruhe — von Kommunalpolitikern und interessierten Bürgern — ausreichend. Die Badische Heimat hat inzwischen auch eine beachtenswerte Dokumentation der Veranstaltungsreihe „Ständehaus — was nun?“ vorgelegt. In Karlsruhe und in Stuttgart wird, so war es zu hören, mit großem Ernst an der Ständehausfrage gearbeitet. Das hört man gern. Die Rolle Badens an der Entwicklung des Parlamentarismus darf hier, am Ort des Geschehens, nicht vergessen werden.

BNN, „Stadtgespräch“, 9. Juli 1988, Nr. 156, S. 29



Museums-Gesellschaft Ettlingen e. V.

Leo Mülfarth, Ettlingen

Die Museums-Gesellschaft Ettlingen ist eine Vereinigung von kunstinteressierten Ettlinger und Karlsruher Bürgern. Sie wurde im Jahre 1975 auf Anregung von Dr. Carl Albiker, dem Sohn des bekannten Bildhauers, mit tatkräftiger Hilfe des Ettlinger Fabrikanten Professor Wolfram Spitzner gegründet. Wolfram Spitzner als Vorsitzender und Hubertus Knauber als Kurator haben die Gesellschaft in kürzester Zeit zu einem der größten Ettlinger Vereine gemacht. Anfang dieses Jahres betrug die Mitgliederzahl 748.

Es sollte die Hauptaufgabe der Gesellschaft sein, das Ettlinger Museum und die Karl-Albiker-Stiftung mit Werken des Bildhauers aus dem Dornröschenschlaf zu wecken und weiter auszubauen. Das ist in der Satzung wie folgt formuliert: „Der Zweck der Gesellschaft ist die Förderung und Erhaltung der Städt. Sammlungen.“ Dieser Aufgabe wird die Museums-Gesellschaft dadurch gerecht, daß sie von ihren Mitgliedsbeiträgen Werke Karlsruher Maler ankauft und sie dem Städt. Museum schenkt. So konnte z. B. in diesem Jahr ein Ölgemälde des Malers und Bildhauers Max Eichin für das Museum erworben werden. Eine weitere, ganz praktische Hilfe für das Museum ist die Übernahme des Aufsichtführens durch Mitglieder der Museums-Gesellschaft. Inzwischen sind tausende von Aufsichtstunden geführt worden. Dadurch werden dem Museum nicht nur Kosten gespart, sondern die Öffnungszeiten des Museums konnten auch beträchtlich ausgeweitet werden.

Eine weitere Aufgabe sieht die Museums-Gesellschaft in der Förderung kultureller Bestrebungen kunstgeschichtlicher und heimatgeschichtlicher Art sowie in der Erhaltung und Förderung künstlerischer Interessen. Der satzungsgemäße Aufbau einer Kunstbibliothek steht aus Raum- und Geldmangel noch ganz in den Anfängen. Die Geschäftsstelle der Museums-Gesellschaft befindet sich hinter dem Musensaal des Ettlinger Schlosses und bietet nur einen begrenzten Raum, der gerade für die Abwicklung der Verwaltungsaufgaben reicht.

Die ihr durch die Satzung gestellten Aufgaben sucht die Museums-Gesellschaft durch die verschiedensten künstlerischen Aktivitäten zu erfüllen. Dies sind in erster Linie Kunstausstellungen, sodann Kunstvorträge, Kunstreisen und Konzerte. Bei den Kunstausstellungen werden durch Vorstandsbeschluß vornehmlich Künstler des Karlsruher Raumes ausgestellt. Dabei werden zwei Gruppen von Kunstausstellungen unterschieden. Einmal sind dies die Kunstkabinettausstellungen und zum anderen die großen Ausstellungen. Die Kunstkabinettausstellungen finden im Musensaal statt und bieten meist jungen, noch wenig bekannten Malern Gelegenheit, sich erstmalig einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen. Alle Techniken werden hier dargeboten, vom Ölgemälde bis zum Aquarell und der Graphik. Diese Ausstellungen sind deswegen so interessant, weil sie zur Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Kunst herausfordern. Bei der Ausstellungser-

öffnung stellt sich der Künstler selbst seinem Publikum vor mit seinem künstlerischen Werdegang und seinem künstlerischen Wollen.

Die großen Kunstausstellungen finden in der Ostgalerie des Ettlinger Schlosses statt und werden mit Unterstützung des Städt. Museums durchgeführt. Hier stellen schon arrivierte Künstler aus, oder es werden schon verstorbene Maler in großen Retrospektiven gezeigt mit bis zu 80 Werken. Die Ausstellungen stehen bei freiem Eintritt allen Interessierten offen. Die Besucherzahl beläuft sich hier sehr unterschiedlich, in erster Linie nach dem Bekanntheitsgrad des Malers, zwischen zwei- bis viertausend. Als Beispiele für große Ausstellungen der letzten Jahre seien genannt: Otto Laible, Oskar Hagemann, Ernst Würtenberger, August Kutterer, Eugen Segewitz, Friedrich Kallmorgen, Max Eichin, Friedrich Oehler, Ernst Rehmann, Mia Leinberger. Eine Ausstellung, die verschiedene, schon verstorbene Maler zusammenfaßte, hatte den Titel: „Karlsruher Maler und Malerkolonien.“

Um das persönliche Interesse der Mitglieder anzusprechen, veranstalteten wir eine große Ausstellung unter dem Titel „Mein liebstes Kunstwerk — Mitglieder stellen aus.“ Das Echo auf die Aufforderung, das liebste Kunstwerk, gleich ob Gemälde, Graphik oder Plastik zur Ausstellung einzureichen, war sehr groß. Es kam eine Ausstellung zusammen, die in der Qualität zwar sehr unterschiedlich war, aber den künstlerischen Geschmack der Mitglieder widerspiegelte. Auf jeden Fall hat gerade diese Ausstellung das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mitglieder untereinander gestärkt. Ein Wir-Gefühl zu erzeugen ist bei einer so großen Mitgliederzahl ja nicht immer leicht. Die Dauer einer Ausstellung beläuft sich in der Regel auf mindestens vier Wochen. Naturgemäß ist der Besuch an den Wochenenden besonders rege. Dem tragen wir durch verlängerte Öffnungszeiten Rechnung. Unsere Mitglieder

führen dabei selbst — natürlich ehrenamtlich — die Aufsicht.

In den ersten Jahren des Bestehens unserer Gesellschaft erschienen zu allen großen Ausstellungen reich bebilderte Kataloge, die bereits alle vergriffen und gesuchte Sammlerobjekte sind. Aus Kostengründen ist die Erstellung von Katalogen heute nur noch in Ausnahmefällen möglich, denn die Mitgliedsbeiträge reichen dafür nicht aus, und Spenden sind eine Seltenheit geworden. So müssen wir uns bei den Ausstellungen meist mit Handzetteln begnügen.

Als nächstes sind unsere Kunstvorträge zu nennen. Sie haben eine große Bandbreite. So werden Vorträge kunstgeschichtlichen Inhalts geboten, sowohl über einzelne Künstlerpersönlichkeiten als auch über Kunstepochen und auch über allgemeines geschichtliche oder heimatgeschichtliche Themen. Wir hatten im vergangenen Jahr beispielsweise vier Vorträge zur Kultur der Merowinger und Karolinger. In diesem Winterhalbjahr veranstalten wir u. a. eine Reihe von fünf Vorträgen über die frühen Inselkulturen des Mittelmeerraumes. Ist hier von großen europäischen Kulturepochen die Rede, so stehen auf der anderen Seite Vorträge heimatgeschichtlichen Inhalts. Als Beispiel sei ein Vortrag mit dem Thema genannt „Neue Ausgrabungsergebnisse in Ettlingen“. Im Zeichen des zwölfhundertjährigen Stadtjubiläums wird ein Vortrag mit dem Thema angeboten „Weißenburg gestern und heute“. (Ettlingen gehörte im frühen Mittelalter zum Kloster Weißenburg im Elsaß.) Auch die jüngste Geschichte wird in unseren Vorträgen berücksichtigt. Aus aktuellem Anlaß haben wir in diesem Herbst z. B. das Thema „Juden in Ettlingen, die Reichskristallnacht“. Es versteht sich von selbst, daß alle Vorträge von Fachkräften gehalten werden und wissenschaftlich fundiert sind und doch allgemeinverständlich. Da unsere Themen so breit gefächert sind, hoffen wir, möglichst viele Interessenten anzusprechen. Daß dies bisher

SONDERHEFT 1

Ettlinger Hefte

Mitteilungen der Museumsgesellschaft Ettlingen e.V.
und der Stadtgeschichtlichen Kommission Ettlingen

FESTGABE DER STADTGESCHICHTLICHEN KOMMISSION
ZUR 1200-JAHRFEIER DER STADT ETTLINGEN



Ettlinger Hefte, Sonderdruck 1, Festgabe der Stadtgeschichtlichen Kommission zur 1200-Jahr-Feier der Stadt Ettlingen

auch gelungen ist, belegen die Teilnehmerzahlen. Der Rittersaal des Ettlinger Schlosses ist bei unseren Vorträgen stets gut gefüllt. Für unsere Mitglieder ist der Eintritt zu unseren Vorträgen kostenlos. Nichtmitglieder, die immer willkommen sind, zahlen einen Hörerbeitrag.

Unsere Kunstreisen führen zu den unterschiedlichsten Zielen. Gerne besuchen wir große deutsche Museen oder einzelne bedeutende Kunstaussstellungen. Wir fahren im Winterhalbjahr 1988/89 z. B. nach Hildesheim zu der bedeutenden Ausstellung „Albanien — Schätze aus dem Reich der Skipeta-

ren“. Unsere Reisen führen uns sowohl in die Ferne — wir waren schon in der Toskana und in Leningrad — als auch in die nächste Umgebung. Die Fahrten zu heimatgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten, wie z. B. in das Apothekenmuseum im Heidelberger Schloß oder zu einer Besichtigung des Rastatter Schlosses, nach Lichtental oder nach Hirsau nehmen nur einen halben Tag in Anspruch und werden besonders von unseren älteren Mitgliedern geschätzt. Gerne führen wir auch zweitägige Fahrten durch. Im Juni dieses Jahres führte uns eine Reise auf die Spuren der Römer am Oberrhein. Im vergangenen Jahr veranstalteten wir eine mehrtägige Reise zu den romanischen Kirchen nach Köln.

Zur Abrundung des Programms haben auch schon Dichterlesungen stattgefunden, oder es wurden in Zusammenarbeit mit den Schloßfestspielen historische Stummfilme gezeigt. Im Durchschnitt kommen wir auf über dreißig Veranstaltungen im Jahr.

Ein besonderes Kapitel sind unsere Konzerte. Da diese nach unseren Erfahrungen niemals kostendeckend sind, können wir nur sehr selten Konzerte veranstalten. Wir mußten im Vorstand beschließen, nur noch jedes zweite Jahr ein großes Konzert durchzuführen. Auch dies ist dann nur mit Hilfe der Ettlinger Musikschule möglich. Mit ihr arbeiten wir eng zusammen. Angehörige der Musikschule bestreiten auch die musikalische Umrahmung unserer Ausstellungseröffnungen. An großen Konzerten haben wir etwa durchgeführt die Aufführung des „Messias“ von Georg Friedrich Händel oder die Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach. In diesem Winter soll ein festliches Orchesterkonzert stattfinden mit Werken von Vivaldi, Telemann und Mozart. Aber auch Kammerkonzerte standen in den vergangenen Jahren schon auf dem Programm, ebenso Klavier- und Liederabende.

Für unsere Mitglieder und Freunde geben wir auch eine Zeitschrift heraus. Sie erscheint in der Regel einmal im Jahr und hat den Titel „Ettlinger Hefte“. Um den Inhalt in Zukunft noch breitgefächerter gestalten zu können, haben wir uns im vergangenen Jahr mit der Stadtgeschichtlichen Kommission der Stadt Ettlingen zusammengeschlossen. Unsere Hefte bieten zum einen die Vereinsnachrichten, zum anderen aber befassen sie sich mit aktuellen Themen. Ein Thema ist z. B. immer wieder zur Einstimmung auf eine Ausstellung die Lebens- und Werkbeschreibung des betreffenden Malers. Oder es werden neue Ausgrabungsergebnisse aus Ettlingen dokumentiert. Das letzte Heft vom Mai 1988 berichtete u. a. über die Restaurierungsarbeiten an der Martinskirche und brachte verschiedene Artikel aus der Geschichte Ettlingsen. Das Heft enthielt auch eine Rückschau auf die Reisen der Museumsgesellschaft im vergangenen Jahr mit Skizzen, die ein Ettlinger Künstler bei den Reisen gefertigt hatte.

Die Museumsgesellschaft Ettlingen ist inzwischen aus dem kulturellen Leben der Stadt nicht mehr fortzudenken.

Zum Schluß sei noch ein Wort in eigener Sache gestattet. Je mehr Mitglieder die Museumsgesellschaft hat, desto qualifiziertere Arbeit kann sie leisten. Wir freuen uns deswegen über jedes neue Mitglied. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 60,— im Jahr, für Rentner und nichtverdienende Ehefrauen DM 30,— im Jahr und für Schüler und Studenten DM 20,— im Jahr. Der erste Vorsitzende ist zur Zeit Professor Dr. Leo Mülfarth.

Interessenten wenden sich bitte an die Geschäftsstelle der Museumsgesellschaft im Schloß Ettlingen, Postfach 0512, 7505 Ettlingen.

Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung am 5. Juni 1988 in Bad Säckingen

1.) Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden für die Zeit vom 15. Juni 1986 bis 5. Juni 1988

A. Den Landesverein selbst betreffend

1. Durch die Mitgliederversammlung am 15. Juni 1986 in Schwetzingen wurde folgender Landesvorstand gewählt, bzw. bestätigt:

Landesvorsitzender Ludwig Vögely,
Karlsruhe
Stellv. Landesvorsitzender Gerd Biegel,
Freiburg,
Schriftführer Helmut Gräßlin, Mannheim,
Landesrechner Rolf Kohler, Freiburg.

Bei dieser Abstimmung entwickelte sich eine Aussprache, ob Herr Gerd Biegel sein Amt als stellv. Landesvorsitzender wahrzunehmen in der Lage sei, da er kurz zuvor die ehrenvolle Berufung als Direktor des Landesmuseums in Braunschweig erhalten hatte. Diese Bedenken räumte Herr Biegel aus mit der Versicherung, daß er das wohl könne und sein Weggang nach Braunschweig zum Zeitpunkt der Mitgliederversammlung noch nicht sicher sei. Tatsächlich übernahm Herr Biegel die Direktion des Museums in Braunschweig und war dann durch die neue Aufgabe verständlicherweise so in Anspruch genommen, daß er an eine Mitarbeit im Landesverein nicht denken konnte. Damit hatte der Landesverein zwar einen stellvertretenden Landesvorsitzenden, der aber praktisch nicht zur Verfügung stand. Dieser beide Seiten nicht befriedigende Zustand dauerte etwas über ein Jahr, dann zog

Herr Biegel die Konsequenzen aus dieser Sachlage und gab sein Amt zurück. Dafür sind wir ihm sehr dankbar, und in einem Schreiben habe ich Herrn Biegel alles Gute und eine erfolgreiche Tätigkeit in Braunschweig gewünscht.

In § 9,6 unserer Satzung heißt es wörtlich: „Scheidet ein Mitglied des Landesvorstandes während der Amtsperiode aus, so kann der Landesvorstand ein Ersatzmitglied für die restliche Amtsdauer des Ausgeschiedenen bestellen.“ Dieser Grundsatz gab dem Landesvorstand die Möglichkeit, sich für die Dauer von zwei Jahren bis zu den nächsten ordentlichen Wahlen 1990 zu komplettieren. Er faßte am 10. März 1988 folgenden Beschluß:

„Der unterzeichnete Vorstand nahm davon Kenntnis, daß Herr Gerd Biegel durch Erklärung vom 14. Dezember 1987 sein Amt als stellvertretender Landesvorsitzender niedergelegt hat. Der Vorstand beschloß, für die restliche Amtsdauer Frau Hedwig Maurer, Lörrach, zum stellvertretenden Landesvorsitzenden zu bestellen.“ Frau Maurer hat sich daraufhin bereit erklärt, für diese zwei Jahre einzuspringen. Dafür sind wir ihr herzlich dankbar. Frau Maurer leitet die wiedergegründete Ortsgruppe Lörrach — Markgräflerland, ist von Jugend auf durch ihren Vater Michael Walter, der ein sehr bekannter Landeskundler und Flurnamensforscher war, mit der Heimatarbeit vertraut. Sie hat freiwillig die Bibliothek im Haus Badische Heimat und die dem Landesverein im Austausch mit anderen Vereinigungen zugehenden Zeitschriften

in Ordnung und damit benützbar gemacht. Für diese Riesenarbeit sind wir besonders dankbar, und Frau Maurer hat damit dem Landesverein wertvolle Hilfe geleistet. Der Beirat hat den Beschluß des Vorstandes, Frau Maurer für zwei Jahre in den Vorstand zu berufen, bei seiner Sitzung am 30. April 1988 einstimmig gebilligt.

2. Das Haus Badische Heimat hat uns auch in den vergangenen zwei Jahren stark beschäftigt. Sie wissen, daß das Haus am 26. November 1985 in das Denkmalsbuch eingetragen worden ist. Dadurch wurde sein Bestand auf immer gesichert, andererseits legt uns diese Aufwertung des Baues auch besondere Pflichten auf. Ich habe Ihnen schon vor zwei Jahren von den großen Reparaturen gesprochen, die dadurch anstanden, weil grundlegende Erhaltungsmaßnahmen seit Jahrzehnten nicht ergriffen worden waren: Fällen von morschen Pappeln, Trockenlegung des Fundamentes, Erneuerung der Abflußrohre und Regenrinnen, Rettung der Kunstschmiedearbeiten an den Toreinfahrten, Erneuerung sämtlicher Fenster im Dachgeschoß, Heizung usw. Wir haben es hauptsächlich der Tatkraft unseres Landesrechners, Herrn Kohler, zu verdanken, daß ein großer Teil dieser Arbeiten inzwischen durchgeführt worden ist oder in Angriff genommen wurde. Das Fundament wurde in aufwendigen Arbeiten trocken gelegt, die Fenster im Dachgeschoß wurden alle ersetzt. Wir haben seit 1984 bis Ende 1987 für die Sanierung des Hauses rund DM 55 000,— ausgegeben. Die Rechnung für die Fenster steht noch aus, die herrlichen Gitter müssen noch gerettet werden, außerdem muß in der ehemaligen Wohnung von Frau Dorner eine Dusche und Küchenbatterie eingebaut werden, damit wir die Räume vermieten können und die Fenster am Haus dringend gestrichen werden. Die Arbeiten dazu sind vergeben. Die Heizung ist veraltet und bedarf dringend der Erneuerung. Zur Zeit werden Angebote eingeholt für Öl- und Gasheizung. Da Vorstand und Beirat sich entschlossen haben, das Haus nicht jahrelang scheinchenweise zu sa-

nieren, sondern alles innerhalb eines Jahres abzuwickeln, konnte dies der Landesverein finanziell nicht alles aus eigener Kraft bewältigen. Wir haben deshalb einen für uns sehr günstigen Kredit über DM 50 000,— bei der Sparkasse Freiburg erhalten, von dem bis jetzt noch keine DM in Anspruch genommen werden mußte. Vom Landesdenkmal erhalten wir für die Rettung der Gitter DM 7500,—, die Denkmalstiftung Baden-Württemberg unterstützt uns mit einem Betrag von DM 10 000,— und außerdem griffen uns die Ortsgruppen Lahr und Bretten mit Spenden unter die Arme und ebenso einige Mitglieder in hochherziger, nachahmenswerter Weise. Für sie alle darf ich Herrn Simon, Karlsruhe, der jedes Jahr dem Landesverein DM 500,— spendet und Herrn Büche, Rheinfelden, nennen. Dafür sei Ihnen allen herzlich Dank gesagt.

3. Der Landesverein besitzt z. Zt. 14 Ortsgruppen. Interessant ist die Umgewichtung der Mitglieder gegenüber früheren Jahren. Heute haben unsere Ortsgruppen rund 2800 Mitglieder, das sind etwa 80% unseres Gesamtmitgliederbestandes. Das beweist eindeutig die Wichtigkeit unserer Ortsgruppen. Wenn die über das ganze Land verstreuten Einzelmitglieder meist wegen Todes die Mitgliedschaft nicht mehr aufrecht erhalten können und meist keine Übernahme der Mitgliedschaft durch Angehörige erfolgt, so sind doch die Ortsgruppen durch ihre Tätigkeit vor Ort in der Lage, ihren Mitgliederbestand in etwa zu erhalten. Alle zusammen haben wir 1987 lediglich 28 Mitglieder verloren, das sind zwei, umgelegt auf die 14 Ortsgruppen. Um dieses Durchschnittsergebnis zu erreichen, mußten einige Ortsgruppen kräftig zulegen, so z. B. Bruchsal mit 17 Zugängen bei 3 Abgängen, oder Schwetzingen mit 29 Zugängen bei 5 Abgängen. Die Großstädte mit ihrer hohen Mitgliederzahl haben es da schwerer, sie erreichen diese guten Ergebnisse nicht. Freiburg hat, wohl gemerkt 1987, 13 Zugänge und 40 Abgänge, Karlsruhe liegt günstiger mit 27 Zugängen und 36 Abgängen.



Säckingen, Kursaal mit Gerichtsstele von Ringwald

Foto: H. Hauß

Die Gesamtmitgliederbewegung gibt weiterhin Anlaß zu großer Sorge. Gerechnet ab Heft 1/1986 bis Heft 2/1988 stehen 369 Zugängen 508 Abgänge gegenüber. Wir besitzen jetzt 3735 Mitglieder, Auslandsmitglieder, direkt zu Beliefernde und Buchhandlungen inbegriffen.

Diese Zahl wird langsam weiter sinken, das Durchschnittsalter unserer Mitglieder ist der

dafür verantwortliche Faktor. Wir können dieser bedauerlichen Tatsache nur durch intensive Werbung begegnen. Es ist scheinbar ein unerfüllbarer Wunschtraum, wenn wir hoffen, daß einmal jedes Mitglied ein weiteres wirbt. Selbst wenn wir ein Plus von 400 Neuzugängen gewinnen könnten, wäre uns lange Zeit geholfen. Die Ortsgruppen können durch Programme von allgemeinem Interesse

dazu beitragen, so wie es die Ortsgruppe Karlsruhe durch eine Veranstaltungsreihe um das Ständehaus getan hat. Die Wirkung liegt nicht nur im Gemeindepolitischen, sie bringt uns im zunehmenden Maße Mitglieder im besten Alter. Liebe Mitglieder, ich richte an Sie alle die eindringliche Bitte, werben Sie uns Mitglieder, helfen Sie mit, den Mitgliederschwind, der ja überwiegend durch Alter und Tod bedingt ist, auszugleichen, damit die Zukunft unseres Landesvereins gesichert wird. Die neuen Werbeprospekte stehen Ihnen dabei zur Verfügung.

4. In der Berichtszeit fanden vier Vorstands- und Beiratssitzungen und eine Vorstandssitzung statt. Die Beitragskommission tagte einmal, um die Vorschläge für eine Beitragsanpassung zu erarbeiten und zu begründen.

5. Ich will damit den Bericht, soweit er den Landesverein selbst betrifft abschließen. An dieser Stelle ist es mir ein Bedürfnis, der Besetzung der Geschäftsstelle, besonders aber Herrn Kohler herzlichen Dank zu sagen. Herr Kohler ist nicht nur Landesrechner, er übt auch weitgehend das Amt des Hausverwalters aus, verhandelt mit Firmen und Handwerkern, ist ein sparsamer Haushalter zum Wohle unsers Landesvereins. Ebenso gilt mein Dank Herrn Hauss, unserem Schriftleiter, der unablässig darum bemüht ist, die Qualität unserer Hefte nicht nur zu erhalten, sondern sie zu steigern. Er und ich sind bestrebt, durch entsprechende Berichte die Aktualität der Hefte zu verbessern. Wir bitten Sie daher, liebe Mitglieder, senden Sie uns entsprechende Berichte ein, machen Sie uns aufmerksam auf Vorgänge, die von allgemeinem Interesse sind, schreiben Sie uns über aktuelle Vorgänge, die den Zielen unseres Vereins entsprechen.

B. Der Landesverein in Zusammenarbeit mit anderen Verbänden und Organisationen

1. Die Umorganisation der Heimarbeit in Baden-Württemberg ist abgeschlossen. An Stelle der ehemaligen Arbeitsgemeinschaft

für Heimat- und Volkstumspflege und des Arbeitskreises Heimattage Baden-Württemberg haben sich bei den vier Regierungspräsidien Arbeitskreise für Heimatpflege gebildet. Ihre Aufgabe ist u. a. die Durchführung der Heimattage und Förderung von Projekten aus den Gebieten der Heimatpflege, der Volkskunde, der Mundarten, Heimatmuseen usw. Als oberstes Organ besteht der Landesauschuß für Heimatpflege, der sich aus je zwei Vertretern der Regierungspräsidien und einem Vertreter des MKS zusammensetzt. Dieser Landesauschuß vergibt u. a. die Medaillen für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg, den Landespreis für Heimatforschung und koordiniert die Durchführung der Heimattage in den vier Arbeitskreisen. Der Vorsitz wechselt zweijährig zwischen einem Vertreter Württembergs und Badens. Der Landesvorsitzende der Badischen Heimat ist stellvertretender Vorsitzender des Landesauschusses und sollte ab 1. 1. 1989 turnusgemäß den Vorsitz übernehmen. Die Heimattage 1988 richtet der alemannische Arbeitskreis in Freiburg aus. Sie finden vom 8.—11. September 1988 in Engen im Hegau statt. Wir werden aus diesem Anlaß im Juni ein Heft mit Schwerpunkt Hegau herausbringen, und ich lade Sie herzlich zu einem Besuch in Engen ein. Es lohnt sich. Der Landesvorsitzende ist kraft seines Amtes stellvertretender Vorsitzender des Arbeitskreises Nordbaden und arbeitet im ständigen Ausschuß des alem. Arbeitskreises mit. Er ist ebenso vom Innenministerium berufenes Mitglied des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Sie sehen, meine Damen und Herren, der Landesverein ist in allen wichtigen Gremien der Heimatpflege vertreten, ein Beweis, welches Ansehen er immer noch im Lande genießt.

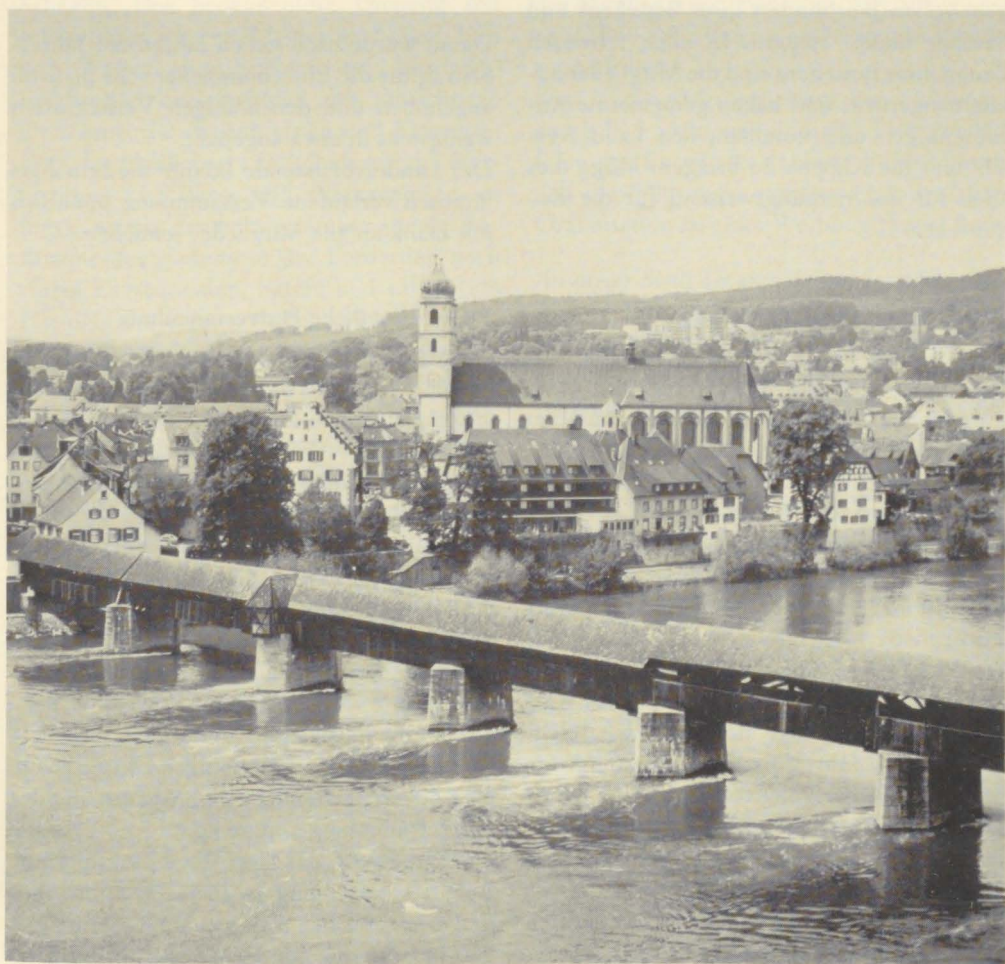
2. Der Landesverein ist weiterhin Mitglied in der Dachorganisation aller Landesverbände, im Deutschen Heimatbund. Er wird darin von Herrn Dr. Laubenberger, Freiburg, vertreten. Der DHB nimmt sich in letzter Zeit vermehrt der aktuellen Probleme an und

bringt nicht nur seine monatlichen Informationen heraus, sondern hat beispielsweise folgende Hefte veröffentlicht: Umweltarbeit im DHB, Landschafts- und Denkmalspflege, Sonderdrucke über die Ressourcen Wasser und Luft, Neue Lebensräume für Pflanzen und Tiere: Biotopgestaltung an Straßen und Gewässern. Und schließlich will ich noch die europäische Kampagne für den ländlichen Raum 1987–1988 „Leben auf dem Dorfe“ er-

wähnen. Darauf werde ich später noch näher eingehen.

Liebe Mitglieder, damit schließe ich den Geschäftsbericht. Ich habe ihn in der gebührenden Zusammenfassung gegeben und stehe Ihnen natürlich für zusätzliche oder ergänzende Fragen anschließend zur Verfügung.

Ich möchte den Bericht aber nicht beenden, ohne Sie alle noch einmal eindringlich darauf hinzuweisen, daß es jetzt gilt, die Zukunft



Säckingen. Stadtansicht. Aus: *Bad Säckingen zwischen Schwarzwald und Schweiz*, Kurverwaltung GmbH, 7880 Säckingen

unseres Landesvereins zu sichern. Dies ist eine Forderung, die der Landesvorsitzende immer wieder stellen muß. Vorstand und Beirat können die zur Stabilisation erforderliche Mitgliederzahl nicht allein erreichen, wir sind auf ihre Hilfe, liebe Mitglieder, angewiesen. Ich möchte deshalb mit den gleichen Worten schließen, die ich vor zwei Jahren bei der Mitgliederversammlung in Schwetzingen an Sie gerichtet habe:

„Wir alle sind verpflichtet, die Zukunft unseres Landesvereins, der schon so viel Gutes für unsere Heimat geleistet hat, zu sichern. Wir wollen unsere Badische Heimat un gefährdet zum vollen Jahrhundert ihres Bestehens und darüber hinaus steuern. In allen schweren Zeiten ihres Bestehens sind die Mitglieder zusammengerückt und haben gemeinsame Anstrengungen unternommen, den Landesverein über die Klippen zu bringen. Möge dies auch für uns richtungsweisend für die Zukunft sein.“

2. Die Mitgliederversammlung

Der Kursaal der Stadt Bad Säckingen war voll besetzt, als der Vorsitzende der Ortsgruppe Säckingen, Herr Burkart, und der Landesvorsitzende die Mitglieder herzlich begrüßten. Zur Totenehrung erhob sich die Versammlung von den Plätzen. Stellvertretend für alle würdigte der Landesvorsitzende unser Ehrenmitglied Ernst Bozenhardt, der am 1. Juni 1988 in Locarno überraschend verstorben ist.

Die Mitgliederversammlung erteilte nach der Erstattung des Geschäftsberichtes, des Kassenberichtes und des Berichtes der Rechnungsprüfer dem Vorstand Entlastung. Sie bestätigte die Berufung von Frau Edith Goldschagg, Freiburg, in den Beirat des Landesvereins.

Wichtigster Beratungspunkt war die Beitragsanpassung an die gestiegenen Druckkosten für die Hefte und den zeitbedingten, erhöhten Verwaltungsaufwand (z. B. Hauskosten, Porto usw.) Nach lebhafter Aussprache faßte

die Mitgliederversammlung folgenden Beschluß:

1. Ab 1. 1. 1989 beträgt der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder DM 40,00
2. Ab 1. 1. 1989 wird ein Familienbeitrag eingeführt. Der Beitrag für Ehegatten, (beide stimmberechtigt) und nicht stimmberechtigte im Haushalt lebende minderjährige Kinder beträgt bei Lieferung eines Heftes DM 50,00
3. Ab 1. 1. 1989 bezahlen Schüler, Studenten und Auszubildende einen Jahresbeitrag von DM 25,00

Damit wurde nach sieben Jahren der Jahresbeitrag für die Einzelmitglieder sehr maßvoll angehoben und den heutigen Verhältnissen wenigstens in etwa angepaßt.

Der Landesvorsitzende konnte die sehr harmonisch verlaufene Versammlung pünktlich mit Dank an alle Mitglieder schließen.

3. Die öffentliche Festversammlung

Die Mitgliederversammlung 1988 in Bad Säckingen fand mit der öffentlichen Festversammlung einen ihrem Verlauf adäquaten Abschluß. Im schönen Rahmen des Kursaales konnte der Landesvorsitzende zahlreiche Ehrengäste begrüßen, an ihrer Spitze den Vertreter des Herrn Landrates, Herr Regierungsdirektor Eckert, und den Bürgermeister der gastgebenden Stadt, Herr Dr. Nufer. Sehr erfreulich war, daß das Streichquartett der Jugendmusikschule Bad Säckingen unter der Leitung von Herrn Josef Polyak die Veranstaltung musikalisch umrahmte. Das frische Musizieren der vier jungen Damen schuf eine heitere, erfreuliche Atmosphäre, die der Festversammlung zugute kam.

Das Grußwort, das Herr Regierungsdirektor Eckert sprach, ging in seiner Diktion über den sonst üblichen Rahmen hinaus. Herr Eckert befaßte sich mit der Geschichte des Landesvereins und würdigte dessen Verdienste gerade am Hochrhein. Diese Ansprache wur-

de nicht gehalten, weil es eben üblich ist, daß der Vertreter des Landrates das Wort ergreift, hier wurde die Verbundenheit des Redners mit dem Landkreis, den er vertrat, und der Fürsprecher für die Belange der Heimat eindrucksvoll spürbar.

Der Landesvorsitzende nahm in seiner Ansprache die europäische Kampagne für den ländlichen Raum zum Anlaß, die Situation des ländlichen Raumes aufzuzeigen, so wie sie sich heute darstellt. Er wies mit aller Deutlichkeit auf die Gefahren hin, die diesem Raum drohen, und ebenso auf die bereits eingetretenen, kaum wieder gut zu machenden Schäden. Der bedenkenlose Umgang seit Jahrzehnten mit den Ressourcen Boden, Luft und Wasser, die Probleme der Landwirtschaft, das Verschwinden der historischen Ortskerne, die Asphaltierung und Korsettierung der ländlichen Landschaft mit der Vernichtung von Tier- und Pflanzenarten als Folge waren die Schwerpunkte dieser Ansprache. Sie gipfelte in der Forderung nach einem konsequenten, harten und sofortigem Handeln der verantwortlichen Politiker, damit der ländliche Raum Lebensraum auch für die Zukunft bleiben kann.

Herr Dr. Nufer erwies sich in seinem Festvortrag „Bad Säckingen — alte Stadt mit neuem Leben“ als engagierter Anwalt seiner schönen Stadt. In den Lichtbildern wurde deutlich, welche großen Leistungen in der Stadtsanie-

rung und im Aufbau des Kurzentrums erbracht worden sind. Hier haben Einsatz und Sachverstand aller beteiligten Gremien und eine wache Bürgerschaft bemerkenswerte und erfreuliche Resultate ermöglicht. Herr Dr. Nufer ging aber in seinen Ausführungen auch auf die Ansprache des Landesvorsitzenden ein und bereicherte diese durch Gedanken aus der Sicht einer Stadt und vor allem der Menschen mit ihren Bedürfnissen, die im ländlichen Raum wohnen. Diese Komponente des komplexen Problemkreises aufgezeigt zu haben, fand großen Beifall.

Die Festversammlung war der Höhepunkt der Mitgliederversammlung 1988. Ihr Niveau wird allen Teilnehmern noch lange in Erinnerung bleiben.

Das Nachmittagsprogramm bot Führungen durch Bad Säckingen und eine Hotzenwaldfahrt an. Es wurde dankbar angenommen, und die Führungen wurden dank der guten Organisation zu einer Werbung für die Stadt.

An dieser Stelle sei dem Leiter der Ortsgruppe Bad Säckingen, Herrn Gottlieb Burkart, und Herrn Stadtarchivar Peter Christian Müller für ihre Hilfe bei der Organisation und Durchführung der Mitgliederversammlung ausdrücklich und herzlich gedankt. Sie haben wesentlichen Anteil an derem guten Gelingen.

*Ludwig Vögely,
Landesvorsitzender der Badischen Heimat*



Spendenaufruf

Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat!

Das Haus Badische Heimat in der Hansjakobstraße 12 in Freiburg wurde im Jahre 1926 erbaut. Dies war in der damaligen Zeit ein zwar sehr notwendiges, aber für den Landesverein auch ein sehr risikoreiches Unternehmen. Doch der Vorstand vertraute auf die Hilfe seiner Mitglieder und wurde nicht enttäuscht. Die Mitglieder bezahlten nicht nur eine Bauumlage, sie verkauften auch Bausteine, Spenden flossen in die Kasse, und der Einsatz ganzer Schulklassen war bewundernswert. Und so gelang das Werk durch den Zusammenhalt aller.

Nach über sechzig Jahren sind nun größere Sanierungsarbeiten am Hause notwendig geworden: Trockenlegung der Fundamente, neue Heizung, neue Fenster, Erhaltung der kunstschmiedeeisernen Gitter über den Einfahrten usw.. Dies alles kostet viel, viel Geld.

Vorstand und Beirat wenden sich deshalb an unsere Mitglieder und Freunde mit der Bitte, dem Landesverein durch Spenden beim Erhalt des Hauses zu helfen, das wegen seines hohen kulturellen Wertes in das Denkmalsbuch eingetragen wurde. Jeder Betrag ist uns willkommen! *Sie erhalten eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung, wenn Sie Ihre Spende nicht direkt an unseren Verein, sondern auf das Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br. Nr. 2 010 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg mit dem Vermerk „Spende Badische Heimat“ einzahlen.*

Helfen Sie bitte alle mit, das Haus Badische Heimat, den Mittelpunkt unseres Landesvereins, in seinem Bestand zu sichern!

Für den Vorstand und Beirat
Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Presseecho

BAD SÄCKINGEN (am). Viel Beifall für Bürgermeister Günther Nufer am Sonntag vormittag im Kursaal, als er in der öffentlichen Festversammlung des Landesvereins „Badische Heimat“ (wir berichteten) die Trompeterstadt unter dem Anspruchs-Motto „Bad Säckingen — alte Stadt mit neuem Leben“ vorstellte. Vor den rund 200 Mitgliedern und Gästen des Landesvereins hatte Nufer zu der Diasserie mit Fotomotiven vor und nach der Altstadtsanierung seine strukturpolitischen Ziele zur Förderung des ländlichen Raums erläutert.

Die Bestrebungen auf wirtschaftlichem, kulturellem und städtebaulichem Gebiet gingen vor allem dahin, gegenüber den Verdichtungszentren konkurrenzfähig zu sein. Der Mensch müsse genauso wie die Umwelt im Mittelpunkt der Pläne stehen, sagte Nufer.

Zitat des Tages

„Was ich an den Badenern nicht leiden kann, ist, wenn sie um fünf Mark 20 Minuten schwätzen können.“ (Der Karlsruher Staatsarchivdirektor Hans-Georg Zier, ein Badener, nach der langatmigen Diskussion um die Beitragserhöhung im Landesverein „Badische Heimat“)

Aus der Ansprache des Landesvereins-Präsidenten Ludwig Vögely ging unter anderem die Sorge hervor, daß durch die Veränderungen auf dem Land das Gesicht der ganzen europäischen Kulturlandschaft verändert werden könne. Mechanisierung und Chemisierung in der Landwirtschaft bringe eine soziale und ökologische Verarmung mit sich und die Umweltbedrohung mit der Gefährdung der nutzbaren Bodenschicht fordere unverzügliches und konsequent-hartes Handeln, mahnte Vögely. Korrekt und ohne Schönfärberei sowie Zweckoptimismus müßte angesichts der jüngsten Umweltbedrohungen in der Nordsee von allen Politikern über die Probleme informiert werden.

Im Namen des Landesvereins forderte Vögely, daß die Verwaltungen auf allen Ebenen in die Lage versetzt werden, ihren Pflichten auch auf dem Gebiet des Umwelt- und Landschaftsschutzes nachzukommen.

Insbesondere die rund 4000 Mitglieder des Landesvereins „Badische Heimat“ seien dazu berufen, sagte Vögely, für die Erhaltung der Heimat — die „ein

Fixpunkt all unserer Lebenszusammenhänge“ sei, engagierte Helfer zu sein.

Um sich auch den jungen Menschen mehr zu öffnen, will der 1909 gegründete Landesverein verstärkt Themen des Umwelt- und Naturschutzes aufgreifen. Symbolisierend dazu wird vom Landesvereins-Vorstand erwogen, das Titelblatt der vierteljährlich erscheinenden Publikation „Badische Heimat“ mit einer Zusatzbezeichnung zu ergänzen, welche auf eine „Zeitschrift für Heimatkunde, Heimerforschung, Natur- und Umweltschutz“ hinweist.

Von den Mitgliedern einstimmig verabschiedet wurde in der vorangegangenen Mitgliederversammlung der Beitragsbeschluß, daß ab dem nächsten Jahr erstmals ein verbilligter Jahresbeitrag in Höhe von 25 Mark für Studenten, Schüler und Auszubildende eingeführt wird.

Erhalten soll auch diese Gruppe das Vereinsorgan, dessen erste Quartalsausgabe von 1988 der Region Bad Säckingen gewidmet ist. In dem Heft finden sich unter anderem Beiträge zum Namen und Ursprung der Stadt Bad Säckingen, zum bedrohten Wald im Forstamtsbezirk, zur Verkehrserschließung und zur Burgruine Wieladingen. Insgesamt erscheinen in dieser Ausgabe 30 Aufsätze zu heimatgeschichtlichen und aktuellen Themen des Gebietes Hochrhein.

Eröffnet wurde die Tagung am Sonntag morgen von dem Bad Säckinger Ortsgruppenvorsitzenden Gottfried Burkard. In dem Geschäftsbericht von Ludwig Vögely wurde auf den leicht rückgängigen Mitgliederstand und auf die Notwendigkeit zur Verjüngung des Landesvereins hingewiesen. Nach dem Wohnortwechsel des bisherigen Zweiten Vorsitzenden Gerd Biegel aus Freiburg wurde die Nachfolgerin Hedwig Maurer aus Lörrach — Vorsitzende der Ortsgruppe Markgräfler Land — vorgestellt. Nach einer längeren Diskussion um die vom Präsidenten vorgeschlagene Erhöhung des Jahresbeitrages gab es ein einstimmiges Votum für die Erhöhung um fünf Mark auf nunmehr jährlich 40 Mark ab 1989. Neu eingeführt wurde der Familienbeitrag in Höhe von 50 Mark. Hierdurch werden die Ehefrauen in der Mitgliederversammlung stimmberechtigt.

Badische Zeitung, 7. 6. 1988, Nr. 129

Die Wandgemälde in der Pfarrkirche Rickenbach

Kurzbeschreibung

Georg Keller, Rickenbach

Die Besichtigung der Wandgemälde in der Pfarrkirche Rickenbach unter Führung von Bürgermeister Georg Keller fand bei den Beteiligten so starke Begeisterung, daß wir eine Kurzbeschreibung der wachterschen Wandgemälde hier abdrucken.

Eine ausführliche Bildbeschreibung mit allen religiösen Hintergründen, Gedanken, Verknüpfungen und Wertungen würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Dieser kann jedoch als Aufzeichnung eines Vortrages von Herrn Professor Emil Wachter, den er nach Vollendung der von ihm geschaffenen Wandgemälde im August 1986 hielt, im Pfarrhaus von Rickenbach bezogen werden. Der nachfolgende Text enthält die wesentlichen Punkte dieses Vortrags.

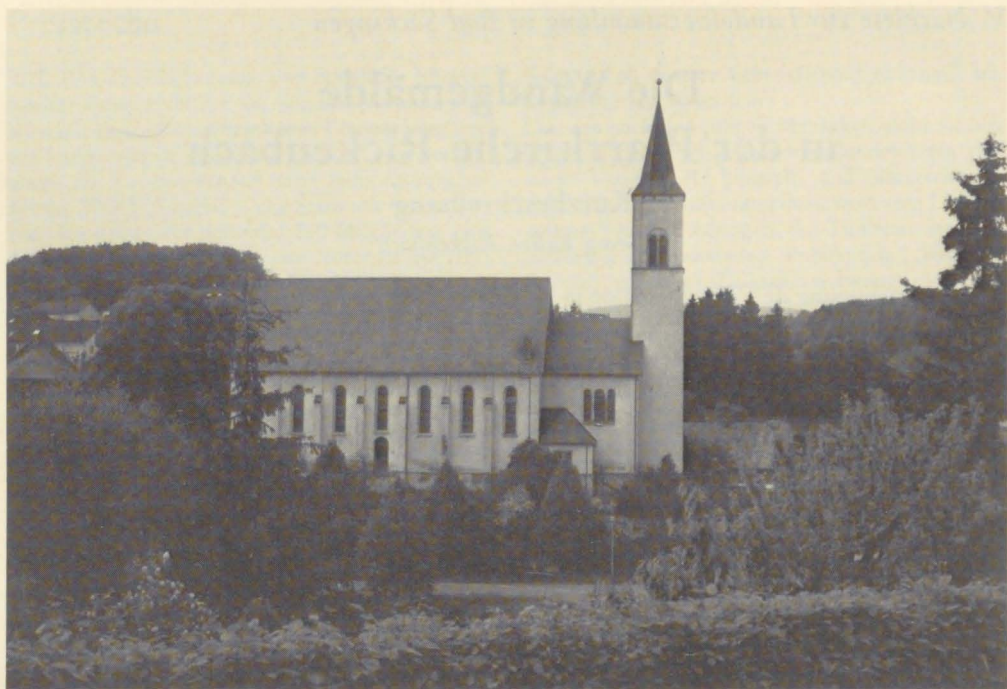
Die Bibel beginnt mit den Worten „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, was bedeutet das? Eine Tatsache ist es nur für einen, der glaubt, daß Gott die Welt erschaffen hat und nicht etwa diese sich selbst. Daß also nicht eine Evolution dazu geführt hat, daß wir sind samt der uns umgebenden Welt, sondern daß wir Geschöpfe dessen sind, „der sprach und alles wurde“.

Als Thema beinhaltet das Wandgemälde auf der Chorrückwand deshalb auch die Begriffspaare „Himmel und Erde“ oder „Das Kreuz und wir“. Diesem hohen Anspruch mußte folglich auch das Kompositionsschema und die Wahl des Farbklanges entsprechen.

Auffallend ist zunächst die große Harmonie der Wandmalerei, ausgedrückt in sich ergänzenden Themen und Farben. Viel Gold, Rot, Blau und kaltes Grün spielen ein großartiges Konzert. Aus den Grundfarben Rot, Gold und Blau setzen sich alle anderen Farben zusammen, sie sind Mischungen davon. Dazu kommen Weiß und Schwarz, die eigentlich

keine Farben sind. Weiß ist der Inbegriff des gesamten Spektrums (alle Farben in einem Kreis gedreht, ergeben Weiß), und Schwarz ist die Negation der Farben oder des Lichtes. In der zentralen Stellung des Bildes steht das Kreuz in Form des hebräischen Taw, entsprechend unserem großen „T“. Diese Darstellung ist etwas ungewöhnlich, entspricht aber der Urform des Kreuzes. Das Kreuz ist die Verbindung zwischen Himmel und Erde, als Durchgang oder „Kreuzung“ von Vertikale und Horizontale. Alle Vertikalen, die in diesem Bild sind, begleiten und bekräftigen als Parallelen die Hauptvertikale in der Mittelachse, die von Abraham ausgeht und vom Kreuz nach oben aufsteigt zum Lamm. Die Horizontalen durchschneiden an vielen Stellen diese Vertikalen. Der erste Schnittpunkt in der vorderen Bildmitte lenkt den Blick auf das Opfer Abrahams.

Zum Kompositionsschema ist zunächst festzustellen, daß von der oberen, rechten Ecke eine Kraftlinie diagonal zur linken, unteren Ecke verläuft. Am Fuß des Kreuzes schneidet sich diese Diagonale mit der anderen, die von rechts unten nach links oben aufsteigt. Diese Sinnlinien ergeben ein großes „X“. Das „X“ ist der griechische Anfangsbuchstabe des Namens Christus, der übersetzt der „Gesalbte“, der „Messias“, heißt. Das „X“ kommt in dem Wandbild dreimal vor: Alles beherrschend oben im Bild, hinter dem Lamm, steht das große „X“, die vier Paradiesesströme symbolisierend. Das zweite „X“ ist die schon er-



Katholische Pfarrkirche St. Gordian und St. Epimach in Rickenbach. Außenrenovation von 1953—1969. Im Jahre 1978 wurden sechs Chorfenster, in den Jahren 1982 und 1983 die Fenster des Langhauses eingesetzt. Im Jahre 1986 wurden die Wandmalereien im Chor und den Seitenschiffen von Prof. Emil Wachter, Karlsruhe, ausgeführt.

Foto: H. Hauß, Karlsruhe

wähnte Kreuzung der Diagonalen mit der Schlange am Ende links unten, dem Erzengel Michael rechts oben, dem Engel am Grabe rechts unten und dem Engel der Apokalypse, der die Sichel wirft, links oben. Das dritte „X“ — sehr flach — hat seinen Schnittpunkt in der Abraham-Isaak-Szene. An seinen Endpunkten ist links unten der Sündenfall und Jona in Ninive rechts oben dargestellt. Diesen beiden entsprechen die Verkündigung und Geburt Christi links oben und die Auferstehung rechts unten.

Wir sprechen von Heilsgeschichte und meinen damit die Geschehnisse, die in der Bibel berichtet sind. Im Wort „Geschichte“ steckt die „Schicht“: Das, was sich aufeinander-schichtet im Laufe der Zeit. So baut sich auch

das Bild von unten nach oben auf. Die unterste ist eine Art Erdschicht, ein lehmig aussehender, ockerfarbener Sockel, rissige, trocknende Erde nach dem Zurückgehen der Sintflut. Die darüberliegenden, blau abgestuften Wasserschichten erinnern an diese biblische Menschheitskatastrophe.

Links unten im Bild ist die Sündenfall-Szene dargestellt. Der Baum hat die Form eines Ypsilon (= die ausgebreiteten Arme des Gekreuzigten). Im Baum der Erkenntnis steckt also der Hinweis darauf, daß Christus derjenige ist, der am Baum erhöht wird und uns erlöst. Vom Baum herab kommt die Schlange als Inbegriff der Lüge und des Bösen, zugleich aber auch als Prinzip oder Bild der Entwicklung und des technischen Fort-



Chorausmalung von Prof. Emil Wachter.

Foto: H. Hauß, Karlsruhe

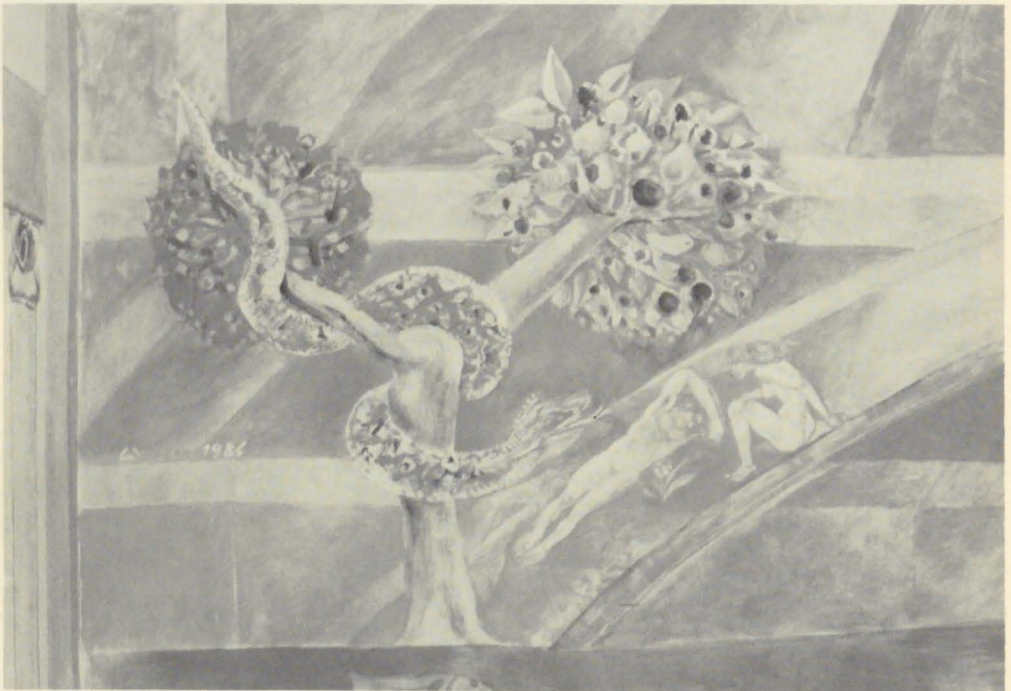
schritts. Sie sagt: Ihr müßt immer weitermachen, immer alles weiterentwickeln, sonst verliert ihr den Anschluß. Sie selbst ist Teil der Entwicklung, was sich auch bildhaft in unserer Sprache ausdrückt: Straßen und Bahngleise sind Schlangenlinien. Die Züge selbst sind Schlangen. Wir fahren in Autoschlangen; Menschenschlangen bilden sich, bewegen sich auf den Straßen, auf den Rolltreppen.

Auf dem rechten Bildrand, der Paradiesszene gegenüber, sehen wir das Gegenbild in der Heilsgeschichte: ein großer Stein und eine Kiste, die auch ein Sarg sein kann. Es ist das leere Grab Jesu. Daneben stehen die drei

Frauen, die das leere Grab entdeckt haben. Christus ist auferstanden. Was links in der Paradiesesgeschichte als Sündenfall dargestellt ist, wird in dem Gegenbild rechts als Errettung thematisch wieder aufgenommen.

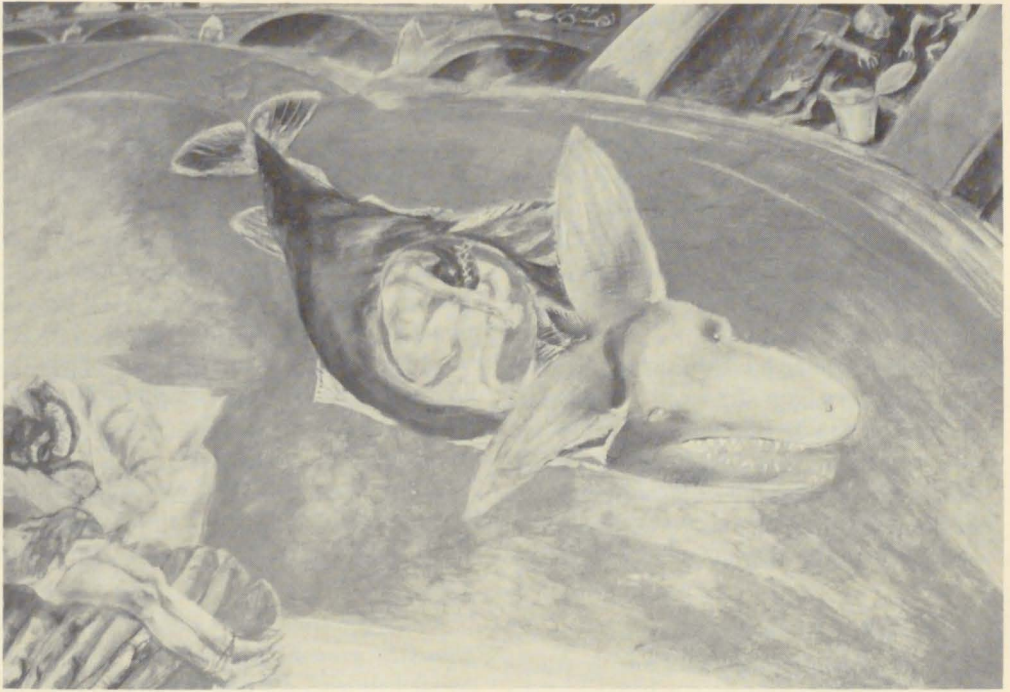
Diese beiden Szenen verbindet ein Regenbogen als Zeichen der Versöhnung Gottes mit den Menschen nach der großen Sintflut. Hier folgt auf den irdischen Tod die Auferstehung. Der Regenbogen ist allerdings nicht in allen Spektralfarben dargestellt, sondern nur in Grün und Gold.

Auf diesem Regenbogen als Zeichen des göttlichen Bundes mit den Menschen hat die Opferszene von Abraham und Isaak ihren Platz.



Links unten im Bild ist die Sündenfall-Szene dargestellt. Der Baum hat die Form eines Ypsilon (= die ausgebreiteten Arme des Gekreuzigten). Im Baum der Erkenntnis steckt also der Hinweis darauf, daß Christus derjenige ist, der am Baum erhöht wird und uns erlöst. Vom Baum herab kommt die Schlange als Inbegriff der Lüge und des Bösen, zugleich aber auch als Prinzip oder Bild der Entwicklung und des technischen Fortschritts. Sie sagt: Ihr müßt immer weitermachen, immer alles weiterentwickeln, sonst verliert ihr den Anschluß. Sie selbst ist Teil der Entwicklung, was sich auch bildhaft in unserer Sprache ausdrückt: Straßen und Bahngleise sind Schlangenlinien. Die Züge selbst sind Schlangen. Wir fahren in Autoschlangen; Menschenschlangen bilden sich, bewegen sich auf den Straßen, auf den Rolltreppen.

Foto: H. Hauß, Karlsruhe



Rechts über dieser Szene sehen wir einen großen Fisch, der zu fliegen scheint. In seinem Bauch befindet sich Jona, der dort drei Tage eingeschlossen war, bevor er wieder an Land gespien wurde. Die drei Tage sind identisch mit der Zeit, die Jesus im Grabe lag. Diese Parallelität ist bildlich dadurch unterstrichen, daß Jona im Bauch des Fisches eine Dornenkrone trägt.

Foto: H. Hauß, Karlsruhe

Im damaligen Orient war es nichts Ungewöhnliches, dem Gott (= Moloch) das Erstgeborene (Kind) durch Verbrennen zu opfern. Israel war in Gefahr, diese barbarischen Sitten zu übernehmen. Aber der Gott Abrahams verlangte nicht das Kindsopfer, er verlangte den Glauben und ein Vertrauen, das bis in den Tod geht, was dieses Bild ausdrücken soll. Abrahams Vertrauen auf Gott und sein Gehorsam wurden belohnt, denn rechtzeitig gebot ihm Gott Einhalt. Statt seines Sohns opferte er einen Widder, der sich im Dornengebüsch verfangen hatte.

Rechts über dieser Szene sehen wir einen großen Fisch, der zu fliegen scheint. In seinem Bauch befindet sich Jona, der dort drei Tage eingeschlossen war, bevor er wieder an Land gespien wurde. Die drei Tage sind identisch

mit der Zeit, die Jesus im Grabe lag. Diese Parallelität ist bildlich dadurch unterstrichen, daß Jona im Bauch des Fisches eine Dornenkrone trägt.

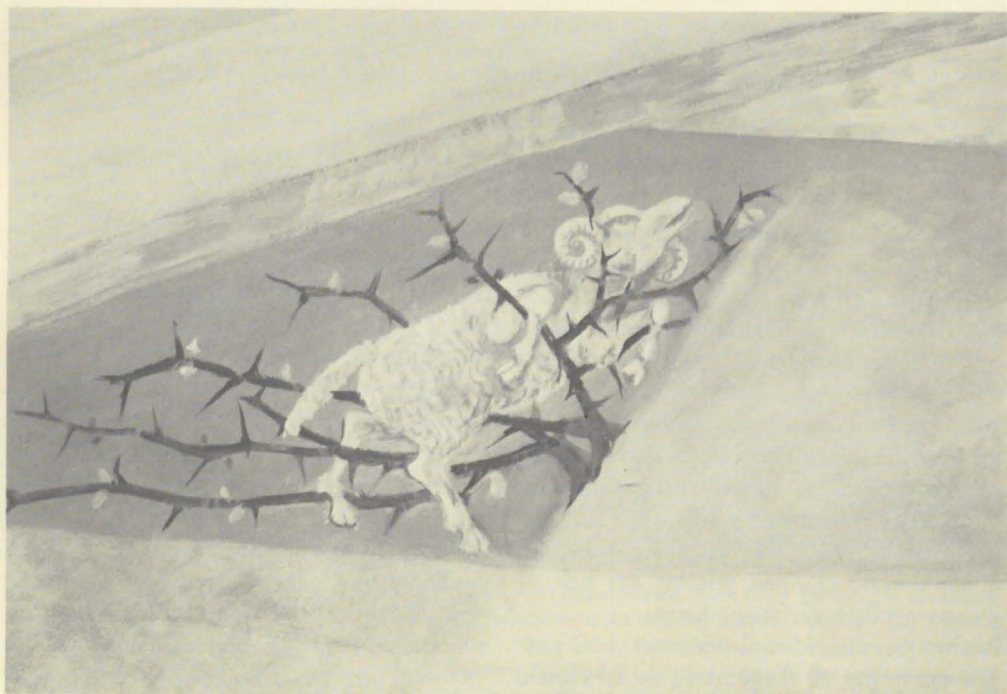
Über dem Blaugrün des Wassers, das nach altem, jüdischem Verständnis „die Zeit“ symbolisiert, in der sich Leben und Tod abspielen, spannt sich die rote Brücke bis hin zum Beginn unserer christlichen Zeitrechnung. Links sehen wir die Verkündigung der Geburt Jesu. Die rote Brücke gibt nach rechts Einblicke in Kammern, man sieht in eine Art Gebälk von unten herein. Sie zeigt die zerschnittene, verplante und zerteilte Erde mit Mauern, Öffnungen und Verliesen. Der Verkehr flutet über Brücken und durch Tunnels. Ein mächtiger Mann mit Brille sitzt in einer Art Unterstand, wo er sich sicher fühlt. Unter

ihm eine Kammer mit zerstückelten, abgetriebenen Kindern. Als Inbegriff künftiger Verirrungen und drohender Katastrophen steht das „Institut für Gentechnologie“. Es soll uns darauf hinweisen, welche Gefahren in diesem Forschungsgebiet stecken. Gefahren, die womöglich größer sind als die Kernenergie. Rechts sehen wir Jona mit einem Plakat nach Ninive hineinstürmen. Darauf steht die Zahl 40: In 40 Tagen wird die irdische Welt untergehen.

Über dem Rotbereich erhebt sich die andere Welt: Umgeben von der herabkommenden himmlischen Stadt, erscheint das Lamm innerhalb eines rötlich-goldenen Kreises. Darin verläuft eine grünliche Zickzacklinie wie ein Blitz. In der Mitte dieses Kreises befindet sich — alles beherrschend — ein großes, goldenes

Quadrat als geometrische Urform der Stadt, als die andere und neue Stadt, die von oben herabkommt. Das Quadrat ist auch diejenige geometrische Form, die in anderer Weise das Kreuz wiedergibt. Die vier Seiten sind die Parallelen zu den Kreuzesbalken, die das Quadrat in vier Teile teilt. Wir haben in dieser Urform zugleich den Menschen mit ausgestreckten Armen (den Gekreuzigten). Das Quadrat ist — weil durch die Zahl Vier bestimmt — die Form, die die irdische Welt repräsentiert. Wir sprechen von den vier Paradiesesströmen, den vier Himmelsrichtungen, den vier Elementen (Wasser, Erde, Luft und Feuer), den vier Jahreszeiten.

Zwischen Kreis und Brücke erhebt sich das Kreuz als Weltschlüssel und als Baum des Lebens. Christus ist nicht dargestellt als Gekreuz-



Der Widder, den Abraham schlachtet, ist der konkrete prophetische Verweis auf Mitte und Ziel der Heilsgeschichte, auf die Kreuzigung und Auferstehung Jesu. Alter und Neuer Bund haben hier die Nahtstelle und das Symbol ihrer unaufhebbaren Zusammengehörigkeit.

Foto: H. Hauß, Karlsruhe

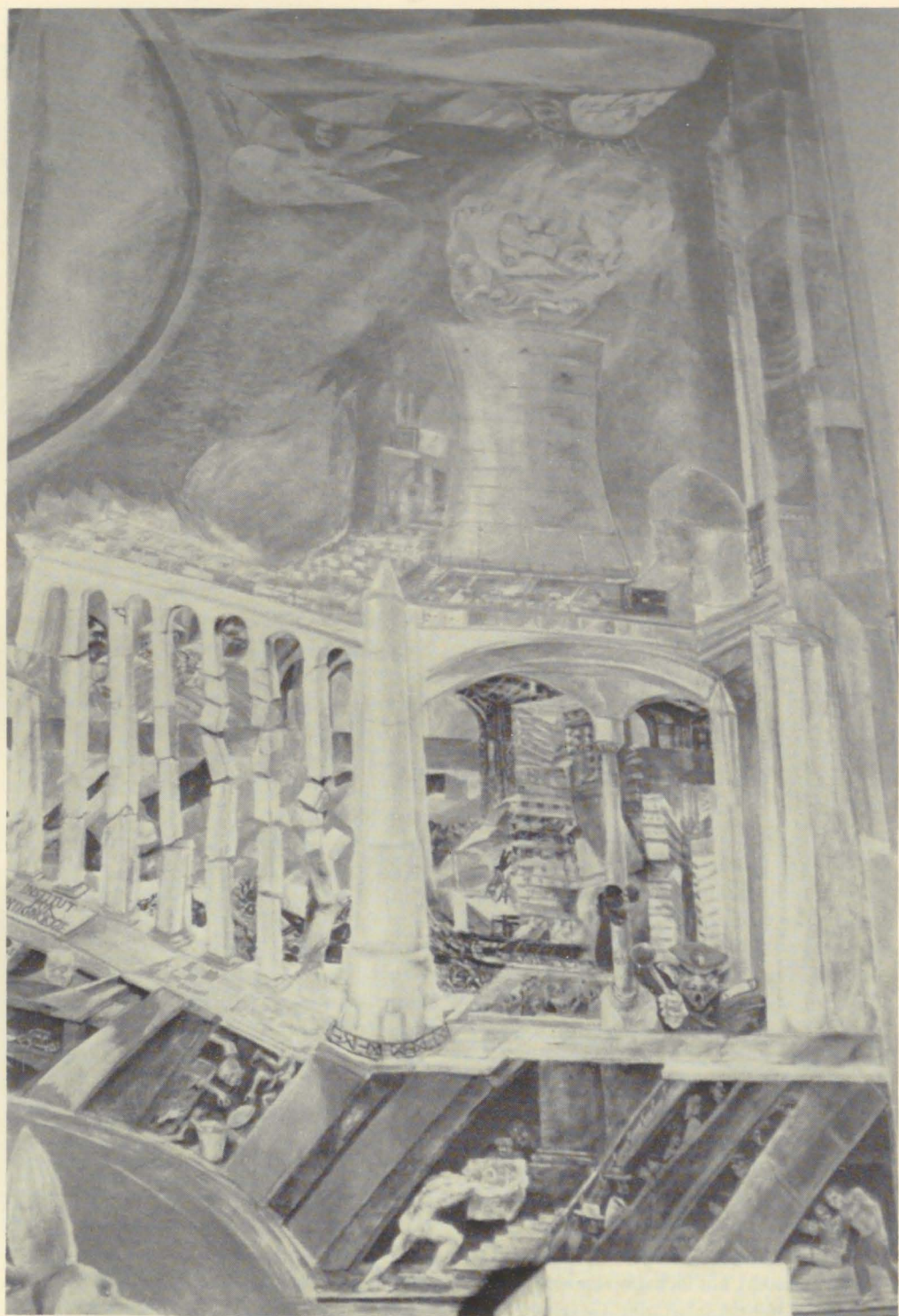
ziger, vielmehr als Weinstock, ein Bild, das er selbst gebrauchte: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ Das Kornfeld am Fuße des Kreuzes steht für das Brot des Lebens. Rechts von dem Kreuz ist das heutige Sinnbild des Turmbaus zu Babel dargestellt: unsere technisierte Welt. Die rasante Entwicklung treibt die Menschen auseinander und verwirrt die Sprachen, ablesbar an dem Gebäude, das auseinanderzubrechen droht. Die alles ver-einnahmende Bürokratie wird von einem Wesen verkörpert, das eine Säule umklammert, auf der die Zahl 666 steht, die Zahl der Verworfenheit. Was auf diesem Bildabschnitt geschildert ist, sind Vorgänge und Situationen, die heute passieren und über die wir jeden Tag in den Zeitungen lesen können. Zu dieser Welt gehören die dargestellten Fabrikanlagen, Büros und Häuserblocks, die Plätze mit den aufgebrachten Menschenmassen und hinter den zusammenbrechenden Arkaden ein riesiger Traktor und ein Schaufelbagger. Über dem Gewölbe ist der Kühlturm, der grüne und giftige Dampfschwaden entläßt. Wenn man genau hinschaut, bestehen sie aus lauter Dämonen. Über diesen Giftschwaden erscheint Michael, derjenige der Erzengel, den einmal unser Volk als Patron erwählt hatte, was wir heute vielleicht schon vergessen haben. Sein Name besagt: „Wer ist wie Gott?“ Wenn fast alle Menschen so sein wollen wie Gott, ist es unmodern und peinlich, an St. Michael und damit an Gott erinnert zu werden.

Auf der linken Bildseite ordnet sich die Stadt Jerusalem wie die Schalen eines Kerns um ein großes, kuppelartiges Bauwerk: die Grabeskirche Jesu, zugleich St. Peter in Rom. Man sieht den Bauwerken an, daß viele Jahrhunderte ihre Spuren an ihnen hinterlassen haben. Jerusalem und auch die Institution Kirche haben wechselnde Gestalten. Aus der Stadt bewegt sich unter einem Vordach ein Menschenzug nach Golgotha. Ihm voran geht Christus unter der Last des Kreuzes. Das Gefolge besteht aus den unterschiedlichsten Menschen. Christus ist der Geächtete, der

Verbrecher. Der Ort seines Sterbens aber ist die Mitte der Welt, wie auch hier auf dem Bild das Kreuz die Bildmitte beherrscht. Auf dem linken Bildrand wird eine von Pilatus beschriftete Tafel (INRI) hochgehalten. Über dem Tor, durch das sich der Hinrichtungszug bewegt, steht: „Wir haben ihn!“ Entsprechend zur Giftwolke auf der anderen Seite erhebt sich eine weiße Wolke über Jerusalem. Darüber sind Engel, von denen einer die Erntesichel auf die Erde wirft (Apk. 14, 19). Die weiße Wolke ist ein Sinnbild der Himmelfahrt Jesu: „Eine weiße Wolke entzog ihn ihren Blicken“. Das Thema des Wandbildes spannt also den Bogen vom Anfang der biblischen Geschichte (Genesis) bis zu ihrem Ende (Apokalypse) als einer Geschichte von Heil und Unheil, dem großen Drama zwischen Himmel und Erde.

An der Stirnwand des nördlichen Seitenschiffs ist die Grablegungsszene dargestellt. Christus der Schmerzensmann ist bereits vom Kreuz abgenommen und ruht im Schoß seiner Mutter. Die Pietà ist aus der ursprünglichen Figurenausstattung in die neue Kirche übernommen worden und vom Künstler so in das Gesamtbild hineingestellt, daß die Figurengruppe zur Malerei zu gehören scheint. Hinter ihr öffnet sich die Grabhöhle, die durch die Auferstehung zugleich als Geburtshöhle und mütterlicher Schoß zu verstehen ist.

An der südlichen Stirnwand sehen wir die Erscheinung des Auferstandenen am See. Nachdem die Fischer die ganze Nacht ausgefahren waren und nichts gefangen hatten, erscheint ihnen Jesus und sagt zu ihnen, sie sollen auf der anderen Seite des Sees ihre Netze auswerfen. Daraufhin fingen sie so viele Fische, daß die Netze zu bersten drohten (Joh. 21). Christus ist in dieser Szene dargestellt als Auferstandener, dessen Mantel und ganze Erscheinung den Eindruck eines Baumes erweckt: In ihm ist der bisher verschlossene Baum des Lebens wieder zugänglich. So steht am Rande des Bildes ein Baum in vielfältiger und vielfar-



biger Blüte, der viel Verheißung in sich birgt: ein Bild der Kirche.

Im südlichen Seitenschiff befindet sich unter der Empore die Szene, die nach einer frommen Legende überliefert ist. Um 1260 war hier Pfarrer Dietrich von Rickenbach Pfarrherr. Auf einem Versehgang versucht er, den Wildbach der Murg zu überschreiten, was aber wegen des Hochwassers unmöglich ist. In dieser Situation soll Graf Rudolf I. von Habsburg auf der Jagd vorbeigeritten sein und dem Pfarrer sein Pferd geschenkt haben. Die Szene ist dort sogar in Worten wiedergegeben.

Die neue malerische Ausstattung der Kirche beschränkt sich nicht auf die bereits geschilderten Wandgemälde, sondern durchzieht mit gemalten Architekturelementen von Wachers Hand, die den Raum rhythmisieren und besonders in den Kapitellen eine große, zum Teil humorvolle Vielfalt aufweisen, die ganze Kirche.

Über dem nördlichen Seiteneingang ist als Pinselfeichnung eine Schutzengeldarstellung zu sehen, die diese meistbenutzte Tür zur „Schutzengeltür“ macht. Auf der Südseite ist der Seiteneingang mit dem gemalten Tympanon dem Traum des heiligen Josef gewidmet. Damit wird das Thema des darüberliegenden Fensters, der Darstellung der Flucht nach Ägypten aufgenommen und die Tür dem heiligen Josef zugeordnet.

Über dem Hauptportal sind die beiden Kirchenpatrone St. Gordian und St. Epimachus dargestellt. Alter und Herkunft dieses recht seltenen Kirchenpatroziniums liegen bislang im Dunkel der Geschichte, der Gedenktag wird jährlich am 10. Mai gefeiert. Bildnisse

des heiligen Gordian zeigen meist einen Mann in voller Plattenrüstung mit Mantel und hochgewölbtem Hut. Seine Attribute sind Palme und Schwert, die auf sein Martyrium und die Art seines Todes (Enthauptung) hinweisen. Nach der Legende war Gordianus ein hoher kaiserlicher Beamter, der unter Julian Apostata zu Tode gefoltert wurde. Nach seinem Ableben soll er in der Gruft des Epimachus, der von ihm den Märtyrertod in Alexandrien erlitten hatte, auf einem frühchristlichen Friedhof beigesetzt worden sein. Einer weiteren Legende zufolge gelangten die Reliquien der beiden Heiligen im 7. Jahrhundert nach Kempten im Allgäu. Epimachus wird in enganliegender Kleidung mit weitärmeligem, kurzem Rock, Mantel und Barett dargestellt. Sein kennzeichnendes Attribut ist nicht genau festlegbar. Im Hinblick auf sein Martyrium (Zerfleischung mit eisernen Krallen und spitzen Steinen vor der Enthauptung) vermutet man in seiner Hand einen der Marter entsprechenden Gegenstand (Stein). Die beiden Namen der Kirchenpatrone sind außerdem in den Türgriffen des Hauptportals in Bronze wiedergegeben.

Ein Frühwerk Wachers (Glasfenster „Die Kindheitsgeschichte Jesu“) befindet sich in der Hauskapelle des Kinderheims Rickenbach.

Der Aufsatz wurde dem Jahrbuch des Landkreises Waldshut 1988 / Heimat am Hochrhein entnommen. Wir danken dem Verlag des Südkurier, Konstanz, für die freundliche Genehmigung des Abdrucks.

Vom selben Verlag liegt vor: Heilsgeschick in Bildern, 1987.

Was jeder für die Nordsee tun kann

An dieser Stelle soll die Schelte abgebrochen werden. Denn wenn unser Gewissen schon ein Zeichen des Meeres empfängt, muß es irgendwo ja auch uns ganz persönlich gelten. Die uns zgedachte Botschaft lautet: Verdrängen tötet, Handeln hilft. Jeder kann etwas für die Nordsee tun; die ersten Schritte fallen leicht, spätere kosten Kraft. Auf einige sei hingewiesen.

Keine Entschuldigung gibt es mehr für das sinnlose Streben nach dem weißesten Weiß. Für die häusliche Wäsche steht in jedem Kaufhaus phosphatfreies Pulver. Es sind sogar Waschmittel im Handel (leider nicht überall), die kein Phosphat-Surrogat enthalten, zudem keine Enzyme, kein Bleichmittel, keine optischen Aufheller. Sie ersparen uns nebenher noch die Vorwäsche und machen den Weichspüler überflüssig. Und trotzdem wird die Wäsche sauber! Wer dieses kleine Wunder einmal selbst erlebt hat, beginnt unwillkürlich nachzudenken: Wieso führt mein Supermarkt kein solches Mittel? Nichts ist einfacher, als den Filialleiter danach zu fragen. Spätestens nach dem zwanzigsten Kunden wird der Händler eine Bestellung aufgeben.

Anderes Beispiel: Autofahren. Wer noch bleihaltiges Benzin tankt, sollte sich schämen. Zwei Drittel der 11 000 Tonnen Blei, die jährlich in die Nordsee gelangen, kommen über die Luft. Und der größte Teil stammt aus Fahrzeugabgasen. Wenn auch nicht „jedes neu zugelassene Katalysator-Auto mittelbar der Nordsee zugute kommt“, wie es Minister Töpfer gerne behauptet (jeder zusätzliche Pkw belastet die Luft), so stoßen Kat-Autos doch deutlich weniger Stickoxide aus. Stickoxide schaden dem Wald, und sie regnen

auch über der Nordsee ab, wo sie sich in Nitrat verwandeln, den Algen zur Nahrung.

Ein gutes Argument gegen das Autofahren überhaupt sind die Bohrinseln in der nördlichen Nordsee. Geschätzte 29 000 Tonnen „betrieblicher und unbeabsichtigter Öleinleitungen“ weist der Bericht der Bundesregierung als jährlichen Nebeneffekt der Förderung aus. Besonders dreist ist die Deutsche Texaco, die zwar eine sehr saubere Plattform betreibt, diese aber mitten im schleswig-holsteinischen Wattenmeer errichtet hat. Gegen den Konzern hat sich deshalb eine von Hamburger Jugendgruppen angeführte Boykott-Bewegung formiert. Schon mehrfach wurden Tankstellen im ganzen Bundesgebiet belagert und die Autofahrer zur Abstimmung an der Zapfsäule aufgefordert.

Wer vom Auto absolut nicht lassen kann (jeder muß das mit seinem Gewissen abmachen), sollte es wenigstens nicht mehr am Kantstein waschen. Wenn wir nicht mehr die weißeste Wäsche und die saubersten Autos Europas hätten — wir würden uns vielleicht sogar wohler fühlen.

Weiteres Beispiel: Fleisch. Schweine werden mit Mais gemästet. Maispflanzen werden gespritzt (Pestizide). Was der Regen auswäscht, landet letztlich im Meer. Weniger Fleisch zu essen, bedeutet weniger Mais anzubauen, heißt weniger Pestizide freisetzen, führt zu gesünderen Fischen. So verzahnt ist die Nordsee mit unseren Lebensgewohnheiten und Produktionsweisen.

Angebracht ist der Einwand, daß die Umstellung privaten Konsums allein nicht reicht, um das Meer zu retten — selbst dann nicht, wenn viele Menschen Vernunft annehmen.

Hinzukommen muß die politische Äußerung jedes einzelnen. Die Rathäuser müssen eingedeckt werden mit den schriftlichen Anfragen aufgewachter Bürger: Wann endlich bekommt unsere Kläranlage eine chemische Reinigungsstufe, die die Phosphate zurückhält? Die Landtagsabgeordneten aller Parteien müssen den Wunsch der Bevölkerung zu spüren bekommen, daß die Einleitungen der chemischen Industrie wirksam reduziert und öffentlich kontrolliert werden. Ein Aufschrei muß durch die Bundesrepublik gellen: Töpler, mach' endlich Ernst, und wenn es nicht anders geht, laß' uns in der Europäischen Gemeinschaft mit gutem Beispiel voranschreiten, das stünde uns Deutschen doch gar nicht schlecht an.

Wer alle diese Schritte getan hat, dem sei ein Buch empfohlen: „Die tägliche legale Ver-

seuchung unserer Flüsse und wie wir uns dagegen wehren können“ (bei Rasch und Röhring erschienen). Jutta Ditfurth und Rose Glaser haben darin weitere Handlungsvorschläge versammelt: von der Aktionärsagitation bei der Hoechst-Vollversammlung über die „alternative Werkspionage“ (mit Teleobjektiven die Aufschriften von Giftfässern photographieren) bis hin zum öffentlichen Tierversuch (ein Goldfisch verendet in einem Aquarium mit Chemie-Abwasser).

Zugegeben: Sich so zu engagieren, verlangt Mut. Doch wenn uns die Nachrichten aus der Nordsee quälen, sollten wir sie nicht verdrängen. Wir sollten handeln.

Verdrängen tötet, Handeln hilft, Was jeder für die Nordsee tun kann — einige Vorschläge; Ulrich Stoch, Die Zeit Nr. 24, 10. 6. 1988.

In Zukunft: Keine Natur zum Nulltarif in der Wirtschaft

Von entscheidender Bedeutung für das Gelingen einer Abstimmung von ökonomischen mit ökologischen Zielen ist der Aufbau eines staatlich gesetzten ökologischen Rahmens, der dafür sorgt, daß die heute herrschenden Preisstrukturen, die weitgehend noch der Ära der Inanspruchnahme von Leistungen der Natur zum Nulltarif entstammen, Schritt für Schritt angepaßt werden an die neue Situation der ökologischen Knappheit. Neben dem traditionellen Instrument der Umweltpolitik, den Auflagen, die zu Kostensteigerungen bei umweltbelastenden Produktionsprozessen und Produkten führen, stehen hierfür das Abgabensinstrument (soweit Schadstoffe weiter toleriert werden) und die Steuerpolitik zur Verfügung. Steuerpolitische Ansatzpunkte könnten Produktsteuer in Höhe der ökologischen und sozialen Folgekosten und/oder Rohstoff- und Energiesteuern sein, bei denen an schon vorhandenen speziellen Verbrauchssteuern wie der Mineralöl- und Tabaksteuer angeknüpft werden könnte.

Der Aufbau eines ökologischen Ordnungsrahmens, der heute nur rudimentär vorhanden ist, sollte dazu genutzt werden, die Umweltpolitik — die heute immer noch vom Vorherrschen der Entsorgungskonzeption gekennzeichnet wird — stärker auf eine Vorsorgepolitik umzustellen. Denn: Aus den Zielen einer Vermeidung bzw. Reduzierung von Abfällen, dem Aufbau einer Energiebasis, die das Energieeinsparpotential mobilisiert, der Schaffung rohstoff- und energiesparender Produktions- und Konsumstrukturen zwecks Schonung der Ressourcenbasis und der Minimierung von nicht oder nur ganz langfristig

abbaubaren Schadstoffen ergibt sich eine Priorität der Präventiven Umweltpolitik und damit eine entsprechende strategische Nachordnung resp. Hilfsfunktion der Entsorgungspolitik.

Das bloße Anhängen von Reinigungs-, Rückhalte- und Umwandlungsanlagen an den weiter umweltverschmutzenden Produktionsprozeß — das ist das Prinzip der heute noch vorherrschenden nachsorgenden und medienorientierten Umweltpolitik — ist auf die Dauer keine tragfähige ökologische und ökonomische Lösung. So können etwa nicht oder nur ganz langfristig abbaubare Schadstoffe — wie bestimmte Schwermetalle und bestimmte organische Verbindungen — von den Reinigungsanlagen nicht oder nur begrenzt zurückgehalten werden. Medienorientierte Entsorgungspolitik führt immer nur zur Problemverlagerung, zu einer begrenzten, nie zu einer endgültigen Lösung.

Das dominierende Wachstumskonzept der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR) hat aus ökologischer Sicht zwei grundlegende Defekte: Es erfaßt nicht die ökologischen Folgekosten des wirtschaftlichen Expansionsprozesses. Diese umweltspezifischen Kosten des Wachstumsprozesses bleiben ausgeblendet, da im Sozialprodukt ausschließlich die durch Marktpreise bewerteten Produktionsergebnisse erfaßt werden. Eine weitere Verzerrung der volkswirtschaftlichen Leistungsmessung ergibt sich dadurch, daß Sozialprodukt und jährliches Wirtschaftswachstum in zunehmendem Maße auch durch „Leistungen“ steigen, die tatsächlich aber keine zusätzlichen Erträge des

Wirtschaftens, sondern eher zusätzliche gesamtwirtschaftliche Kosten von Produktion und Konsum darstellen. Das heißt: Das Sozialprodukt steigt auch deshalb, weil keine Rücksicht auf die mit Wachstumsprozeß einhergehenden Umweltschäden und Naturverluste genommen wird: und das Sozialprodukt steigt ein weiteres Mal, wenn die Umweltschäden repariert werden und nunmehr Umweltschutzmaßnahmen ergriffen werden müssen, um noch schlimmere Umweltschäden in der Zukunft zu verhindern. Was besagen substantiell überhaupt noch solche Wachstumsindikatoren — die wie kein anderes Maß die heutige Wirtschaftspolitik beeinflussen — in einer Zeit kumulierender Naturzerstörung und wachsender schadens- und nachteilskompensierender Aktivitäten?

Man muß es sich klar vor Augen führen: Zwischen dem heutigen Wohlstand in den Industrieländern und den Belastungs- und Zerstörungsprozessen in der Natur besteht ein direkter und enger Zusammenhang. Denn dieser Wohlstand konnte nur erzeugt werden, weil die Industriegesellschaft von dem Ressourcennutzungsmuster aller früheren Kulturen abwich, die im wesentlichen von der Nutzung und dem Verbrauch erneuerbarer oder nichterschöpflicher Quellen lebten. (Auch dort wurden natürlich Ressourcen übernutzt, wie z. B. Wälder, die abgeholzt wurden; aber diese Fälle blieben immer lokal begrenzt.) Der Übergang zum Industriezeitalter stellt damit eine Zäsur in der Geschichte der Men-

schen dar. Der Mensch begab sich in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit zunehmend aus seiner Abhängigkeit von den zeitlichen (= langsamen) Rhythmen ökologischer Systeme. Der Verbrauch der in Jahrtausenden akkumulierten Bestände an mineralischen Rohstoffen und fossilen Energiequellen ermöglichte im Verein mit der systematischen Nutzung von Wissenschaft und Technik ein von natürlichen Zyklen weithin unabhängiges, nunmehr ökonomisch-kulturell determiniertes Wachstum der Produktion, das in seiner Dynamik historisch ohne Vergleich ist. Gleichzeitig ist aber dieser Prozeß des beschleunigten Verbrauchs von nicht-erneuerbaren Naturressourcen die Hauptursache für die Vergiftung, Übernutzung oder Zerstörung der vorhandenen Ressourcen Luft, Wasser, Boden, Wald, generell der Flora und Fauna, der Atmosphäre sowie ganzer Ökosysteme. Heute steht die Gefährdung dieser Ressourcen im Zentrum der besorgten Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit — handelt es sich um die Ausbreitung der Wüsten, das Voranschreiten der Erosion, die Zerstörung der Regenwälder, die Belastung und das Sterben der Wälder in der nördlichen Hemisphäre oder die Gefahren für die Atmosphäre und den Ozonschild.

Aus: „Aus Politik und Zeitgeschichte“, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 1. Juli 1988; Christian Leipert, Grundfragen einer ökologisch ausgerichteten Wirtschafts- und Umweltpolitik, S. 29–37.

Ernst Bozenhardt

Das Ehrenmitglied des Landesvereins Badische Heimat Ernst Bozenhardt ist am 1. Juni 1988 plötzlich in Locarno gestorben. Mit seinem Tode hat die Badische Heimat einen herben Verlust erlitten, denn sie verdankt Ernst Bozenhardt sehr viel. Die folgenden Zeilen sollen deshalb der Erinnerung an diesen liebenswerten Menschen dienen, sie können nur ein bescheidener Dank sein für all das, was Ernst Bozenhardt für uns geleistet hat.

Ernst Bozenhardt wurde am 10. Oktober 1903 in Freiburg geboren. Er gehört damit jener Generation an, die als junge Menschen den Ersten Weltkrieg erlebten und dann in der Zeit ihrer Ausbildung mit den schweren Nachkriegsjahren fertig werden mußten. Ernst Bozenhardt wurde Lehrer, und das war ein seinem Wesen gemäßer Beruf, nicht ein damals notgedrungen ergriffener Job. Aber es ging ihm so wie in jenen Jahren (und heute) ungezählten Pädagogen, er fand nach dem Abschluß des Studiums keine Anstellung. Bozenhardt benutzte die folgende Wartezeit zur eigenen Weiterbildung, zur Vertiefung seiner Kenntnisse und zur Förderung seiner persönlichen Neigung, der Musik. Auch das war eine Seite seines Wesens, dieses Streben nach Bildung und Wissen in der Überzeugung, daß nur der Bildung und Wissen als Lehrer weitergeben kann, der diese selbst in hohem Maße besitzt.

Als Ernst Bozenhardt schließlich im Staatsdienst angestellt wurde, begannen für ihn die üblichen Lehrerwanderjahre. Er kam über Marzell, Rust, Bötzingen an die Hansjakobschule in Freiburg. Seine berufliche Tätigkeit war so erfolgreich, daß er schon 1955 Rektor der Lortzing-Schule I wurde und dies sechzehn Jahre bis zu seiner Pensionierung blieb. In diesen langen Jahren zeigte sich Bozenhardts Fähigkeiten bei der Schaffung einer guten pädagogischen Atmosphäre, die für eine erfolgreiche Arbeit an einer Schule notwendig ist, und des aufmerksamen Zuhörens und Eingehens auf die Belange und Sorgen anderer Menschen jeder Altersstufe. Er war ein Mann, der mehr aus der Stille und ruhiger Überlegung heraus wirkte und durch die Integrität seiner Persönlichkeit, die seinem Tun die Überzeugungskraft verliehen.

Mit Ernst Bozenhardt hat uns einer der letzten Männer verlassen, die nach der Wiedergründung des Landesvereins im Jahre 1950 eine maßgebende Rolle gespielt haben. Er stellte sich nach den schwierigen Verhandlungen mit der Besatzungsmacht und den nordbadischen Vertretern sofort zur Verfügung und wurde in einer schweren Krise des Landesvereins 1952 dessen Schriftführer. Ernst Bozenhardt wurde zum wichtigsten Mitarbeiter des Landesvorsitzenden Prof. Dr. Schwarzweber. Er hat in jenen Jahren schon bei der Gestaltung der Hefte mitgeholfen und so Kenntnisse in der Arbeit eines Schriftleiters gewinnen können. Deshalb war es folgerichtig, daß Ernst Bozenhardt die Schriftleitung ganz übernahm, als Prof. Dr. Schwarzweber sein Amt als Landesvorsitzender 1968 an Dr. Laubenberger weitergab. In den folgenden vierzehn Jahren zeigten sich die Arbeitskraft und das Organisationstalent des Verstorbenen eindrucksvoll, er leistete als Schriftleiter hervorragendes. Ernst Bozenhardt sorgte dafür, daß die Hefte wieder pünktlich erschienen, er steigerte ihr Niveau, denn er wußte, daß unsere Hefte das Bindeglied für alle Mitglieder des Landesvereins sind, daß sein Ansehen von ihrer Qualität entscheidend abhängt. Vierzehn Jahre lang tragen unsere Hefte den Stempel, den ihnen Ernst Bozenhardt aufgedrückt hat. Damit hat er sich selbst ein Denkmal gesetzt, das



Ernst Bozenhardt, 10. Okt. 1903—1. Juni 1988

Foto: Berthold, Freiburg, Greiffeneggring 2

Dauer haben wird. Das Maß seiner Leistung bedingt auch das Maß unserer Dankbarkeit für sein unermüdliches Wirken.

1982 zwang eine schwere Erkrankung Ernst Bozenhardt, die Schriftleitung abzugeben, aber er stellte seine reiche Erfahrung dem Landesverein als Beirat weiterhin zur Verfügung. Für seine Verdienste wurde Ernst Bozenhardt zum Ehrenmitglied des Landesvereins Badische Heimat ernannt.

Das Tessin war die zweite Heimat Ernst Bozenhardts. In dieser herrlichen Landschaft über dem Lago Maggiore bei Locarno fühlte er sich wohl. Sie tat in ihrer Heiterkeit und Wärme Seele und Körper gut, und er weilte jedes Jahr mehrere Wochen dort. Hier nun hat ihn der Tod am 1. Juni 1988 gefunden. Wir aber trauern um einen Freund.

Ernst Bozenhardt hat sich um die Badische Heimat verdient gemacht. Er wird uns als der feine Mensch, der er war, in Erinnerung bleiben.

Für den Landesverein Badische Heimat
Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Adolf Krebs

Kurz nach dem Tode von Ernst Bozenhardt trauert der Landesverein Badische Heimat um ein weiteres Ehrenmitglied. Bankier Adolf Krebs, geboren am 3. Dezember 1907, ist am 4. Juli 1988 in Freiburg gestorben. Auch er war einer jener Männer, die dem Landesverein nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zum Leben verhalfen und dafür sorgten, daß die Einheit von Nord und Süd gewahrt blieb. Adolf Krebs, dessen Haus seit Jahrzehnten dem Landesverein eng verbunden ist, übernahm 1950 nach der Wiedergründung das Amt des Landesrechners und war damit Mitglied des Vorstandes. Seine feine und vornehme persönliche Art, sein durch Erfahrungen geschärftes Urteilsvermögen, seine immer bereitwillig gegebenen Ratschläge machten ihn zum hochgeschätzten Mitglied des Führungsgremiums der Badischen Heimat. Er ermöglichte in jenen schweren Jahren nach dem Kriege die übergangslose finanzielle Stabilisierung des Landesvereins. Adolf Krebs blieb Landesrechner bis zum Jahre 1977, beinahe dreißig Jahre, so lange, wie nie ein Landesrechner zuvor. Für seine Verdienste wurde er am 14. September 1980 bei der Mitgliederversammlung in Oberkirch zum Ehrenmitglied des Landesvereins ernannt, eine hochverdiente Ehrung.

Adolf Krebs nimmt einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Landesvereins Badische Heimat ein, er wird uns in dankbarer Erinnerung bleiben.

Für den Landesverein Badische Heimat
Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

VIII. Preisverleihung

Die „Badische Heimat“ gratuliert:

Oberrheinischer Kulturpreis an Karl Kurrus

Im historischen Kaufhaus der Stadt Colmar wurden die diesjährigen Träger des oberrheinischen Kulturpreises, deren Familienangehörige und Freunde sowie die Vertreter der jeweiligen Kommunen von Bürgermeisterstellvertreter Edmond Gerrer begrüßt. Der Präsident des Internationalen Kuratoriums des Oberrheinischen Kulturpreises, Prof. Dr. Gauthier Louis Fink wies einleitend auf die gemeinsame Verbindung der drei beteiligten Regionen: Schweiz, Baden und das Elsaß hin. Ihre Einigkeit über sprachliche Grenzen hinweg werde durch die Initiative von Personen und Institutionen gefördert, gleichzeitig komme ihrer Offenheit besondere Bedeutung zu, werde doch auch hier das Fundament eines vereinten, friedvollen Europas über nationale Grenzen hinweg gelegt.

Karl Kurrus

In seiner Laudatio würdigte Professor Raymond Matzen, Mitglied des Preiskuratoriums, den Endinger Ehrenbürger Karl Kurrus als eingewurzelten Alemannen, aufrechten Christen und überzeugten Europäer. Obwohl sich Karl Kurrus seit 1976 im Ruhestand befinde, habe er aber mittlerweile eingesehen, daß „solch ein erträumter, legendenumwobener Stand für unternehmungslustige Menschen wie bei einem spannungsvollen Endspurt immer mehr zum ‚Unruhestand‘ wird, denn seine angeborene Tatkraft zwingt ihn weiterzumachen.“

Matzen wies im folgenden auf die literarischen Leistungen des Preisträgers hin. Dazu zählen fünf Gedichtbände, die Karl Kurrus

seit 1962 herausgegeben hat, seine alemannische, „S lebig Wort“ betitelte Anthologie (1978), ein Bändchen alemannischer Sprüche (1981) sowie ein originelles, volkspologisch sehr aufschlußreiches Büchlein „Der Witz der Alemannen“ in der Reihe „Landschaften des Humors“ (1975). Eine Auswahl seiner alemannischen und hochdeutschen Gedichte und Geschichten wurde auf der Schallplatte „S Eige zeige“ (1987) festgehalten. Ferner hat Karl Kurrus über heimatliche, teils literarische, teils historische Themen fünf Mundartspiele geschrieben und ebenso viele Sendungen im Hörfunk gegeben.

Als ein Mensch, der tief mit der Heimat verbunden ist, kam er nicht umhin, nach Vergangenem zu forschen, um besser die regionale Gegenwart zu verstehen und leichter in die erweiterte Zukunft hineinzuwachsen. Zahlreiche landeskundliche und kulturhistorische Studien sowie Aufzeichnungen lokaler Ereignisse, wie in der jüngst erschienenen Endinger Chronik, sind von ihm veröffentlicht worden.

Darüber hinaus verstehe sich Karl Kurrus, so Professor Matzen, auch als Verfechter bahnbrechender Ideen und Methoden, als Sprachrohr und Vermittler. Deshalb habe er sich immer wieder für intensive Schulpartnerschaften eingesetzt und konnte allein im badischen Raum über fünfzig Schulen dazu anregen, mit elsässischen Schulen Kontakte aufzunehmen und Schulpartnerschaften aufzubauen. Als Grundlage der rheinüberbrückenden Pädagogik verlange er interregionale Zweisprachigkeit, die den Austausch materieller und geistiger Güter begünstige.



Um die Wiederholung kriegerischer Auseinandersetzungen in Zukunft zu verhüten, trete Karl Kurrus unablässig mit Wort und Tat für ein Europa ohne Schranken ein. Er träume von Verbrüderung, Friede und Glück am Rhein. Daran glaube er und dafür kämpfe er. Als ehemaliger Kriegsteilnehmer wisse er um den Sinn und Wert mutiger Auf-

opferung oder schicksalhaften Heldentodes, darum fördere er im frommen Gedenken aller Gefallenen die Pflege der Soldatengräber und Gefallenefriedhöfe und verstehe dies zu beiden Seiten des trennenden Stromes als eine heilige Pflicht.

Die Verleihung des Oberrheinischen Kulturpreises bewaise ihm, daß es Mäzene gibt, die

den echten kulturfördernden und friedensfreundlichen Idealismus zu belohnen wissen, schloß Raymond Matzen seine Laudatio.

Im Anschluß an die Preisverleihung durch den Vorsitzenden der Johann Wolfgang von Goethe-Stiftung, Dr. Alfred Töpfer betonte Karl Kurrus, daß er die Ehrung auch als Verpflichtung verstehe. Bei Wort und Schrift, beim Tun und Lassen für das Gute in der Gemeinschaft, sei Freundschaft über Grenzen hinweg eine heilige Kraft. Es gelte, daß jeder nach seiner Möglichkeit sich weiterhin für die Kulturwerte der Heimat am Oberrhein einsetze und dabei keine Zeit ungenutzt verstreichen lasse. Nur so könne jeder glaubwürdige Mittler zwischen den Generationen sein — zum ersten im ermahnenden Gedenken an die Opfer der bruderfeindlichen Auseinandersetzungen, zum zweiten als ehrliche Partner der Jugend, die das Erbe in die Zukunft trage. Die Krone aller Kultur sei die Ehrfurcht vor der Schöpfung und das grenzüberschreitende Füreinander unter den Menschen. Karl Kurrus schloß sein Dankwort mit den Worten: Der Wahrheit dienen und dem Menschlichsein bürgt für Kultur und Bruderschaft am Oberrhein.

Rudolf Ritter

Mit Dr. Rudolf Ritter, Jurist, Kommunal- und Kulturpolitiker, Altbürgermeister von Lahr, Dichter und Schriftsteller, würdigte die

Goethe-Stiftung den Redaktor des Jahrbuches „Geroldsecker Land“. Dem Träger des Oberrheinischen Kulturpreises sei es gelungen, so Professor Matzen in seiner Würdigung, das Jahrbuch durch gediegene literarische, historische und kulturelle Beiträge zur „Stimmung der Landschaft rund um die Hohengeroldseck“ werden zu lassen. Durch seine Begegnungen mit den Menschen habe er vieles erfahren und erlebt, den Stoff gesammelt für Geschichten und Erzählungen: Anekdotisches, Buntes und Würziges, aber auch Mahnendes und Erbauliches. Ferner habe sich Rudolf Ritter als regionaler Geschichtsforscher eingehend mit der Lahrer Stadtgeschichte und der Geschichte der Ortenau befaßt, sowie als Volkskundler unzählige Artikel über Land und Leute, Überlieferung und Mundart geschrieben. Die Stiftung würdige sein unermüdliches Streben und Schaffen, das den Glanz der Heimat am Oberrhein wiederspiegele.

Bürgermeister Helmut Eitenbenz, der als Vertreter der Heimatstadt von Karl Kurrus der Feierstunde beiwohnte, gratulierte dem Ehrenbürger namens der Stadt Endingen zur Verleihung des Oberrheinischen Kulturpreises. Die Feierstunde im historischen „Koifhus“ wurde vom Ensemble vocal Joseph Muller, Colmar, mit französischen, deutschen und alemannischen Liedern umrahmt.

Aus: Badische Zeitung, 1. Juli 1988

Alles, wu mr hän

*Alles, wu mr hän, isch glehnt:
Gsundi Täg,
gradi Weg,
s Lebe.*

*Alles, wu mr wän, verwehnt:
Geld un Guat,
Gluat im Bluat,
s Strebe.*

*Alles, wu mr gen, versehnt:
Gib! Des blit.
S Guat in d Zit
webe!*

*Alles, wu mer hän, isch glehnt!
Alles, wu mr wän, verwehnt!
Alles, wu mr gen, versehnt!*

Aus: Karl Kurrus, Vu Gott un dr Welt, Alemannische Gedichte in Kaiserstühler Mundart, Neue Alemannische Mundartdichtung, hg. Raymond Matzen, Serie Baden 2, Morstadt Verlag, 1981

Meine un wisse

*I weiß,
was selli meine.
Si meine
si wisse s.*

*Wenn si s recht wistete,
täte si nimmi
eso meine.*

*I loß si aber meine
si wist es.*

*Eso weiß i,
aß si-s nit wisse!*

Karl Kurrus a. a. O.

Heimetmuseum

*S goht nimmi lang,
derno git s derbeime
e Museum
mit bsundere Selteheite!
Raritäté!*

*E Fahrrad siht mr.
E üsgstopfti Geis.
Un s Bild vum letzte Lehrer,
wu mr no weißt:
Seller isch keiner gsi vu dr Lätze! —*

*Bi sellem hän mr no derfe schwätze,
wia mr derheim schwätze!*

Karl Kurrus
Aus: „Allewil“, 1975

Leo Wohleb

Zum 100. Geburtstag des letzten badischen Staatspräsidenten am 2. 9. 1988

Robert Albiez, Ettlingen

Oft muß beklagt werden, daß nach Auseinandersetzungen die Geschichte nur von den jeweiligen Siegern geschrieben und damit auch nur von ihnen gedeutet wird. Die Unterlegenen geraten ins Vergessen oder werden höchstens gerade noch negativ erwähnt. So wird die Geschichte des deutschen Südwestens zur Vorgeschichte zur Bildung unseres Bundeslandes Baden-Württemberg dargestellt als eine Art Rückkehr „auf dem langen Weg von der ursprünglichen Einheit in die völlige Zersplitterung und aus ihr wieder, sich mühsam Stufe um Stufe neugliedernd, im Jahre 1952 zu einer neuen Einheit“¹⁾. Leo Wohleb, entschiedenster Gegner dieser Einheit in den Jahren 1949–52, steht dann „für eine Politik, die das geschichtlich Notwendige nicht begriffen habe“.²⁾ Sein Geburtstag am 2. 9. 1888 gibt uns die Veranlassung, Züge seines Denkens und politischen Handelns in unsere Erinnerung zurückzurufen, um ihn gerechter beurteilen zu können.

Nicht Enge und provinzielle Vorstellungen, nicht Hängen an Kleinstaaterei in einer Zeit, die auf europäische Zusammenschlüsse zu drängen begann, bestimmte sein Handeln, sondern eine tiefe grundsätzliche Liebe zu seiner Heimat. Diese erfüllte sich nicht nur in der Pflege des Brauchtums, im Erlebnis ihrer geschichtlichen Zeugnisse und der Schönheit ihres geographischen Raumes, sondern er war überzeugt, daß die Liebe zur Heimat sich entfalten müsse zur Gestaltung ihrer politi-

schen Ordnung, weil der Mensch „nicht zufällig an einer bestimmten Stelle auf die Welt gekommen ist, sondern im Zeichen einer wesentlich menschlichen Ordnung“.³⁾ Für Wohleb ist „Geschichte sinnvolle Ordnung, nicht Zufall oder Unsinn.“ Es gab für Wohleb „nie einen Zweifel, daß wir selbst ein Teil der Geschichte sind, daß wir durch sie geformt werden und wir sie, jeder zu seinem Teil, mitformen. Teil der Geschichte ist aber nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch der menschliche Verband. Politik ist die Kunst, das menschliche Schicksal im menschlichen Verband sinnvoll und dynamisch zu gestalten.“⁴⁾

So beginnt Leo Wohleb seine Lebenserinnerungen: „Daß ich im Dreikaiserjahr 1888 und auch noch am Sedanstag, dem 2. September, in dieses Jammertal eingetreten bin, bedeutet für mich nichts Ominöses. Nur daß ich mein geliebtes Freiburg als Geburtsort gewählt habe, freut mich mein ganzes Leben lang.“⁵⁾ Er entstammte einer alemanischen Familie, deren Namen schon in Freiburger Urkunden des beginnenden 13. Jahrhunderts zu finden sind. Einige zogen in die weite Welt, während seine unmittelbaren Vorfahren aus dem Bereich: Kaiserstuhl—Freiburg—Wiesental stammten, aus dem südlichen Teil der Rheinebene, dort wo, „alle Fenster geöffnet sind, und von den umkränzten Terrassen blauen die Vogesen, dämmt der Straßburger Turm . . .

Es ist ein Kommen und Gehen im Saal, ein geistiges Wehen, er soll alle empfangen, und er soll alles weitergeben, was er empfangen hat. Es ward nie ein schönerer Raum solcher Begegnung erbaut.“⁶⁾

Wohleb hat dies in seinen Reden nach 1946 so ausgedrückt: „Helfen können wir uns nur, wenn wir fest zusammenhalten auf dem kleinen Fleck Erde der uns geblieben ist, vom Boden der Heimat her, im kleinen Kreis unseres badischen Landes und Volkes.“ (24. 2. 46) „Soll Demokratie nicht von vornherein ein gefährliches Schlagwort sein, so muß sie von unten her wachsen, im Boden der Heimat ausgesät sein.“ (Sommer 1946)

„Es gibt Naturgesetze organischen Wachstums. Das badische Land, gebildet aus der Rheinebene und der Gebirgslandschaft, ist von Natur auf einen wirtschaftlichen Ausgleich angewiesen, das badische Volk ist ein Volk der Duldung und des Ausgleichs.“ (24. 2. 46) „Wer Freiburg nennt, denkt zugleich an Heidelberg. Konstanz am Bodensee ist die Sehnsucht auch des Hinterländers, und das „Heilige Land“, das Tauberland mit Tauberbischofsheim und Lauda, ist für den Seehaber der Inbegriff ertragreicher, für unser Land unentbehrlicher bäuerlicher Wirtschaft.“ (Badische Zeitung, Freiburg 31. 5. 1946)

„Die deutschen Länder sind das, was nach dem furchtbaren Sturm der Vergangenheit an staatlicher Organisation übriggeblieben ist. In den deutschen Ländern herrscht trotz allem noch viel Heimatgefühl und Ehrfurcht vor der Vergangenheit, vor den stolzen und glücklichen Epochen der deutschen Geschichte. Diese Gefühlswerte soll man nicht unterschätzen. Der Wiederaufbau Deutschlands ist nicht nur eine Frage der Finanzen und der Wirtschaft, er ist auch eine Frage eines echten warmherzigen in der Heimat verwurzelten Patriotismus.“ (1947)

Diese Weltoffenheit und diese Werte lebten bei Leo Wohleb, bei ihm in der Welt des Geistes entwickelt. Der Abiturient des Freiburger Bertholdgymnasiums begann sein Studium

nicht starr auf ein Fach gerichtet. Ohne Verlust an Tiefe zielte sein Eifer ins Breite. Mit Archäologie fing er an, Bibelforschung und Patrologie folgten, in Latein und Griechisch, Geschichte und Philosophie bestand er ein glänzendes Examen. Daneben besuchte er volkswirtschaftliche Vorlesungen, fand sich mit einer Zahl Kommilitonen, die sich allem Zwang und der Leitung einer studentischen Verbindung entzogen hatten, in einem philologischen Verein zur wöchentlichen Lektüre zusammen, aber auch zum Besuch von Fabriken, zu Verhandlungen mit Gewerkschaftlern, um die Soziale Frage kennenzulernen. Mit politischen Persönlichkeiten des damaligen Freiburg wie Theodor Wacker, Heinrich Hansjakob, Konstantin Fehrenbach, Josef Wirth und Josef Schofer hatte er Kontakt. Die Verbindung von Studium und politischer Schulung, die schon damals vor dem Ersten Weltkrieg an der sozialen Frage ansetzte, bildete die Vorbereitung für seine berufliche Tätigkeit am humanistischen Gymnasium und im Kultusministerium, vor allen Dingen später für die Übernahme der Verantwortung im politischen Leben.

Der dem sozialen Flügel des damaligen Zentrums zugezählte Wohleb wurde im Jahre 1933 von den Nazis „als gefährlicher Gegner, aber im Augenblick unentbehrlich“⁷⁾ eingestuft. Die Partei tastete sich in den Ministerien nur langsam vor und handelte zunächst nach den Grundsätzen einer bewährten Verwaltungspraxis, so daß es möglich war, in der Abteilung Höhere Schule bis gegen Ende 1933 größere Umwälzungen und Erschütterungen zu verhindern. Aber die Lage wurde unerträglich, als Anfang 1934 die erstarkende HJ die Schulverwaltung für ihre Zwecke in Anspruch nahm und die Partei kompromißlose Gleichschaltung zu betreiben anfang. Man schob Wohleb an die gerade verfügbare Stelle des Direktors einer verhältnismäßig kleinen Schule, des Gymnasiums Hohenbaden in Baden-Baden ab. Durch Vorträge aus der griechisch-römischen Kultur und der Stadtgeschichte konnte der Direktor, wie damals



Leo Wohleb
2. September 1888 — 12. März 1955

mancher Altphilologe, durch zeitgeschichtliche Parallelen im Damals das Heute zeigen und so, geschickt getarnt, kritisieren. Im kleinen Kreis stand er in Kontakt mit Hermes und Jakob Kaiser, auch zu dem Freiburger Neuhistoriker G. Ritter. Damit war die Verbindung zu den Männern des 20. Juli 1944 geschlossen. Hier plante man sofort nach Kriegsende auf überkonfessioneller Grundlage die Gründung der Badisch-Christlich-Sozialen Volkspartei. Der Weg Wohlebs ins politische Leben begann. Ministerialrat, Staatssekretär, Landtagspräsident, Staatspräsident

waren kurz hintereinander die Stufen dieses Weges.

Prof. Dr. Paul Weinacht gliedert die Zeit, in der Wohleb über den engeren Kreis seines Landes hinaus in Erscheinung trat, in drei Epochen:

Die Epoche vor Gründung der Bundesrepublik, in der die Ministerpräsidenten ihre staatsrechtlich größte Handlungsmacht besaßen in der Gestaltung ihrer Länder und maßgeblichen Anteil am gesamtdeutschen Schicksal nahmen. (1945—49) Die Epoche des Bundeslandes Baden, die ausgefüllt war vom

Kampf um die Abwendung des Südweststaates. (1949—52)

Die Epoche nach dem Ende der staatlichen Selbständigkeit Badens, in der Wohleb Missionschef der wiedereröffneten deutschen Gesandtschaft in Lissabon war und in der er vergeblich seine Rückkehr in die deutsche Politik betrieb, aber kompromißlos an der Revision der Entscheidung von 1952 festhielt, was durch das baldige Inkrafttreten des bisher von den Alliierten suspendierten Artikel 29 GG möglich war.⁸⁾ (1952/55)

Ebenso hatte es Wohleb hingenommen, von Adenauer nach 1952 als Gesandter ins ferne Lissabon statt, wie er es anstrebte, ins benachbarte Bern geschickt zu werden.⁹⁾

Lag dieses vergebliche Betreiben und teilweise Nachgeben an der ausgleichenden großzügigen und leutseligen, einfach badisch-liberalen Art dieses Mannes, der ideal-humanistisch gebildet war,¹⁰⁾ oder lag es an den tiefgreifenden Interessengegensätzen, die er schon um die Jahreswende 1945—46 in Freiburg vorfand? War er als Parteivorsitzender der Ausgleichskandidat zweier entgegengesetzter Gruppen, die sich nur auf ihn einigen konnten, weil er nicht mit einem der gegnerischen Lager identifiziert werden konnte. Es standen sich gegenüber eine Gruppe, die berufsständisch und streng föderalistisch in der Tradition der früheren badischen Zentrumsparterie dachte, und eine christliche Arbeitsgemeinschaft, die jede konfessionelle Abgrenzung überwinden wollte und eine Zusammenarbeit mit christlichsozialen Gruppen auch außerhalb Badens suchte. (Unionsgedanke)¹¹⁾ Dazu wurde schon damals nach Möglichkeiten gesucht, die den starken Männern im 2. Glied das Mitregieren erlaubte.

Deren Stunde schlug schon auf dem 2. Landesparteitag vom 18.—20. 4. 1947, als gegen Wohlebs Auffassung der Parteinamen in badische CDU umgeändert werden sollte und eine Unvereinbarkeitsbestimmung eingeführt wurde, die es einem Mitglied der Landesregierung unmöglich machte, gleichzeitig auch Landesvorsitzender der Partei zu sein. Seinen

beiden Nachfolgern schadete aber dann die Verbindung Landesvorsitzender—Staatsamt keineswegs. Ende des Jahres 1947 war der Namenswechsel vollzogen, die bisherige BCSV war Landesverband der CDU geworden. Dabei hatte Wohleb schon früh erkannt, daß eine selbständige Partei etwa in der Art der CSU in Bayern nicht abhängig war von einem Bundesvorsitzenden einer mächtigen Bundespartei, zumal wenn dieser Vorsitzende Dr. Konrad Adenauer hieß, der nach anfänglichem Zögern und dann nur noch 1952—53 wegen Reinhold Maier's Gegnerschaft ein unbedingter Gegner einer Wiederherstellung Badens war. Welche Möglichkeiten an Einfluß ein Landesvorsitzender auf opportunistische Anhänger besitzt, ist bekannt. „Eine kleinere, in der Partei nicht unmaßgebliche Gruppe arbeitete dem Staatspräsidenten . . . in der Badenfrage entgegen und brachte es fertig, daß die letzten Kabinette Wohlebs im wesentlichen nur noch über die Person des Staatspräsidenten in die Partei hineinstrahlten.“¹²⁾

Diese Badenfrage wurde entscheidend, als im Sommer 1948 mit der Währungsreform eine deutsche Staatenbildung auf der Basis der drei westlichen Besatzungszonen möglich wurde. Damit war „eine staatliche Neuordnung angeschlagen“ als Thema, „das für die vormalige badische Heimatpartei zu einer äußersten Belastung sowohl ihrer Bindekräfte als auch ihrer Identität führen sollte.“¹³⁾

Schon aus geographisch-wirtschaftlichen Gründen war eine Bereinigung der Ländergrenzen im deutschen Südwesten nötig, da wegen der Spannungen der Besatzungsmächte USA und Frankreich die Südhälften der früheren Länder Baden und Württemberg im Jahre 1945 von ihren industriell bedeutenden Nordhälften und den jeweiligen Landeshauptstädten Karlsruhe und Stuttgart getrennt waren. Dazu erzwangen die harten Auflagen Frankreichs, $\frac{2}{3}$ der Staatseinnahmen und hohe Lebensmittellentnahmen für die Besatzung, eine Veränderung der Lage durch eine Neugliederung, welche durch eine

Wiederherstellung der alten Länder oder durch einen Zusammenschluß beider erfolgen konnte. Was Wohleb dazu trieb, an der Wiederherstellung Badens so beharrlich festzuhalten, ist schon an dem oben beschriebenen Heimatbegriff und seinem Geschichtsbeußtsein sichtbar. Er hatte erkannt und teilweise selbst erlebt, daß das Land Baden seit 140 Jahren seine Aufgaben hervorragend erfüllt hatte und dadurch auch weiter erfüllen konnte. Was er über Föderalismus und Subsidiarität dachte, soll nachstehend angedeutet werden. Ganz entscheidend war für ihn sein Demokratieverständnis als Staatsform, deren Legitimation nur durch den Mehrheitswillen der auf ihrem Gebiet wohnenden Bevölkerung begründet werden kann. Diese hat zweimal, wenn man vom früheren Land Baden mit seiner Geschichte von 1806—15 ausgeht, mit klarer Mehrheit die Wiederherstellung Baden bezeugt. Durch ein Abstimmungsgesetz wurde sie durch eine Wahlbezirkseinteilung, die erst durch das Besatzungsdiktat 1945 möglich war, überstimmt. Das war für Wohleb eine Beugung des Rechts, und Recht mußte Recht bleiben.¹⁴⁾

Den Teilerfolg der Klage vor dem Verfassungsgesicht am 30. 5. 1956 und das erfolgreiche Volksbegehren vom September 1956 hat er nicht mehr erlebt. Er starb während der Deutschlandreise des portugiesischen Wirtschaftsministers in Bonn, den er trotz seines sich verschlechternden Gesundheitszustandes zu spät verließ, am 12. 3. 1955. Es bleibt offen, ob durch die Kraft seiner Persönlichkeit die Badener unter seiner Führung nicht hätten verhindern können, daß die Revision der Neugliederung von 1952 nach dem Urteil des BVG von 1956 und dem erfolgreichen Volksbegehren volle 14 Jahre bis 1970 verschleppt werden konnte. Eine konsequente Klärung und eine wohl schmerzliche Trennung von denen, die der „Macht des Faktischen“ sehr bald verfallen sind, wäre aber dafür die Voraussetzung gewesen.

Was bleibt, nachdem 1970 die Entscheidung in der Gebietsfrage gefallen ist, für uns heute

wichtig, nachdem wir deutlich genug an die Grenzen des Wachstums gestoßen sind und erfahren haben, daß das „Größere“ nicht immer auch das „Bessere“ ist?

In der schon mehrfach zitierten Schrift „Der andere politische Kurs“ legt uns Prof. Dr. Weinacht eine Reihe von Zügen Wohlebischer Politik vor, durch die das Bild dieses Mannes abgerundet und fruchtbar bleiben wird: Demokratie-Föderalismus und Subsidiarität — Europäische Union — Sozialpolitik. („Der andere politische Kurs“ S. 154—172)

Die beiden Wurzeln, aus denen er die Demokratie in Baden erneuern wollte, waren die liberale Selbstverwaltungsidee des Freiherrn vom Stein und die bodenständige demokratische Praxis schweizerischer Prägung. Er bereiste ständig das kleine Staatsgebiet, seine Staatskanzlei stand für jeden offen, Hilfen erfolgten unbürokratisch. Als badischen Geist hat er einmal „den Geist des Ausgleichwillens und der psychologischen Einfühlung bezeichnet.“¹⁵⁾ Diese Auffassung von Demokratie geriet in der vom Grundgesetz außer Artikel 29 und 118 grundsätzlich repräsentativen Form und durch die Verwaltung eines immer weiter ausgreifenden modernen Sozialstaates ins Abseits der Entwicklung. Dazu bevorzugten viele die Möglichkeit, „aus dem Füllhorn des im bundesdeutschen Wirtschaftswunders erblühenden Südweststaates politische und soziale Konflikte zuzuschütten.“¹⁶⁾

Wohleb gehörte von Anfang an zu den deutschen Ministerpräsidenten, die das Grundgesetz für einen Bund deutscher Länder föderalistisch gestalten wollten. Gegen de Gaulles Versuch, einen Staatenbund mit voller Souveränität des einzelnen Landes wie in der Zeit des Deutschen Bundes 1815—1866 durchzusetzen, wehrte er sich heftig. Das am Anfang des 19. Jahrhunderts zusammengefügte Land Baden hatte dabei für die Weiterentwicklung zum Deutschen Reich 1870—71 eine entscheidende Rolle gespielt. Eine solche historisch-politische Staatsbildung, die den Konsens der Geschichte gefunden hatte, bil-

dete für ihn die Möglichkeit, „das bloß Zweckhafte und Zweckmäßige zu überschreiten und eine Identifikation mit dem Land möglich zu machen.“¹⁷⁾

Aus der Verankerung in diesem Bewußtsein sah Wohleb als einer der ersten die deutsch-französische Verständigung als „den Schlüssel“, der „das Tor zur europäischen Union“ öffnen kann. „Dieses Europäertum lebte damals nicht nur aus der Hoffnung, die der Ertrinkende an den Strohalm knüpft, der ihm zugeworfen wird, vielmehr entfaltete sich in diesen Gedanken hinein die christlich-humanistische Idee, die ihn geistig durchdrungen hatte.“¹⁸⁾

Zum Föderalismus aus einer Rede am Anfang 1946: „Indessen, so sehr wir als Teil des deutschen Volkes an das Ganze denken, so wenig wollen wir einen Zweifel daran lassen, daß wir unbedingt auf dem Boden des Föderalismus stehen und deshalb als badische Volkspartei für den Neubau unseres Staates ein staatliches und kulturelles Eigenleben fordern, das die Notwendigkeit der Einigung in den Fragen, die alle deutschen Länder gleichmäßig betreffen, einschließt.“¹⁹⁾

Die Geschichte Europas zeigt deutlich genug, daß nur so alle Teile — kleinere und größere — sich zu einer Union bereifinden. Dazu sah er, daß Freiheit und Selbständigkeit der westlichen Demokratien in Europa nur gehalten werden können gegenüber dem Druck aus dem Osten durch eine solche Union.

Diese Einheit konnte nur in seiner Vielfalt geschaffen werden durch eine weitgehende Dezentralisation, die gebaut war auf dem Prinzip der Subsidiarität. Als Pfeiler dieser Einheit betonte er immer wieder „die Parallele zwischen der Bildung eines deutschen Föderativstaates aus den deutschen Ländern und der Bildung eines europäischen Föderativstaates aus den europäischen Staaten.“²⁰⁾ In einer Rede vom 24. 12. 48 formulierte er das so: „Ich habe seit je die Auffassung vertreten, daß bestehenden menschlichen Gemeinschaften grundsätzlich nur solche Rechte und Aufgaben zugunsten der größeren und weiteren

Gemeinschaften entzogen werden dürfen, die sie wahrzunehmen und durchzuführen vernünftigerweise nicht selbst in der Lage sind. Ich glaube, daß dieser im Naturrecht, in der Erfahrung und in der Vernunft begründete Satz es verdient, sehr ernst genommen zu werden . . . Ein deutscher Bundesstaat könnte hier in gewisser Beziehung ein Vorbild für die künftige europäische Union werden.“²¹⁾ Und wie wurde in diesem Zusammenhang sein Festhalten am Lande Baden verkannt, indem man ihm vorwarf, er verhindere damit einen großen europäischen Zusammenschluß.

Seine Sozialpolitik gehört wohl zu dem, was für uns heute besonders bemerkenswert ist, weil sie nicht unter „den Verdacht unbedachter oder schlaue kalkulierter Subventionierung der wirkungsvollsten Bittsteller“ geriet.²²⁾ In der besonders durch Wohleb gestalteten Verfassung vom 18. 5. 1947 wurden Grundrechte neben Grundpflichten festgestellt. Darin finden sich neben wichtigen Anliegen, wie sie schon in der Weimarer Zeit formuliert waren, auch Sätze, die man in dieser Art vergeblich in anderen Verfassungen sucht. „Das Leben der Familie soll sich frei von äußerem Zwang und störenden Eingriffen entfalten. Die der Familie gewidmeten häusliche Arbeit der Frau wird der Berufsarbeit gleich geachtet.“ (Artikel 21)

Der Zugewinnanteil des in der Ehe erworbenen Vermögens für die Frau und die Erziehungsbeihilfen für begabte Kinder minderbemittelter Eltern wurden in dieser Verfassung schon gesichert. Was uns heute bei der Arbeitsplatzverteilung so bedrückt, wurde damals verfassungsrechtlich abgesichert. „Jedermann hat ein Recht auf Arbeit.“ (Artikel 37) Die Arbeit wird zur sittlichen Pflicht erhoben und gegen Mißbräuche, Ausbeutung, Betriebsgefahren und gesundheitliche Schädigungen zu schützen gesucht. Hier findet sich ein Satz, der durch die Wärme seiner Aussage auffällt: „Die Arbeitsbedingungen müssen so beschaffen sein, daß die Gesundheit, die Würde, das Familienleben und die

kulturellen Ansprüche des Arbeitnehmers gesichert sind.“ (Artikel 41)

Ein Sondergut der badischen Verfassung war die Eingliederung der politischen Parteien in den Staat und die Standortbestimmung der Opposition. Die Weimarer Verfassung hatte keine ähnlichen Regelungen getroffen, und auch das Grundgesetz der Bundesrepublik kam über Andeutungen nicht hinaus. Dagegen steht in der badischen Verfassung: „Parteien müssen sich als mitverantwortlich für die Gestaltung des politischen Lebens und für die Lenkung des Staates fühlen, gleichgültig ob sie an der Bildung der Landesregierung mitbeteiligt sind oder zu ihr in Opposition stehen. Haben sie sich an der Bildung der Regierung beteiligt, so ist es ihre Pflicht, das Interesse des Landes über das Interesse der Partei zu stellen.“ (Artikel 120) Das sind Sätze, die in den letzten Monaten für uns zum Problem geworden sind.

Es entstand das Bild einer Gesellschaft jenseits von Kapitalismus und Kollektivismus auch jenseits aller zu weit getriebenen Befürsorgung durch den Staat. Ständische Ordnungselemente durch Selbsthilfeeinrichtungen oder genossenschaftliche Zusammenschlüsse sollten das Gegeneinander beenden. Wohleb stand dem Ahlener Wirtschafts- und Sozialprogramm der CDU sehr nahe, begrüßte zwar den Abbau der Zwangsbewirtschaftung durch Erhard, spürte aber gleich bei der Währungsreform die durch sie entstandene Herausforderung für eine gerechte Sozialordnung, weil neue wirtschaftliche Privilegien entstanden waren.

Ein Gewerkschaftsblatt schreibt in seinem Nachruf über den Verstorbenen²³⁾ „Wir erinnern uns der Besorgnisse auch sozialdemokratischer Gewerkschaftler Südbadens, welche während des Kampfes um den Südweststaat sich besorgt fragten, ob die Vorzüge der Wohlebschen Sozialgesetze auch im vergrößerten Heimatland bleiben würden... Wir wollen hervorheben, daß er... trotz eines nur durch listige Manipulationen zu meisterten Haushaltsdefizites es stets verstan-

den hatte, in seinem Ländchen eine Sozialpolitik zu treiben, der es in den Leistungen an die Berechtigten und in der Landesgesetzgebung gelang, das Beispiel größerer und bei weitem reicherer Länder wesentlich zu übertreffen.“

Wenn auch die sozialen Umstände im südbadischen Land damals keine allzu großen Verwerfungen aufwiesen und sein soziales Gefüge durch eine glückliche Siedlungsstruktur „geradezu ideal anzusehen war und, aufs Jahr 1952 bezogen, im gesamten Bundesgebiet die höchste Sparquote“²⁴⁾ aufwies, sollten Wohlebs Grundsätze für uns wichtig bleiben. Denn sicher ist die Zeit dauernden Fortschritts und immer höherer Steuerzuflüsse vorbei. Wir sind schon aus ökologischen Zwängen an die Grenzen des Wachstums gestoßen. Aus dem Füllhorn des Staates können nicht weiter immer größere Gruppen mit immer größer werdenden Leistungen zufriedengestellt werden. Bei der Arbeitsplatzverteilung und der Alterssicherung kommen Verzichte auf uns zu.

Dann gewinnen Grundsätze: Selbsttätigkeit, Hilfe besonders für die, die zu selbsttätigem Leben noch nicht oder nicht mehr Fähigen nach dem Prinzip der Subsidiarität, Gestaltung des politischen Lebens aus dem Erlebnis einer landsmannschaftlichen Verbundenheit, die geformt wird aus ihrem unmittelbaren Umfeld, eine neue Bedeutung. Eine weite, nach allen Seiten offene Stromlandschaft prägt andere Auffassungen als ein enges, nur auf einen Punkt ausgerichtetes Flußbecken. So gesehen, sollte Leo Wohleb beachtet bleiben.

Literatur zu Leo Wohleb:

1) „Leo Wohleb — 1888—1955“ Zum 10. Todestag am 12. 3. 1965 — Zusammengestellt von seiner Frau — Badenia Verlag Karlsruhe 1965 Hier zitiert: „Leo Wohleb 1888—1955“

2) „Humanist und Politiker“ Leo Wohleb — Der letzte Staatspräsident des Landes Baden — Gedenkschrift zu seinem 80. Geburtstag am 2. 9. 1968 — Herausgegeben von Hans Maier und Paul-Lud-

wig Weinacht — F. H. Kerle Verlag — Heidelberg 1969

Hier zitiert: „Humanist und Politiker“

³⁾ „Leo Wohleb — der andere politische Kurs“ Dokumente und Kommentare — Herausgegeben von Paul-Ludwig Weinacht — Verlag Rombach Freiburg 1975

Hier zitiert: „Der andere politische Kurs“

⁴⁾ „Ursprung und Entfaltung christlicher Demokratie in Südbaden“ Paul-Ludwig Weinacht und Tilman Mayer — Eine Chronik 1945—81 — Thorbecke 1982 (im Anhang Text und Kommentar der Verfassung Badens vom 19. 5. 1947)

Hier zitiert: „Ursprung und Entfaltung“

5. Neuerscheinung Herbst 1988

„Gelb-Rot-Gelbe Regierungsjahre“ — Gedenkschrift zu seinem 100. Geburtstag am 2. 9. 1988 — Herausgegeben von Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht — regio Verlag Glock und Lutz — Sigmaringendorf 1988

Anmerkungen:

^{1) + 2)} „Der andere politische Kurs“ S. 152 — Dazu aus der Gedenkrede des Ministerpräsidenten L. Späth für K. G. Kiesinger dessen Zitat: „Hier ging es darum, einer älteren Tradition (Herzogtum Schwaben) zum Durchbruch zu verhelfen.“

³⁾ Wilhelm Hausenstein — Badenerland, Karlsruhe — Mai 1953 — 1. Jahrg. Nr. 1 Deckblatt-Rückseite

⁴⁾ Karl S. Bader Über das Geschichtsbewußtsein Leo Wohlebs in „Humanist und Politiker“ S. 41/42

⁵⁾ „Leo Wohleb 1888—1945“ S. 3 — auch abgedruckt in Bad. Heimat — 32. Jahrg. 1952 Heft 2/3 S. 78 „Aus meinem Leben“ — Erinnerungen von L. W. Altstaatspräsident

⁶⁾ Reinhold Schneider „Auftrag der Heimat“ Badenerland — Karlsruhe — Mai 1953 — 1. Jahrg. Nr. 1, S. 11

⁷⁾ „Leo Wohleb 1888—1955“ S. 12

⁸⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 149 Artikel 29 GG trat am 5. 5. 1955 in Kraft. Er sollte das Bundesgebiet neu gliedern, vor allem den Gebieten, die durch die Beschlüsse der Alliierten 1945 ohne Zustimmung ihrer Bewohner verändert wurden, eine neue Entscheidung ermöglichen. Trotz seiner klaren Bestimmungen konnte erst nach einer Grundgesetzänderung 1970 eine erneute Abstimmung das Problem lösen. Zur Rückkehr Wohlebs in die Politik: „Ursprung und Entfaltung“ S. 245/248

⁹⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 150

¹⁰⁾ Getreu seiner klassischen Bildung hielt Wohleb die Rechtssprechung für neutral und gerecht. Er sprach von der Majestät des Rechts. So unterließ er es, vor dem Urteil des BVG zum II. Neugliederungsgesetz 1951 einen Richter als befangen zu erklären, weil er nicht glauben konnte, daß Urteile von der Zusammensetzung des jeweiligen Entscheidungsgremiums abhängen können.

¹¹⁾ „Ursprung und Entfaltung“ S. 38/44.

¹²⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 150 Zur Gegnerschaft Adenauer—Maier (FDP) M. hatte Ende 1951 die erste Südweststaatsregierung gegen die CDU gebildet. Dazu verzögerte er über den Bundesrat Adenauers Europapolitik.

¹³⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 240/244

Hier wird zu erklären versucht, weshalb die südbadische CDU, obwohl $\frac{2}{3}$ des Landesausschusses am 11. 8. 1951 für die Wiederherstellung Badens stimmte und die bisherige landespolitische Neutralität für beendet erklärte, sich dann doch wieder selbst neutralisierte.

¹⁴⁾ „Ein Gruß aus Lissabon“ von Staatspräsident a. D. Leo Wohleb — Badenerland, Karlsruhe, Mai 1953, 1. Jg. Nr. 1 — S. 1/2

Zu den Abstimmungsgesetzen 1950/51: Das Abstimmungsgebiet war in 4 Abstimmungsbezirke eingeteilt. Die Mehrheiten in 3 Bezirken überstimmten den 4. Die Zusammenzählung nach den früheren Ländern ergab für Baden in beiden Abstimmungen eine klare Mehrheit. Im 2. Urteil des BVG gegen die Klage Badens hieß es dann, ein objektiver Verstoß gegen den Gleichheitsgrundsatz genüge nicht, es müsse der Nachweis dazu kommen, daß die Beteiligten sich der Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes bewußt waren. („Im Widerspruch zur Rechtssprechung und Rechtslehre.“ E. Richter, Badenerland, 1953, Nr. 1, S. 3)

¹⁵⁾ Dr. H. Kopf in „Humanist und Politiker“ S. 142

¹⁶⁾ „Ursprung und Entfaltung“ S. 247

¹⁷⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 159

¹⁸⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 163/64

¹⁹⁾ „Humanist und Politiker“ S. 173

²⁰⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 165

²¹⁾ „Humanist und Politiker“ S. 187

²²⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 166

²³⁾ Südwestrundschau, Freiburg — zitiert in: Badenerland, Karlsruhe — März 1955 — 3. Jg. Nr. 3 — S. 7

²⁴⁾ „Der andere politische Kurs“ S. 168

Zum 100. Geburtstag Leo Wohlebs ist erschienen:

Paul-Ludwig Weinacht (Hg)
Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre
Badische Politik nach 1945

regio verlag Gluck und Lutz, Sigmaringendorf

Fakten und Tatsachen zur Abwägung

Reg.-Baudirektor a. D. Egon Kunz, Freiburg

Die Verhandlung des Verwaltungsgerichtshofes (VGH) Mannheim anlässlich des Lokaltermins in Oberlauchringen zur Abweisung der gegen die planfestgestellten Autobahntrasse eingereichten Klage hat in schockierender Deutlichkeit erkennbar gemacht, daß einerseits versucht wurde, mit utopischen Verkehrszuwachsprögnosen für einen Autobahnverkehr dem Autobahnbau die hierfür allgemeinen gültigen Bemessungsmaßstäbe zu liefern, andererseits aber diese vom Gericht gar nicht entscheidend bewertet wurden. Als „maßgeblicher Entscheidungsgrund“ sah der VGH — nach der mündlichen Erörterung — den gesetzlich bindenden „Bundesverkehrs-Wegeplan“ an, in dem das Bundesverkehrsministerium (BMV) Verkehrsdaten einsetzte, die ganz offensichtlich „aus der Luft gegriffen“ sein mußten, denn sie entbehren jeder realen Grundlage, was im Folgenden bewiesen werden kann.

Die Entscheidungen über den Bau von Autobahnen erfolgte bisher erstrangig nach den vorhandenen, auch nachgewiesenen Verkehrsüberlastungen von Bundesstraßen und erst zweitrangig nach raumplanerischen Zielsetzungen, etwa zu verlagernder oder neu anziehender Verkehrsströme und zur Strukturverbesserung unterentwickelter Gebiete. Da die Zeiten wirtschaftlicher Expansionen vorbei sind, können kostenträchtige Autobahneubauten dazu keinen nachweisbaren Effekt liefern. Die Bodenseeaubahn und andere liefern dazu genügend Beweise. Somit bleiben nur noch „Verkehrs-Fakten“ zur Begründung übrig.

A: Verkehrsverhältnisse

Zur Ermittlung von Verkehrs-Daten wurden von verschiedenen Gutachtern und Verkehrs-

planungsbüros in den letzten zehn Jahren Verkehrszählungen durchgeführt. Des Weiteren veröffentlicht das Land Baden-Württemberg alle fünf Jahre eine amtliche Verkehrsstärkenkarte. Die Planfeststellungsbehörde (PFB) bezieht sich in ihren Planfeststellungen auf fünf Gutachter, die durch neun Untersuchungen an den verschiedensten Orten den täglichen Verkehr ermittelt und daraus Schlüsse ziehend, gewisse Zukunftsprognosen aufstellten. Da deren Ergebnisse zu sehr voneinander abwichen, beauftragte die PFB das Büro „Bender-Stahl“ zur Erstattung eines Obergutachtens. Eigene Zählungen führte dieser Obergutachter am Hochrhein selbst nicht durch, sondern nur an Zählstellen außerhalb, um den etwaigen Fernverkehr, der bisher das Hochrheingebiet nicht durchfuhr, zu erfassen. Das Ergebnis dieses Obergutachtens übernahm die PFB — zusammen mit den Angaben des Bundesverkehrs-Wegeplanes — als Grundlage der Planrechtfertigung.

Aufgrund meiner örtlichen Kenntnisse aus einer über 30jährigen Tätigkeit am Hochrhein waren mir nicht nur die Verkehrsverhältnisse, sondern auch die Verkehrsstrukturen hinreichend bekannt, um zu behaupten, daß am Hochrhein ein nur sehr geringer, autobahnwürdiger Fernverkehr vorhanden ist. Um diesen Beweis zu erbringen, wurde vom Schwarzwaldverein, dem BUND und mehreren Bürgerinitiativgruppen unter meiner Leitung mit über 300 Personen am 27. September 1984 von 6.00 bis 22.00 Uhr in Degerfelden, Nollingen, Schwörstadt, Bad Säckingen, Laufenburg, Waldshut-West und Waldshut-Ost eine Verkehrszählung durchgeführt. Erstmals in Deutschland erfolgte diese Zählung mit Erfassung aller „Amtlichen Kennzeichen“. Damit konnte der „örtliche Nahverkehr“ durch Registrierung der Kennzeichen

LÖ = Lörrach und WT = Waldshut, sowie der Durchgangsverkehr und Fernverkehr mit Aufnahme aller übrigen amtlichen Kennzeichen festgestellt werden.

Die „quantitativen Daten“ stimmen weitgehendst mit denen der amtlichen Verkehrsstärkenkarte des Landes von 1985 überein. Die qualitativen Angaben sind jeweils durch doppelte Zählung auf Tonbänder äußerst genau. In Tabelle 1 sind die Daten der Verkehrsstärkenkarte und die der Zählung des Schwarzwaldvereins gegenübergestellt. Ferner wurde der anteilige Fern- und Durchgangsverkehr — ermittelt nach den amtlichen Kennzeichen — ausgewiesen. Diese Daten der Spalten 6 und 7 sind eindeutig exakt ermittelte Verkehrsmengen, die vom heutigen auf 1995 hochgerechnet auf die Autobahn verlagert werden könnten. Darin sind anteilmäßig auch die Verkehrsmengen enthalten, die als Durchgangsverkehr von einer Autobahnanschlußstelle bis zur nächsten die Autobahn „wahrscheinlich“ benutzen werden.

Erkenntnisse

Die Verkehrsbelastungen der Ortsdurchfahrten von Schwörstadt, Bad Säckingen, Murg und Laufenburg sind erheblich größer als die von Degerfelden, Rheinfeldern und Nollingen. Für diese Ortschaften wäre eine beschleunigte Umgehung oder Unterfahrung dringlicher geboten. Der Bauabschnitt A 98 Rheinfeldern/Karsau mit seinem teuersten Bauwerk und einem Kostenaufwand von rund 250 Millionen Mark gehört zurückgestellt und nur die Umgehung Degerfelden angestrebt.

Den tatsächlich *vorhandenen und möglichen Autobahnverkehr* liefern die Verkehrsdaten von Nollingen als „Ausgangs- und Eingangsstation“. Da in diesen Daten auch noch ein erheblicher Industrie-Zugangs- und Abgangsverkehr mit rund 20 Prozent enthalten ist, ergibt sich für das Prognosejahr 1995 ein nachweisbarer, auf die Autobahn verlagerungsmöglicher Verkehr von nur 4100 Kraftfahrzeugen.

Tabelle 1: Nachweisbarer Gesamtverkehr auf B 316—34—314 in 24 Stunden

Zählstellen	nach Verkehrskarte Baden-Württemberg		nach Schwarzwaldverein und anderen		anteiliger Fernverkehr	Durchgangs- verkehr	verlagerbarer Autobahn- verkehr
	1985	1995	1984	1995	1995	1995	1995
1	2	3	4	5	6	7	8
I Weil A 5	18 726	21 535	—	—	—	—	—
II Waldhof A 98	9 098	10 428	—	—	—	—	—
III Degerfeld B 316	—	—	8 613	9 905	3 200	3 500	6 700
IV Nollingen L 142	5 374	6 798	5 547	6 380	2 400	1 700	4 100
V Rheinfeldern B 316	6 596	7 585	—	—	—	—	—
VI Schwörstadt B 34	10 470	12 040	9 518	10 945	3 200	2 900	6 100
VII Bad Säckingen	14 907	17 143	11 788	13 556	3 400	3 000	6 400
VIII Laufenburg B 34	11 833	13 608	11 027	12 681	3 600	3 000	6 600
IX Waldshut-W B 34	19 599	22 540	19 042	21 990	4 200	3 400	7 600
X Waldshut-O B 34	17 301	19 896	20 290	23 333	4 200	3 000	7 200
XI Lauchringen B 314	7 469	8 590	—	—	—	—	—
XII Lauchringen B34	9 230	10 614	—	—	—	—	—

Die Hochrechnung auf den Verkehr zu 1995 erfolgte mit einem Zuschlag von = 15%

Tabelle 2: Allgemeine Verkehrs-Struktur des Hochrheinverkehrs: Tagesverkehr über 24 Std.

Zählort	Fahrzeuge nach dem amtlichen Kennzeichen 1984						
	LÖ	WT	KN	CH	A	S	
Gesamt							
1							
III Degerfelden	<u>5 501</u> 64%	<u>792</u> 9%	<u>65</u> 0,5%	<u>308</u> 3,5%	<u>156</u> 2%	<u>1 791</u> 21%	<u>8 613</u> 100%
IV Nollingen	<u>3 342</u> 60%	<u>857</u> 15%	<u>39</u> 0,5%	<u>140</u> 2,5%	<u>54</u> 1%	<u>1 125</u> 21%	<u>5 547</u> 100%
VII Bad Säckingen	<u>1 158</u> 10%	<u>8 608</u> 73%	<u>115</u> 1%	<u>263</u> 2%	<u>104</u> 1%	<u>154</u> 13%	<u>11 788</u> 100%
IX Waldshut-West	<u>11 472</u> 75%	<u>545</u> 3,5%	<u>116</u> 0,5%	<u>189</u> 1,5%	<u>2 304</u> 15%	<u>589</u> 4%	<u>15 215</u> 100%

Nach Verkehrszählung des Schwarzwaldvereins – BUND-Bürgerinitiativen am 27. 9. 1984

Tabelle 3: Verkehrs-Strukturen aus den nördlichen und östlichen Regionen an der Zählstelle Waldshut-Ost. Gesamtverkehr 1987 = 20 290 Kfz/24 h

KN	S	VS	RT	RV	BL	LB	SIG	UL	BC	TUT	RW	TÜ	BB	ES
292	70	74	29	29	28	36	24	15	14	79	46	31	18	40

Gesamter Ostverkehr 1984 = 925 Kfz

Gesamter Ostverkehr 1995 = 1140 Kfz

B: Verkehrsstrukturen

Durch die Registrierung aller amtlichen Kennzeichen bei der vom Schwarzwaldverein und anderen durchgeführten Verkehrszählung kann eindeutig und beweiskräftig der Orts- und Nahverkehr durch die Kennzeichen LÖ und WT, der Durchgangsverkehr zwischen dem Raum Lörrach und Waldshut durch die beiden Kennzeichen und schließlich der Fernverkehr über alle in- und ausländischen Kennzeichen ermittelt werden.

Für die „Einzelbewertung“ wurde der Fahrzeugverkehr mit den Kennzeichen KN = Konstanz, CH = Schweiz, A = Ausländer und S = sonstige sowie alle Fahrzeuge aus den nördlichen und östlichen Regionen hinter Waldshut ermittelt. Sie sind in den Tabellen 2 und 3 aufgeführt.

Erkenntnisse

- Der Orts- beziehungsweise Nahverkehr liegt zwischen 60 und 75 Prozent und ist eindeutig Berufsverkehr zwischen den Wohnorten und den Arbeitsstätten. Dieser Verkehr ist daher niemals ein „Autobahnverkehr“.
- Der Durchgangsverkehr zwischen dem Raum Lörrach/Rheinfelden und dem Raum Waldshut ist unbedeutend, ja schockierend gering. Er beträgt in Degerfelden nur neun Prozent mit 792 Kraftfahrzeugen und in Waldshut nur vier Prozent mit nur 589 Kraftfahrzeugen. So gering ist die wirtschaftliche und persönliche Verflechtung dieser beiden Mittelzentren im Hochrheingebiet selbst!
- Der Verkehrsanteil der Schweiz (CH) mit 116 bis 189 Kraftfahrzeugen ist ebenso gering wie der der Ausländer (A) mit nur ein bis zwei

Prozent Gesamtanteil. Jedwede Prognose eines nennenswerten „Fernverkehrs“ entbehrt daher jeder sachlichen und realen Grundlage. Es gibt am Hochrhein keinen Verkehr aus Frankreich — England — Österreich, aus der fiktiven Paris-Wien-Verbindung.

● Von besonderer Bedeutung war auch die Ermittlung des Regionalverkehrs aus den Regionen nördlich und östlich von Waldshut. Diese Verkehrsströme können ein Bild über die wirtschaftliche und persönliche Verbindung mit dem Hochrheingebiet abgeben und Hinweise dafür liefern, wie groß der Anteil sein könnte, wenn eine Autobahn-Quer Verbindung zwischen der Bodensee- und der Rheintalautobahn besteht.

Dabei würde es sich um den sogenannten Neuverkehr, als Ziel- und Quellverkehr nach der Definition des Obergutachters Bender-Stahl handeln.

● Der Fernverkehrsanteil aus den östlichen Regionen mit 925/1140 Kraftfahrzeugen beträgt nur 4,5 Prozent und kann deshalb niemals zur Rechtfertigung einer „Ost-West-Autobahn“ benutzt werden.

● Da außer den Fahrzeugen mit dem Kennzeichen S-LB-ES mit zusammen 146 Kraftfahrzeugen alle anderen heute schon die B 314—34 und 316 benutzten, kann kein nennenswerter „verlagerungsfähiger Neu-Fernverkehr“ geltend gemacht werden, wie dies mit unrealistischen Prognosen des Obergutachters der PFB versucht wird.

C: Verkehrsprognosen zur amtlichen Planrechtfertigung der Autobahn A 98

1. Einzelgutachten:

Der von der PFB beauftragte „Obergutachter Bender-Stahl“ sollte aus den nicht übereinstimmenden Verkehrsgutachten:

- a) Jsbarry mit Untersuchungen von 1968
- b) Schaechterle mit Untersuchungen und Gutachten von 1969 — 1973 — 1976
- c) Büro für Planung und Ingenieurtechnik mit Untersuchungen von 1978

d) Büro Strecker mit Untersuchungen von 1979 und 1983

d) Bender-Stahl mit Untersuchungen aus 1983 und 1984

f) Institut für Verkehrswirtschaft der Uni Hannover von 1982

ein quasi „Resumee-Gutachten“ erstatten, da der Obergutachter selbst auf dem Abschnitt „Rheinfeldern — Waldshut“ keine eigenen Messungen vorgenommen hatte.

2. Verkehrsdaten aus dem Bundesverkehrswegeplan

Die vom Obergutachter aus dem Bundesverkehrswegeplan des Bundesverkehrsministers entnommenen Daten stammen aus einer sogenannten „Netzberechnung für Bundesstraßen“, deren Ermittlung und Berechnung nicht nachvollziehbar ist und daher auch nicht überprüft werden kann. Die mit dieser „Abhandlung“ bewiesenen Tatsachen und Fakten sprechen diesen Verkehrsdaten des BMV jede Glaubwürdigkeit ab. Dazu mußte sich auch der Obergutachter in seinem Ergänzungsgutachten adäquat äußern.

3. Harmonisierte Verkehrsdaten-Ermittlung:

Um die einzelnen Verkehrsgutachten zu bewerten, wurden diese sozusagen harmonisiert, das heißt auf einheitliche Basis umgerechnet nach:

- a) Prognosejahr 1995
- b) Dimensionierung auf 24 Stunden
- c) Ausbaustandard einer vierspurigen Autobahn.

Aus Tabelle 4 sind die harmonisierten Verkehrsdaten zu entnehmen. Dabei handelt es sich um den Verkehr, der im Jahre 1995 auf die Autobahn gelangen würde, neben dem verbleibenden Verkehrsanteil des Ortschafts-Nahverkehrs auf den Bundesstraßen. Zum Vergleich wurde der schon in der Tabelle 1 Spalte 8 von mir ermittelte „verlagerbare Autobahnverkehr“ gegenübergestellt.

4. Prognostizierte Verkehrs-Zuschläge:

Neben der Harmonisierung versuchte der Obergutachter ganz offensichtlich zur Stützung der überhöhten Verkehrsdaten des Bun-

desverkehrswegeplanes durch folgende Zuschläge den zu erwartenden Autobahnverkehr aufzustocken:

a) für einen zusätzlichen Neuverkehr als „Fern- und Zielverkehr“

der laut Gutachter infolge des Autobahnbaues durch Zunahme der Attraktivität entstehen würde, wie beispielsweise

- überdurchschnittliches Wirtschaftswachstum
- Vergrößerung des Einzugsbereichs
- Veränderung der Pendlerströme
- Veränderung des Freizeitverkehrs.

Da dieser Neuverkehr nicht ermittelt noch nach Modellrechnungen erfaßbar sei, wurden die Verkehrsverhältnisse vor und nach dem Ausbau der Autobahn A 6 zwischen Nürnberg und Heilbronn herangezogen und daraus folgende Zuschläge prognostiziert

- acht Prozent für einen zusätzlichen Fernverkehr, das sind etwa 1050 Kraftfahrzeuge pro Tag
- zwölf Prozent für einen zusätzlichen neuen Fern-Ziel/Quellenverkehr mit etwa 970 bis 3000 Kraftfahrzeugen am Tag

b) für einen zusätzlichen „verlagerbaren Fernverkehr“

der laut Gutachter durch Änderungen der Routenwahl sowohl innerhalb als auch außerhalb des Hochrheingebietes entstehen würde und auch Verkehr, der bisher weiträumig das Gebiet umfahren müßte. Hierfür setzte der Obergutachter einen weiteren Zuschlag von 3720 bis 4620 Kraftfahrzeugen, je nach Einzelgutachter, an. Daraus ergeben sich die in Tabelle 4 mit und ohne Zuschläge prognostizierten „Autobahnverkehrsbelastungen“ zu 1995.

Erkenntnisse

- Trotz der vorgenommenen Harmonisierung weichen die einzelnen End-Daten soweit voneinander ab, daß ihre Wertangaben zu bezweifeln sind.
- Die Verkehrsbelastungen auf der A 98 und A 861 (Querspange zum Rhein) wären höher als auf der gesamten Rheintal-Autobahn bei Weil, eine absolute Utopie!

Tabelle 4: Gutachter-Prognosen des Autobahnverkehrs 1995 (ohne Bundesstraßen-Verkehr)

Zählstelle Autobahn- abschnitt	Mit Ausgangswerten 1995 + mit Zuschläge der Gutachter:					
	Schächterle	Stricker	Uni Hannover	Bender	Bundes- wegeplan	Kunz
Degerfelden	15 620	12 600	39 700	—	24 883	6 700
	22 700	20 700	39 700	—	28 930	10 000
Nollingen Karsau	4 400	7 850	31 900	—	12 646	4 100
	10 140	16 300	31 900	—	15 190	5 000
Schwörstadt	6 200	7 600	28 500	—	12 646	6 100
	12 160	15 110	28 500	—	15 190	7 000
Laufenburg	8 700	7 900	30 800	—	—	6 600
	16 870	15 870	30 800	—	—	7 500
Waldshut-W.	11 650	—	30 000	—	—	7 600
	18 280	—	30 000	—	—	9 000
Lauchringen	12 350	—	19 300	9 750	19 869	—
	19 050	—	19 300	17 540	23 900	—

Diese Autobahn-Verkehrsdaten basieren auf einer durchgehenden Autobahnverbindung Lörrach—Singen

● Ähnliche Verhältnissungleichen bestehen für die Bereiche Schwörstadt, Laufenburg und Waldshut.

D: Ergänzendes Obergutachten Bender-Stahl von 1987

Aufgrund der Klagebegründungen zu den beiden planfestgestellten Autobahn-Ab-schnitten in Rheinfeldern und Lauchringen gegen die von der PFB angenommenen Verkehrsdaten war die PFB gezwungen, ein Ergänzungsgutachten anlässlich der Ortsverhandlung des VGH in Lauchringen nachzu-reichen.

Dieses Gutachten revidiert nicht nur generell die inzwischen wohl selbst als zu hoch er-kannten Verkehrsdaten, sondern differen-ziert nunmehr auch nach der inzwischen im Planfeststellungsbeschluß vorgenommenen Reduzierung auf nur eine Fahrbahn, also nur zweispurig wie eine Bundesstraße, wie auch nach den erheblichen Folgen des Ausbau-endes der Autobahn bei Lauchringen und deren Fortsetzung als Bundesstraße durch das Wutachtal.

Damit verliert die nur „halbe Autobahn“ jed-wede Attraktivität und vor allem Fahrsicher-heit, Fahrverbesserung und Schnelligkeits-wirkung.

Die im Erstgutachten angesetztten und ermit-telten Verkehrsdaten (siehe Tabelle 4) wur-den beziehungsweise mußten sachgerecht auf die neuen Planungsfälle umgerechnet und re-duziert werden. Dabei spielt nur noch der tat-sächlich mögliche Planungsausbau der halben Autobahn bis Lauchringen eine Rolle.

Danach ergeben sich erhebliche Abstriche, wobei das Ergänzungsgutachten die über-setzten Prognosedaten des Bundesverkehrs-wegeplanes und die der Uni Hannover gar nicht mehr ausgewertet hat.

Feststellungen

● Die reduzierten Prognosedaten, bezogen auf den nur halben Autobahn-Ausbau bis

Oberlauchringen liegen erheblicher unter den früheren Gutachterdaten, aber immer noch weit über den realen Werten, ermittelt aus den Verkehrszählungen des Schwarzwald-vereins und anderen.

● Die reduzierten Verkehrsprognosedaten liegen in einem Frequenzbereich, die durch eine zweibahnige Bundesstraße jederzeit be-wältigt werden können.

Die maximalen stündlichen Verkehrsbe-lastungen am Hochrhein liegen außer der Zähl-stelle Waldshut-Ost (zwischen Waldshut und Tiengen, also innerhalb des städtischen Ver-kehrsbereichs) weit unter den Leistungsdaten einer Hochrheinschnellstraße nach den Aus-baukriterien B. II — c 4 m mit = 20,00 m brei-tem Ausbauquerschnitt.

Der Ausbau einer Autobahn ist deshalb auch mit diesem Nachweis nicht zu rechtfertigen.

Zusammenfassende Wertung:

1. Die von der Planfeststellungsbehörde zur „Planrechtfertigung“ verwerteten Verkehrs-prognosen sind nicht nur unrealistisch, son-dern auch nachgewiesenermaßen falsch. Es wurden vage Daten und Annahmen getrof-fen, teilweise doppelt verwertet und auf Aus-gangswerte gesetzt, die noch den überwie-genden Anteil des Orts-Nahverkehrs enthal-ten, der nach wie vor auf den Bundesstraßen verbleiben wird.

2. Die Grundlagen des Bundesverkehrswege-planes sind nichtig geworden, weil inzwi-schen die Planfeststellungsbehörde den Auto-bahnbau nur noch bis Lauchringen und auch nur noch als „Halbautobahn“ für rechtlich durchsetzbar hält.

Damit sind alle Prognosen, Verkehrsannah-men und Zielsetzungen für eine Querverbin-dung vom Rheintal zum Bodensee durch eine Autobahn illusorisch geworden. Eine neue „Netzberechnung“ des BMV ist deshalb ebenso fällig, wie auch eine Revision des Bun-desverkehrs-Wegeplanes durch den Ver-kehrsausschuß des deutschen Bundestages.

Tabelle 5: Gutachter-Prognosen bei halbem Autobahnausbau bis Lauchringen (für Prognose-Jahr 1995)

Zählstelle Autobahnabschnitt	Vorgutachten Prognose	Ergänzungsgutachten Prognose nach Planungsfall - 3	Kunz Prognose
Lörrach-Rheinfelden	20 700—22 700	keine Angaben	10 000
Rheinfelden-Wehr bei Schwörstadt	10 600—12 700	7 560	7 000
Laufenberg	16 550—19 850	11 450—12 660	7 500
Waldshut-West	20 000—24 000	15 300—18 930	9 000
Waldshut-Ost	22 000—26 400	17 700—21 330	—

Nach Ergänzungs-Gutachten: Bender-Stahl.

3. Weder die derzeitigen noch die künftigen Verkehrsdaten rechtfertigen im Hinblick auf den Bevölkerungsschwund der Bundesrepublik bis zum Jahr 2020, dem Jahr der frühesten Fertigstellung der halben Autobahn, bis Lauchringen den Bau einer zusätzlichen Autobahn an Stelle einer Schnellstraße.

4. Ein Umbau der Bundesstraßen B 316-B 34 und B 314 zu einer vierspurigen, kreuzungsfreien Schnellstraße garantiert der Bevölkerung am Hochrhein die jeweils schnellste Entlastung aller Ortsdurchfahrten, die optimalsten Verkehrsbedingungen hinsichtlich Fahrzeiten, Sicherheiten und Nutzungen.

E: Wie lange dauert eine Umplanung

Das Argument, ein Abweichen von der jetzigen Planung und eine Neuplanung würden einen Zeitverlust von Jahren bringen, soll durch folgende Aufstellung widerlegt werden.

Autobahn — Bergtrasse bis einschließlich Zubringer Rheinfelden-Ost und Querspange A 861 bis Rheinbrücke:

Die Planfeststellung ist abgeschlossen. Mit dem Abschluß des Verwaltungsgerichtsver-

fahrens wird voraussichtlich 1988/89 gerechnet.

Baubeginn frühestens 1990.

Bauausführung ist vorwiegend abhängig von den jährlichen Zuweisungen der Haushaltsmittel des Bundesverkehrsministeriums. Sie werden und können jährlich maximal nur 20 Mio DM betragen, da gleichzeitig auch noch andere Ortsumgehungen im Hochrhein-Gebiet gebaut werden sollen.

Daraus ergibt sich das folgende Ausbauprogramm in Abhängigkeit von der Finanzierung:

Abschnitt A: Autobahn Waidhof-AD Rheinfelden/West mit Nollinger Tunnel und Anschluß an B 316: Baukosten rund 145 Millionen DM, Baubeginn mit Tunnelbau 1990. Entlastung Degerfelden zum Jahre 1997.

Abschnitt B: A-D — Rheinfelden bis Querspange A-861 zum Rhein: Baukosten 50 Millionen DM, Bauzeit drei Jahre. Inbetriebnahme der Querspange zum Jahre 2000.

Abschnitt C: AD-Rheinfelden/West bis AS-Rheinfelden/Ost mit Zubringer Rheinfelden/Ost; Baukosten rund 75 Millionen DM. Bauzeit mit Tunnelbau vier Jahre. Entlastung Nollingen/Rheinfelden zum Jahre 2004.

Taltrassen-Autobahn: Da die Taltrassen überwiegend im Bereich der zu entlastenden Bundesstraßen verlaufen, ist die Bauausführung und insbesondere die Planfeststellung und Bauausführung in mehrere Unterabschnitte mit kurzfristiger Nutzung bzw. Inbetriebnahme möglich. Da nur „Degerfelden“ vom Durchgangsverkehr besonders stark belastet ist, kann und muß als erster Bauabschnitt die Tunnel-Umfahrung von Degerfelden mit vorübergehendem Anschluß an die B 316 im Westen und an die L 143 im Osten vorgesehen werden.

Während der Durchführung dieses ersten Bauabschnittes können dann gleichzeitig die anderen Abschnitte umgeplant und planfestgestellt werden. Dabei ergeben sich auch genügend Zeiträume für etwaige Verwaltungsgerichtsverfahren.

Abschnitt A: Tunnelbau-Umfahrung von Degerfelden mit provisorischen Anschlußrampen an B 316 und L 143. Umplanungszeit maximal ein Jahr, Planfeststellung maximal zwei Jahre, Baubeginn zum Jahre 1991, Baukosten = 64 Millionen DM. Bauzeit mit Tunnelbau rund vier Jahre, Entlastung Degerfelden zum Jahre 1995.

Abschnitt B: Tunnelausfahrt Degerfelden bis AS Rheinfelden/West. Umplanung und Planfeststellung während Bauzeit für Abschnitt A innerhalb sieben Jahren! Baubeginn zum Jahre 1995, Baukosten 40 Millionen DM. Bau-

zeit zwei Jahre, Anschluß Rheinfelden zum Jahre 1997.

Abschnitt C: Waidhof bis Tunnel Degerfelden/West: Umplanung und Planfeststellung innerhalb neun Jahren! Baubeginn zum Jahre 1997, Baukosten 50 Millionen DM, Bauzeit zwei Jahre. Inbetriebnahme bis zum Jahre 1990.

Abschnitt D: Querspange A 861 zum Rhein. Umplanung nicht erforderlich! Baubeginn zum Jahre 1999, Baukosten 40 Millionen DM, Bauzeit zwei Jahre. Inbetriebnahme zum Jahre 2001.

Abschnitt E: AS Rheinfelden/West bis AS Rheinfelden/Ost-Industrie. Umplanung und Planfeststellung zusammen mit der städtischen Planung für Orts-Entlastungs-Tangente Nord innerhalb 13 Jahren! Baubeginn zum Jahre 2001. Baukosten 58 Millionen DM, Bauzeit drei Jahre. Inbetriebnahme zum Jahre 2004.

Abschluß des planfestgestellten Autobahnabschnittes mittels Taltrasse zum Jahre 2004 als Taltrassen-Schnellstraße. Nachdem die „Schnellstraßentrasse“ wesentlich geringere Kosten verursacht, richtet sich das Bauprogramm nicht mehr vorwiegend nach der Finanzierung, sondern nach der Baubewältigung. Auf eine differenzierte Berechnung wird verzichtet. Die einzelnen Bauzeiten sind der Tabelle 6 zu entnehmen:

Tabelle 6: Baufertigstellungs- und Inbetriebnahmezeiten der Autobahnen und Schnellstraßen

Abschnitte	Autobahnen		Schnellstraßen
	Bergtrasse	Taltrasse	Taltrasse
A = Umfahrung Degerfelden	1997	1995	1994
B = Degerfelden—Rheinfelden	1997	1997	1996
C = Waidhofen—Degerfelden	1997	1999	1998
D = Querspange A 861	2000	2001	2000
E = Rheinfelden W—Rheinfelden O	2004	2004	2003

Fazit:

Auch unter Berücksichtigung der Umplanungszeit und neuer Planfeststellungsverfahren ist das Gesamtvorhaben des planfestgestellten Bereichs zur gleichen Zeit ausführbar! Damit werden verantwortungslose „Zweckbehauptungen“ über längere Verzögerungen eindeutig widerlegt!

F: Alternative Projektstudie

Planungsvorgaben

● *Erste Linienbestimmung der Hochrheinautobahn — Taltrasse* — gemäß Erlaß des Bundesverkehrsministeriums vom 15. Oktober 1970 für den Abschnitt: Waidhof-Oberlauchringen. Einzelheiten über den Trassenverlauf sind aus dem Erlaß des Innenministeriums von Baden-Württemberg vom 11. November 1970 und dem Übersichtsplan zu entnehmen. Diese Trassenplanung war — was weiter unten bewiesen wird — eine derart unausgereifte, den örtlichen Gegebenheiten in keiner Weise gerecht werdende, Landschaft und Umwelt belastende Konzeption, die schon im voraus keine Daseins- und Durchsetzungsbeziehung hatte, noch haben konnte.

● *Zweite Linienbestimmung der Hochrheinautobahn — Bergtrasse* — gemäß Erlaß des Bundesverkehrsministeriums vom 21. Juli 1975 für den Abschnitt: Rheinfelden/Karsau bis Murg. Eine Beschreibung dieser Trasse ist aus dem Erläuterungsbericht als Beilage zum genannten Erlaß beigefügt und aus dem entsprechenden Übersichtsplan zu ersehen.

Die Abkehr von der Taltrasse der Linienbestimmung von 1970 ab Rheinfelden/Karsau wird wie folgt begründet: „In dem seit der Linienbestimmung vergangenen Zeitraum von vier Jahren hat sich die Einstellung der Bevölkerung gegenüber dem Straßenbau grundlegend verändert. Es werden heute größere Anforderungen hinsichtlich der Umweltfreundlichkeit der Straßen gestellt.

Es wird daher befürchtet, daß trotz der bisher zustimmenden Haltung der Behörden und

Gemeinden zu der gem. § 16 FStrG bereits bestimmten Linie und trotz der Sicherstellung dieser Trasse in den Flächennutzungs- und Bebauungsplänen die baureife Planung zwischen Rheinfelden und Säckingen auf Ablehnung stoßen wird.“

Diese globale Annahme und Begründung hat sich als verhängnisvoller Irrtum herausgestellt. Sowohl in Schwörstadt als auch in Öflingen-Wehr wurde diese neue Trasse kategorisch abgelehnt.

Mit dieser gleichermaßen schlechten Konzeption wurden wiederum die Voraussetzungen zur 3. Linienbestimmung vorprogrammiert.

● *Dritte Linienbestimmung der Hochrheinautobahn zur Dinkelbergstraße* für den Abschnitt: Waidhof-Rheinfelden/Karsau gemäß Erlaß des Bundesverkehrsministeriums vom 4. Dezember 1979 mit Einzelheiten nach dem Erläuterungsbericht des Autobahnamtes Stuttgart vom Februar 1979. Die Aufgabe der Taltrasse im Raume Rheinfelden wurde wie folgt begründet:

„Für den Raum Rheinfelden hatte man zunächst von der konsequenten Weiterführung der neuen Planungskonzeption (Bergtrasse) also einer Trasse über den Dinkelberg zum Waidhof Abstand genommen, weil die Topographie für einen Abstieg der Querspange vom Dinkelberg herab in die Rheinebene zum Rheinübergang südw. von Rheinfelden als zu schwierig angesehen worden war.

Inzwischen ist hierfür eine Möglichkeit gefunden worden, nämlich eine Linienführung entlang dem Wolfsgraben, wobei die Topographie sicherlich schwierig, aber durchaus realisierbar ist.

Unter weitgehender Aufrechterhaltung der verkehrstechnischen Vorteile der bisherigen Südtrasse soll der Siedlungsraum in der Rheinebene nördl. und westl. von Rheinfelden nicht mehr unmittelbar von der A 98 durchfahren werden.

Stellt man die bisherige ‚Südtrasse‘ und die neue Nordtrasse aus raumplanerischer Sicht gegenüber, so ist festzustellen, daß die Nord-

trasse Eingriffe in das Naherholungsgebiet nördlich von Rheinfeldern erforderlich macht und dessen Erholungswert mindert, dafür aber Wohngebiete und Ortschaften weitgehend meidet.

Umgekehrt verhält es sich damit bei der Südtrasse, bei der die zu Rheinfeldern gehörenden Teilorte Nollingen und Karsau vom Hauptort abgetrennt und in ihrer Entwicklung abgeschnürt werden, dafür aber die Erholungsgebiete unberührt bleiben.“

Das volle Ausmaß des Eingriffs durch diese linienbestimmte Trasse in die bisher unberührte Waldhang-Landschaft des Dinkelberges wurde erst bei der Vorlage der Pläne im Planfeststellungsverfahren in dramatischer Deutlichkeit erkennbar.

Fazit:

- Alle Begründungen für die Linienbestimmungen der beiden Bergtrassen basierten auf jeweils äußerst mangelhaften, unreifen Vorplanungen, gestützt auf eine „Unterschätzung und Verharmlosung“ der Eingriffe in die ökologisch noch ungestörte Berghang- und Waldlandschaften des Dinkelberges.

- Die Zustimmung der im „Linienbestimmungsverfahren“ Beteiligten für die zweite und dritte Linienbestimmung wurde offensichtlich nur aufgrund der mangelhaften, unreifen, nicht ausreichend genug untersuchten Möglichkeiten einer notwendigen, den örtlichen Verhältnissen gerechter werdenden Planungskonzepten und der daraus gezogenen falschen Schlüsse und Behauptungen eingehandelt.

Sie müssen deshalb als „nichtig“ erklärt werden.

- Durch die „Alternative Projektstudie“ wird nachgewiesen, daß nicht nur eine Hoahrheinschnellstraßentrassierung, sondern auch eine Hoahrheinautobahntrasse in Anlehnung an die Linienführung der „Taltrasse“ aus der ersten Linienbestimmung landschaftsintegrierend und in jeder Hinsicht umweltschonender geplant und ausgeführt werden kann.

Planungs-Grundlage

Für die „alternative Projektstudie“ wurde die linienbestimmte „Taltrasse von 1970“ zugrundegelegt, mit lagemäßig unbedeutenden Verschiebungen, um die landschaftseingreifenden und umweltbelastenden Eingriffe zu mindern, die Anlaß waren, um von der Taltrasse auf die Bergtrasse umzuschwenken.

Da die erste linienbestimmte Taltrasse vom Jahre 1970 bis zum Jahre 1979 für den planfestgestellten ersten Abschnitt Waidhof-Rheinfeldern/Karsau Geltung hatte, ist für die Rückkehr auf diese kein neues zeitaufwendiges Linienbestimmungsverfahren erforderlich, sondern lediglich die alte wieder in Kraft zu setzen. Damit ist eine der Zweckbehauptungen, wonach die Umplanung viele Jahre in Anspruch nehmen würde, zu entkräften!

Hinsichtlich der Verkehrsverhältnisse wird auf den Abschnitt Verkehrsstrukturen verwiesen:

Der Hoahrheinverkehr ist danach geprägt durch einen außergewöhnlich starken — aufgrund der Struktur jedoch zwangsläufig — bestimmten Ziel- und Quellverkehr von 75 bis 79 Prozent Anteil.

Der Fernverkehr liegt nach der Zählung im Jahre 1984 bei 1280 Kraftfahrzeugen pro Tag in der Ortschaft Nollingen (die als Ausgangsstation des Hoahrhein-Verkehrs zu gelten hat), und mit 3430 Kraftfahrzeugen pro Tag in Waldshut-Ost gegenüber einem Gesamtverkehr von 20 290 Kraftfahrzeugen. Selbst bei einer ungerechtfertigten Annahme von 100 Prozent Zunahme würde dieser Fernverkehr eine neue Fernstraße nicht rechtfertigen. Einem Zeitungsbericht zufolge bestätigte auch der einflußreichste Kommunalpolitiker der Hoahrheinregion und Bürgermeister der Stadt Bad Säckingen:

„Niemand in unserer Landschaft plädiert für eine zweibahnige Umgehungsstraße, dafür ist das Verkehrsaufkommen nicht vorhanden. Die 3. und 4. Spur ist nach gegenwärtigen Erkenntnissen nicht erforderlich.“

Wenn mir morgen jemand sagt, wir bekommen aus dem Bundesfernstraßen-Topf genau so schnell und genauso viel Geld wie aus dem Autobahntopf, dann müssen wir zum ‚Bundesfernstraßen-Topf‘ überwechseln.“

Damit wird öffentlich anerkannt, daß der Verkehr nicht einmal für eine zweibahnige Umgehungsstraße ausreichte und damit noch viel weniger für eine Autobahn.

Der Vorbehalt für einen „Umstieg von der Autobahn zur Bundesstraße“ — wenn die Haushaltsmittel gleichermaßen fließen — ist auszuräumen, da diese Mittel global den Ländern für beide Fernstraßen zugeteilt werden.

Diese Erkenntnisse kommen auch in der amtlichen Erklärung des Autobahnamtes Baden-Württemberg im Zusammenhang mit dem Antrag auf Bestimmung der Linienführung gem. § 16 Abs. 2 FStrG S. 2 für das zweite Linienbestimmungsverfahren von 1975 zum Ausdruck: „Da der Durchgangsverkehr (Fernverkehr) im Hochrheintal gering ist und sich der Verkehr wegen der zahlreichen Industriebetriebe zum überwiegenden Teil nur aus Kurzstreckenverkehr zusammensetzt, kann die B 34 nur dann wirksam entlastet werden, wenn die Hochrheinautobahn möglichst nahe an der B 34 geführt und ausreichend mit ihr verknüpft wird.“

Topographische Verhältnisse

Das relativ schmale nur 0,5 bis 2,5 Kilometer breite Hochrheintal wird im Norden durch das Schwarzwaldgebirge (Dinkelberg und Hotzenwald) im Süden durch den Rhein als Staatsgrenzfluß begrenzt und somit in der Breitenentwicklung und Entfaltung entscheidend eingeschränkt.

Die Talaue wurde in den letzten Jahrzehnten bis auf geringe Freiflächen übersiedelt. Nach einer Proklamation des früheren Wirtschaftsministers Dr. Eberle sollte deshalb „raumplanerisch“ die Talaue als Wirtschaftszone, die Hanggebiete mit den Vorgebirgsgemeinden, die bisher ausschließlich landwirtschaftlich

strukturiert waren, zu „Wohn- und Fremdenverkehrszonen“ entwickelt werden.

Landschaftlich ist die Talaue bereits so stark übersiedelt und unter raumplanerischen Vorstellungen des Umweltschutzes für die Menschen nicht mehr zu regenerieren.

Nur die Bergzonen garantieren bei maßvoller Planung ideale Voraussetzungen für Wohn- und Lebensqualitäten in unmittelbarer Nachbarschaft zum lebensnotwendigen Wirtschafts- und Arbeitsbereich.

Fazit:

Die Straßenplanung muß für den ohnehin unbedeutenden Ost-West-Ost-Verkehr jeden Eingriff in die noch erhaltenen unberührten Bergzonenlandschaften vermeiden.

G: Planungsziele der Alternativplanung

Optimierung des Verkehrsflusses: des vorwiegend Ziel- und Quellverkehrs durch kreuzungsfreie Anbindung aller Ortschaften an eine Zug um Zug vierspurig ausgebaute oder umgebaute Bundesstraße als Hochrheinschnellstraße. Damit kürzeste Verbindungen zwischen Ziel- und Quellstationen. Optimaler Werks- und Berufsverkehr. Keine Umwege und Belastungen neuer Wohn- und Landschaftsbereiche.

Optimierung der Bau- und Betriebskosten: durch weitgehende Übernahme der vorhandenen Bundesstraßen B 316 und B 34. Für den Gesamtabschnitt Waidhof/Waldshut mit 52 Kilometer können rund 29 Kilometer (= 55 Prozent) übernommen werden, für 8,5 Kilometer sind Ortsumgehungen erforderlich, und 15 Kilometer sind durch Unterflurstraßen oder Tunnelabschnitte auszubauen.

Optimierung des Verkehrswertes: Durch weitgehende Übernahme der freien Bundesstraßenabschnitte zwischen den Ortschaften können die jährlich nur eingeschränkt verfügbaren Ausbau-Haushaltsmittel des Bundes gleichzeitig auf mehrere Bauabschnitte verteilt werden.

Für die Zwischenabschnitte kann bis zum vierspurigen Vollausbau durch eine Profilverbreiterung im Wege der Unterhaltungsmaßnahmen ein vorübergehend dreispuriger Ausbau vorgenommen werden.

Fazit:

Im Gegensatz zu dem planfestgestellten Autobahnabschnitt ab Knotenpunkt Rheinfelden-West mit nur einbahningem Ausbau wird eine entscheidende Verbesserung der Verkehrssicherheit und Verkehrsleistung durch die Südtrasse gewährleistet.

Schutz der Landschaft und Umwelt

Jede Linienführung als „Bergtrasse“ muß zwangsläufig unzählige Geländemulden-Täler-Dobel-Buckel und Berge durchschneiden und als Folge die natürlichen ökologischen Verhältnisse der noch im Gleichgewicht stehenden Hanglandschaften zerstören.

Der Flächenbedarf für den Straßenkörper beträgt durch die Auf- und Abtragsflächen ein Vielfaches des erforderlichen Straßenquerschnittes in der Talaue.

Jede Linienführung als Taltrasse kommt ohne nennenswerte Geländeeinschnitte mit einem Flächenbedarf von etwa 30 Meter Breite pro laufendem Meter aus.

Der vorhandene Bundesstraßenquerschnitt muß beiderseitig nur um etwa fünf bis sieben Meter verbreitert werden.

Vielerorts sind Umgehungen entlang der Bundesbahn oder entlang des Rheins möglich. In der Talaue wird kein „ha“ Waldgelände beansprucht, noch wertvolle Naturlandschaften geschädigt.

Fazit:

- Nur in der Tallage ist eine landschaftschonende Trassierung möglich.
- Da die Talaue durch Industrie und Wirtschaft bereits durch Emissionen aller Art belastet ist, der auf eine Autobahn verlagerbare Fernverkehr mit nur 20 bis 25 Prozent Anteil

eine unbedeutende Entlastung der derzeitigen Ortsdurchfahrten bringen kann, bleiben nach wie vor hohe Belastungswerte auf den Talstraßen übrig, so daß eine Verlagerung in bisher unberührte Erholungs- und Wohnlandschaften nicht zu rechtfertigen ist.

H: Planungsmängel der staatlichen Planungen

Obwohl in den Jahren 1970 Umwelt- und Landschaftsschutz nicht die entscheidende Bedeutung und den Stellenwert hatte wie heute, wurde danach in nicht zu rechtfertigender Weise umweltstörend geplant, das durch folgende Darstellungen bewiesen wurde.

Autobahnplanung nach der Linienbestimmung von 1970 für den Abschnitt Waidhof—Wehr. Für den Anschluß der B 316 (Zufahrt zu Rheinfelden) und der Querspange zur Schweiz wurde in einem unvorstellbaren Maße die Talaue zwischen Rheinfelden und Herten mit einer Fläche von rund 1500 × 700 Meter für die Autobahn und deren Anschlußstraßen zerstückelt.

Zwischen den Ortsteilen Rheinfelden und Nollingen wurde anfänglich die Autobahn nur in Tieflage mit Böschungen neben einer von der Stadt Rheinfelden geplanten „Randstraße, respektive Umgehungsstraße“ geplant und dadurch die Gründung einer Bürgerinitiative provoziert.

Für die südliche Umfahrung von Beuggen wurde vor einem Wohngebiet in Hanglage mit Blick auf die Rhein-Ufer-Landschaft eine Überbrückung, das heißt Aufständigung der Autobahn als „Tausendfüßler“ über der Bundesbahnanlage geplant, wodurch der gesamten Hangbebauung der landschaftlich einmalige Ausblick beeinträchtigt und alle Verkehrsbelastungen aus der hochgeständerten Autobahn schonungs- und deckungslos aufgebürdet worden wären.

Für die südliche Umfahrung von Schwörstadt wurden zwei alternative Linienführungen angeboten:

Verlegung der Autobahntrasse zwischen Bundesbahndamm und Rheinufer in einem ideal gelegenen Naherholungsgebiet mit Schrebergärten, Sport- und Erholungsfreizeitfläche oder Verlegung des Bundesbahndammes auf eine Verbreiterung von ca. 25 m rheinwärts, um landseitig die Autobahntrasse zu verlegen.

Beide Varianten waren für die Bürger von Schwörstadt undiskutabel, weil:

nach der ersten Variante das genannte Naherholungsgebiet, das teilweise nur 30 Meter breit ist, total verbaut worden wäre,

nach der zweiten Variante die auf dem verbreiterten Bahndamm zu verlegende Autobahntrasse — in Hochlage — die Bewohner in der parallel zum Bahndamm verlaufenden Wohnstraße mit ihren nach Süden zur Bahn gelegenen Wohnbereichen außerordentlich belastet und beeinträchtigt hätte.

Fazit:

Die Gesamtplanung nach der Linienbestimmung von 1970 war derart mangelhaft und unzulänglich, daß sie die berechtigten Proteste der gesamten Bevölkerung geradezu provozierte.

Autobahnplanung nach der Linienbestimmung von 1975 für den Abschnitt: Rheinfelden/Karsau bis Wehr.

Wie bereits oben angeführt, war das Abschwanken aus der Talstraße östlich von Rheinfelden und das Durchschneiden der Wohnlandschaft von Karsau durch einen „Bergaufstieg“ aus der Taltrasse von Rheinfelden eine Fehlplanung ersten Ranges.

Spätestens bei der Fortführung der Planung in Richtung Wehr — Bad Säkingen hätte erkannt werden müssen, daß die Bergtrasse zumindest bis östlich von Wehr erheblich größere Eingriffe in Umwelt und Natur bringt als die Taltrasse. So verursacht die Kilometer lange Waldschneise oberhalb Schwörstadt und vor allem die etwa 400 Meter lange „Talhochbrücke“ über den Wohnhäusern von Wehn-Brennel neben einer Gefährdung von

oben einen nicht zu überbietenden Landschaftseingriff.

Autobahnplanung nach der 3. Linienbestimmung von 1979 für den Abschnitt: Waidhof — Karsau.

Die rund 7,2 Kilometer lange Dinkelbergtrasse würde das „Waldhanggebiet“ in ununterbrochener Folge mit Einschnitten, Auffüllungen, Brücken und Tunnels durchfahren, deren Eingriffe auf die ökologischen Verhältnisse dieser noch nahezu unberührten Landschaft in ihrem vollen Ausmaß erst in Jahrzehnten festgestellt werden können.

Fazit:

Alle drei linienbestimmten Planungen weisen derartig gravierende Planungsmängel und unzutreffende Begründungen für ihre jeweilige Auflösung und ersatzweise Neubestimmung auf, daß ihnen jedwede „Rechtfertigung“ abgesprochen werden muß.

Es wurde unverantwortlicher Weise versäumt, die erste linienbestimmte Taltrasse eingehender und ortsgebundener detailliert umzuplanen, um den begründeten Forderungen auf „Landschaft- und Umweltschutz“ in Tallage eine leistungsfähige Bundesfernstraße als optimale Konzeption vertreten zu können.

I: Kurzbeschreibung der Talrassen

Die Hochrheinschnellstraße

Im Abschnitt Waidhof bis westlicher Ausgang von Degerfelden verläuft die umgebaute B 316 als Hochrheinschnellstraße in der Linienführung der B 316. Lediglich im Bereich des Hagenbacher Hofes ist eine stärkere Kurvenbegradigung mit einem Durchstrich erforderlich, während ansonsten nur die Kurven begradigt werden. Im gesamten Verlauf ist eine Verbreiterung des teilweise schon vorhandenen dreispurigen Ausbaues auf vier Spuren ohne große Aufwendungen möglich.

Westlich von Degerfelden ist durch einen Querdamm das kleinere seitlich der B 316 verlaufende Tal zu überqueren und die Ortschaft Degerfelden durch einen 600 Meter

langen Tunnel zu umfahren. Ab hier ist die Linienführung entsprechend der neu geplanten Hochrheinautobahntaltrasse.

Autobahntaltrasse:

Im Abschnitt Waidhof Degerfelden-West verläuft die Autobahntaltrasse mit Abweichungen von etwa 50 bis 100 Meter entlang der im Linienbestimmungsverfahren von 1970 festgelegten Trasse. Die Verlegung erfolgte ausschließlich aus Gründen des Eingriffs in die Hanglagen und zur Vermeidung größerer landschaftlicher Eingriffe.

Der auch in der linienbestimmten Trasse von 1970 vorgesehene Tunnel durch den „Hertener Berg“ wird zur Verkürzung von 1000 auf 900 Meter ebenfalls etwas nach Norden verlegt.

Im Abschnitt zwischen Hertenerstraße (Landstraße 143) und der B 316 (Ortstangente Rheinfelden) wird die Trasse analog der linienbestimmten Trasse, jedoch in Troglage mit Tiefen zwischen fünf Meter am Tunnelausgang, 2,5 Meter am Abgangsknoten zur Querspange Rhein und in wasserdichter Betonwannenausführung, konzipiert.

Die Abzweigung zum Rheinübergang (Querspange A 861) wird nach der RAL als Gabelung konzipiert. Sie stellt nämlich insofern einen Sonderfall der dreiarmigen Knotenpunkte dar und entsteht aus dem Dreieck durch Verzicht auf zwei schwach belastete Eckbeziehungen, da die ausgeschlossenen beiden Fahrbeziehungen nach Osten an anderer nahe gelegener Stelle nämlich am Zollübergang angeboten werden können. Damit wird eine erhebliche Entlastung des Geländeinschnittes durch dieses Bauwerk erreicht.

Sollte trotz des nachweisbaren geringen Verkehrs von und in Richtung Osten ein vierteiliger Knoten gefordert werden, ist dieser ohne Probleme auszuführen.

Die Durchleitung zwischen Rheinfelden und Nollingen erfolgt unter der von der Stadt nach neuestem Stadtratsbeschluß geplanten Planung eines „äußeren Ringes“.

Die Unterführung erfolgt nach dem „Unterflurstraßenbohrpfahlsystem Kunz/Dehn/Müller/Klein und entspricht analog den bereits ausgeführten ähnlichen Bundesstraßenprojekten bei Bonn und bei Stuttgart.

Der bei der Bergtrasse für den Anschluß Rheinfelden-West vorgesehene vierteilige Knoten wird zugunsten einer erheblich besseren Anbindung an die Stadt in zwei Teile geteilt, nämlich

- an der B 316 westlichen Ortseinfahrt
- an der L 143 (ursprünglich vorgesehener Anschluß des Autobahnzubringers Ost für die Anbindung der Industrie).

Beide Rampen werden als Parallelrampen ausgebaut, so daß nur ein geringer Landschaftsverbrauch erforderlich wird.

Fazit:

Damit sind sämtliche Einwendungen der Stadt Rheinfelden gegen die frühere Südtrassenplanung ausgeräumt.

K: Trassenplanung Rheinfelden-Wehr

Da die in den bisherigen Verhandlungen vom Autobahnamt favorisierte Bergtrasse auf größten Widerspruch sowohl in der Gemeinde Schwörstadt als auch in Öflingen-Wehr stößt ist damit zu rechnen, daß diese Trasse gegen alle öffentliche Interessen verstoßend, abgelehnt wird.

Deshalb wird bereits vorsorglich zu diesem Verfahren der Nachweis erbracht, daß auch hier die Taltrasse ohne gravierende Eingriffe mit erheblich geringeren Aufwendungen durchzuführen ist.

Bundesschnellstraßentrasse

Ab AS-Industrie-Rheinfelden verläuft diese neben und auf der L 143, wobei letztere bergwärts — als Ortsstraße abgestuft — bis zur derzeitigen Einmündung zu der L 143 auf die von der Stadt Rheinfelden kommende B 34 verlegt wird.

Von hier ab zieht sie sodann neben der Bundesbahn-Gleisanlage, in halber Tieflage mit

Schallwandungen bergseits bis in Höhe Riedmatt, von da auf der wiederum nur zu verbreiternden B 34 bis Schwörstadt-West. Die Fortsetzung erfolgt nach der Beschreibung der Autobahntaltrasse.

Autobahntaltrasse

Der Verlauf bis zur Einmündung in die B 34 entspricht der Schnellstraßenführung. Ab hier erfolgt eine getrennte Führung beiderseits der Bundesbahnanlagen. Die nördliche Autobahntrasse wird so in Tieflage mit Schallschutzwandungen ausgebaut, daß die Hangbebauung von Beuggen keine direkte Belastung erfährt. Beide Trassen verlaufen parallel zur Bahn bis etwa 300 m westlich von Schwörstadt.

Von hier an wird die südliche Autobahntrasse (Doppelspur) in die Bahnböschung bis Schwörstadt-Ost verlegt. Die nördliche Autobahntrasse wird analog dem Planfeststellungsbeschluß noch bis auf weiteres zurückgestellt.

Für den Zeitpunkt des Bedarfs der Nordtrasse wird die südliche Autobahntrasse überdeckelt und die Gleisanlage darauf verlegt, so daß der heutige Bundesbahndammkörper dann für die nördliche zweite Autobahndoppelspur benutzt werden kann. Beide Autobahnfahrbahnen werden dabei nach dem Prinzip des Unterflurstraßenbausystems ausgebildet.

Von Schwörstadt-Ost an wird die südliche Doppelspur (sofern Hochrheinschnellstraße) in der Bahnkrümmung durchgeführt und nördlich der Bahn mit der nördlichen Doppelspur verbunden und zum derzeitig bereits ausgebauten Abgangsknoten Wehr-Öflingen geführt.

Für die Autobahn-Taltrasse wird die nördlich der Bundesbahn verlaufende Doppelspur unter dem Bahndamm zur Südspur verzogen,

um dann gemeinsam neben dem Bahndamm bis zur Wehra ziehend, von da an als „Unterflurtrasse“ den Bahnhofsbereich von Wehr-Brennet zu unterfahren und den Anschluß an die vor einigen Jahren neu ausgebaute B 34 — Ortsumfahrung Wallbach — zu erreichen.

L: Baukosten-Vergleiche

Planfestgestellte Autobahn-Bergtrasse

Die Gesamtkosten betragen voraussichtlich 270 Millionen DM.

Autobahntaltrasse

Die Gesamtkosten betragen rd. 210 Millionen DM.

Bundes-Schnellstraße

Die Gesamtkosten betragen rd. 160 Millionen DM.

Fazit

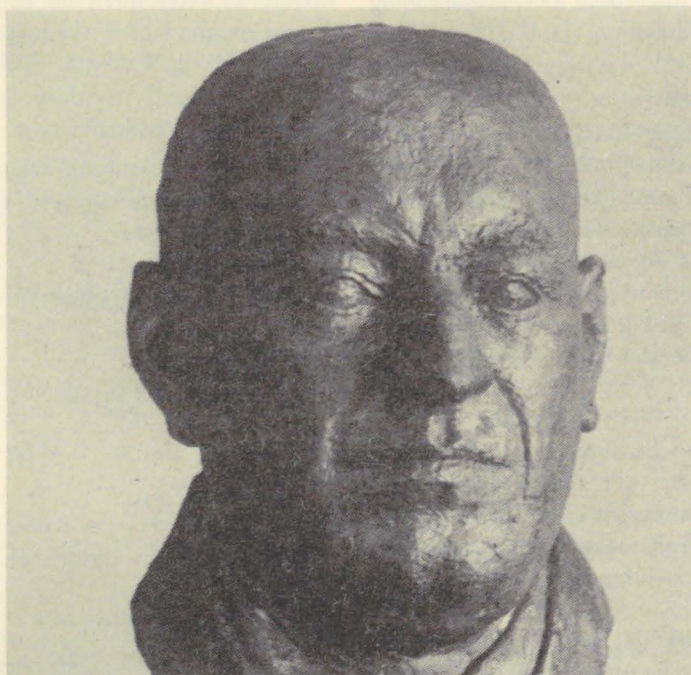
Auch hinsichtlich der Baukosten sind die Taltrassen erheblich günstiger.

M: Schlußfolgerungen

Auf der Basis der 1970 linienbestimmten Taltrasse ist sowohl eine vollwertige Autobahntrassierung als auch eine Schnellstraßentrasse möglich.

Die Umwelteingriffe sind dabei erheblich geringer als bei der Bergtrasse. Der Ausbau kann zügiger in Teilabschnitten erfolgen und ist wesentlich kostengünstiger.

Für Heft 1/1988 hat Franz Schwendemann den Aufsatz „Perspektiven und raumordnerische Probleme der Straßenverkehrsentwicklung im deutsch-schweizerischen Hochrheingebiet“ (Seite 5-13) geschrieben. „Der Schwarzwaldverein“ hat die „Badische Heimat“ gebeten, den obenstehenden Aufsatz von Reg.-Baudirektor a. D. Egon Kunz als Beitrag zur Meinungsbildung abzudrucken.



ZUM GEDENKEN AN LEO WOHLER: Ein von Bildhauerin
Christiane Gerstel-Naubereit modellierter Kopf. Bild: Wurzer

Dem ehemaligen Staatspräsidenten des früheren Landes Baden, Leo Wohleb, der kürzlich 100 Jahre alt geworden wäre, wird sichtbar gedacht: Vor dem Zimmer des Regierungspräsidenten Norbert Nothhelfer steht ein Podest, auf dem der modellierte Kopf Wohlebs, der von der Freiburger Bildhauerin Christiane Gerstel-Naubereit geschaffen wurde, ausgestellt ist.

Nothhelfer beauftragte die 87 Jahre alte Künstlerin, die in Ostpreußen geboren ist und seit langem in Freiburg-Lehen ein Atelier hat, mit der Herstellung der Kopfplastik Wohlebs im Juli dieses Jahres. Anhand zahlreicher Bilder schuf die Künstlerin, die als „eine der letzten Vertreterinnen der Berliner Tradition“ zu den herausragenden Bildhauerinnen des südwestdeutschen Raumes zählt (so Ministerpräsident Lothar Späth), einen Kopf, der nach Meinung von Wohleb-Freunden gut gelungen ist. Beraten wurde Christiane Gerstel-Naubereit unter anderem vom Wohleb-Freund Professor Linde.

Da die Plastik schon zum Gedenktag am 2. September gezeigt werden sollte, stand die Künstlerin im Hochsommer unter Zeitdruck. Nach längerer Beratung mit Regierungspräsident Nothhelfer entschlossen sich alle Beteiligten, die Plastik vorerst als Gipsabguß mit Bronzefarbe herzustellen. Dies war vor allem erforderlich, weil während der Urlaubszeit die Betriebe, die einen Bronzeuß machen können, Ferien hatten.

Wie ein Sprecher des Regierungspräsidiums gestern mitteilte, wird jedoch — wie von Anfang an geplant — in den nächsten Tagen die Ausführung der Kopfplastik in Bronze gegossen und danach als bleibende Erinnerung im Regierungspräsidium ausgestellt werden.

Bekanntlich gibt es in Freiburg neben diesem künstlerischen Gedenkstück unter anderem auch noch die Leo-Wohleb-Straße, die an den unvergessenen Badener der Nachkriegszeit erinnert. hdp.

Badische Zeitung, 16. 9. 1988

Zum Verständnis des Wortes und Begriffes „Heimat“

(Annäherung an ein deutsches Wort und an einen deutschen Begriff)

III. Teil

Michael Ertz, Bretten

VII.

Der korrumpierte (oder pervertierte) Begriff von Heimat

Wir nähern uns dem Zeitraum, den alle Kritiker dessen, was mit Heimat zusammenhängt, genüßlich als Beleg für die Ablehnung der Sache heranziehen. In diesem Zeitraum, der seinen Abschluß mit dem Dritten Reich findet, würde man entdecken, was einen Menschen, der Vernunft hat, was aber auch einen echten Demokraten und gar einen Antifaschisten zum Gegner des Heimatgedankens macht: das Unechte einer Überzeugung, ihre Übertreibung, ihre Ideologisierung und vor allem der politische Mißbrauch der an sich guten Sache; Heimat wäre in diesem Zeitraum nur Mittel zum Zweck gewesen für bestimmte nicht edle und gute Absichten in der Hand von verhängnisvoll operierenden Politikern und Vertretern eines nicht minder abzulehnenden Pseudogeistes hybrider Herkunft. Damit hätte sich doch diese Sache Heimat selbst diskreditiert und nur mit großer Skepsis könne man darum an diese Sache Heimat heute herangehen.

Abgesehen davon, daß durch Menschen eine an sich gute Sache immer zu einer bösen gemacht werden kann, und daß kein auch noch so hehrer Gegenstand auch im geistigen Bereich vor Mißbrauch geschützt ist, so muß man doch zur Ehrenrettung des 19. Jahrhunderts eindeutig betonen: die Entdeckung von Land und Volk in der Landschaft (Riehl), das

Herausstellen von Bodenständigkeit und des Volkstums, aber auch die Entfaltung des Vaterländischen im Deutschen Reich hätten nicht zwangsläufig zu diesem Ergebnis führen müssen. Wir sollten uns das nicht immerzu einreden lassen, daß es so kommen mußte, ganz und gar nicht vom Ausland¹²¹⁾, denn dort ist weithin Ähnliches erfolgt. Auch dort wurden völkische Attribute sehr betont und herausgestellt¹²²⁾. Es lag das alles im 19. Jahrhundert überall in der Luft. Wir wollen nichts beschönigen, denn in dieser Epoche ist ja auch der Begriff „Heimat“ im Wörterbuch des Unmenschen ganz entstellt worden.

Mitte des 19. Jahrhunderts findet in Deutschland eine soziale Umschichtung statt: aus dem Agrarvolk, das die Deutschen bisher waren, entsteht eine Industrienation. Die Menschen ziehen aus ländlichen Gebieten weg und entwickeln sich in den neu entstandenen Großstädten zur Masse des Proletariats. Viele wohnen in nicht menschenwürdiger Umgebung. Man spricht für die Zeit auch von einer Asphaltzivilisation. Die Bindung an den Boden geht verloren. Das alles ist Nährboden für ein langsames Loslösen von heimatlichen Gefühlen. Man bezeichnet diese Entwurzelten ja auch noch diffamierend als „heimat- und vaterlandslose Gesellen“, geht damit aber an der sozialen Not, die mit diesen Zuständen zusammenhängt, ganz und gar vorbei. Die Gegenbewegung zu dieser Entwicklung überbetont die „bäuerliche Verwurzelung“, die Tradition und die Sitte, den Wert gewachse-

nen Lebens, und die Werte, die sie vermitteln. Auch die Gefahr des Internationalismus wird in dieser Zeit von vielen als Gefahr erkannt. Als Reaktion setzt man dagegen die Überbetonung des Deutschen und des Nationalen. Zwangsläufig erfolgt daraus auch eine Sublimierung des Vaterländischen im Deutschen Reich.

Biblische und sakrale Begriffe sind von der Parteiideologie im Dritten Reich in Beschlag genommen worden. Man hat versucht, auf eine massenwirksame Weise sie in eine mystizistische deutsche Nationalreligion zu integrieren — wir kennen ja als Ältere noch jenes Reden vom „heiligen Vaterland“. Im Zentrum dieses Versuches einer profanen Sakralisierung stand der Begriff „Blut und Boden“. Mit ihm und in ihm wurde das „Evangelium der arischen Volksgemeinschaft“ gepredigt, das „Heil liegt im Volkstum“ hieß es. Mit dem allem wurde der „Heimatbegriff“ identifiziert¹²³). Wir haben schon festgestellt, daß Martin Buber den Begriff „Blut und Boden“ auch kennt und gebraucht¹²⁴). Auf jeden Fall hat er eine theologische Ahnenreihe. Der Bibeltheologe Hermann Cremer, ein Schüler Tholucks und Freund Kählers, hat in einem Vortrag formuliert¹²⁵): „Es gibt eine gewisse Verwandtschaft aller Volksglieder. Blut ist ein edler Saft; im Blut ist die Seele, und das deutsche Blut pulsiert . . . gleichmäßig in jedem Deutschen . . .“. Die Gefährlichkeit solcher Aussagen hat man nur teilweise als solche in der evangelischen Kirche erkannt. So wenn z. B. Theodor Devaranne, ein Theologe und Missionswissenschaftler, sagen kann: „Ja, wenn Volkstum einhertritt auf der eigenen Spur, dann wird es elementare Naturgewalt, wird zur Dämonie, zum Chauvinismus. . . und endet in Volks- und Blutabsolutismus und Volksvergötterung . . .“¹²⁶). Man ist überhaupt erstaunt darüber, wie naiv — von heute aus gesehen — in jener Zeit evangelische Theologen in dieser Frage argumentiert haben¹²⁷). Als Nachfahre von Hugenotten hatte Devaranne fast hellseherisch im Geiste der nach Preußen ausgewanderten

„Refugiés“ aus Frankreich erkannt: „Geist allein gibt Vaterlandsrecht, nicht Blut, nicht Habe“¹²⁸).

„Blut und Boden“ als Lebensborn des schollenverbundenen, man könnte auch sagen des heimatverbundenen, des kämpferischen deutschen Menschen wird zum Credo der nationalsozialistischen Ideologie. Rosenberg, der Parteiideologe formuliert es so: „ . . . ewige Kräfte, die zuerst unter dem Namen ‚Odin‘ wirksam waren, vereinen sich. Und solange diese Kräfte wirksam sind, so lang, und nur so lang wirkt und webt noch nordisches Blut mit nordischer Seele in mystischer Vereinigung als Voraussetzung jeder artechten Schöpfung . . .“ (man beachte allein schon das unechte Vokabular dieses Zitats)¹²⁹). Aber genauso wenig überzeugend wird im Blick auf die damalige Bauernarbeit geschlußfolgert¹³⁰): „ . . . so bleibt die Bauernarbeit ewig gleich. Bekenntnis zu Blut und Boden bildet damit eine ganz unsentimentale Voraussetzung gegen liberale Vergiftung . . .“. Es geht nicht anders: Man muß solchen Äußerungen wirklich Primitivität bescheinigen und muß sich dabei fragen (fragen lassen), wie Menschen in Deutschland solche geistig und unqualifizierte Reden einfach hinnehmen konnten. Das alles dann zusammengenommen wirkte sich in der Folgezeit als ein fast irreparabler Schaden aus. Und das gerade im Blick auf die Sache Heimat. Das darf man wohl auch sagen: dieser Mißbrauch aber rechtfertigte nun noch lange nicht die Abstinenz einiger Schichten in Deutschland, vor allem der geistigen, nach 1945 in der Sache „Heimat“, wiewohl man ein gewisses Maß an Verständnis für diese Haltung aufbringen kann.

Die Irritationen erfaßten auch Theologie und Kirche, nicht nur die evangelische, die in der Tat anfälliger war, sondern auch die katholische. Wir ziehen dazu heran die Diskussion um die Rolle des Freiburger Erzbischofs Gröber kurz vor und kurz nach 1933, jetzt in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg¹³²), was uns zeigt, daß ein Tiefpunkt in Sachen Heimat in

der Zeit des Dritten Reiches erreicht war. Das macht deutlich, daß dieses Problem auch ein theologisches ist. Darauf werden wir noch eingehen.

VIII.

Die Zeit der verpönten Heimat

Nirgends schien für diese Sache Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg Land in Sicht zu sein. Eine tabula rasa schien sich für längere Zeit hier zu bilden. Wer nach 1945 wagte, sich in dieser Sache positiv zu äußern, der wurde nicht nur mißtrauisch betrachtet und als ein Reaktionär, Faschist oder Ewiggestriger tituliert, der stand auch in der Gefahr einer öffentlichen Anklage. Beschämend war es schon, für den Zeitraum nach 1945, wieviele Deutsche sich von der Zeit von vorher distanzieren — auch die, die einen Makel hatten — und dem toten Löwen den letzten Tritt gaben¹³²). Und das angesichts der *résistants* aus vielen anderen Ländern und Völkern, die zur Rechtfertigung ihrer brutalen Methoden sich darauf beriefen, allein für die Ehre ihres Landes, ihres Volkes und ihrer Heimat sich eingesetzt, dafür blutig gekämpft und gelitten zu haben¹³³). Alles, was mit diesen Fragen in Verbindung stand, wurde in dieser Zeit nach 1945 verdrängt oder tabuisiert, weil man ja jetzt mit dem Problem der existentiellen Sicherung ganz und gar beschäftigt war.

Jetzt war es auf einmal das demokratische Bewußtsein, die Frage nach dem Weltbürgertum, die Internationalität, der Aufbruch nach Europa, was die Bundesdeutschen beschäftigte. Auch die Emanzipationsanfänge im Bereich der Psychologie und der Pädagogik liefen damals ein. Weiter wollte man ja auch nachholen, was man bislang in Deutschland versäumt hatte. Standardisierungen und Uniformierung nahmen immer mehr zu. Und dann gab es den industriellen Boom zusammen mit einer ungeahnten Motorisierung und Mobilität, die in die weite Welt drängten. Das Zeitalter des Machbaren auf allen Gebieten schien für den Menschen — auch in Deutschland — angebrochen. Einer Einheits-

kultur hatte man nur noch wenig entgegenzusetzen. Was hatte in einer solchen Welt Heimat überhaupt noch zu suchen? Mußte sich der Gedanke Heimat in diesem Denken nicht sogar als störend ausnehmen? Die Heimatvertriebenen, die es nun zuhauf gab, wurden — das darf man anerkennend sagen — in dieser Bundesrepublik aber integriert. Auch in der Theologie galt es als suspekt sich den Themen Volk, Vaterland, Heimat zuzuwenden. Interessant mag es klingen, daß es in unseren Tagen fast die gleichen Leute sind, die heute in Ökologie machen, das Regionale, Rustikale pflegen, die vor Jahren noch alles mit der Schöpfung in Zusammenhang Stehende als etwas Nebensächliches ansahen¹³⁴). Es ist nicht überzogen, wenn man die Auffassung vertritt, daß die Sache Heimat oft von dem abhängig ist, was gerade in Mode ist. Der Tübinger Historiker Hans Rothfels, nach 1933 emigriert und darum ganz unverdächtig¹³⁵), kann darum sagen: „Der furchtbare Mißbrauch patriotischer Begriffe und all das, was unter ihrem Vorzeichen getan und erlitten worden ist, wirkten sich erst jetzt — in den Jahren längere Zeit nach 1945 — voll aus und trieben von einem Extrem ins andere. Die Verfemung des Nationalen als eines reaktionären Begriffs und die Herabwürdigung alles nationalen Ehrgefühls als einer Spießergesinnung falle paradoxerweise zeitlich zusammen mit einem maßvoll wiederansteigenden Kurswert der ‚Nationen‘.“

Konnte man — so war es durchgängige Meinung in jenen Jahren — jemand zumuten, der etwas auf sich hielt, sich der Provinzialität des Heimatgedankens auszusetzen? „War die Sache Heimat und die Beschäftigung mit ihr nicht ein Kompensationsobjekt für so manchen Zurückgebliebenen und Romantiker?“¹³⁶) Wer wagte sich in jenen Jahren aus dem Bereich der Wissenschaften und hier gar der Philosophie an die „Kategorie Heimat“ heran? Das war doch nur eine Sache für Liebhaber, allenfalls noch für Genealogen. Hochnäsiger sah man in der deutschen Gesellschaft in diesen Jahren nach 1945 auf alle herunter,

die sich der „Sache Heimat“ unverdrossen annahmen. Man fixierte sie auf der gleichen Ebene wie alle jene, die sich dem „Volkslied“ widmeten oder an den „Heimatschnulzen“ sich ergötzten. Auffallend ist nur, daß die Epoche, in der das alles en vogue war, zusammenfällt mit der Zeit, in der in den Städten und Dörfern vornehmlich mit Beton gebaut wurde. Vielleicht sind es auch hier wieder jene, die das alles errichteten, die das alles heute beseitigen möchten?

Die Heimatvertriebenen waren es ja, die für viele schlicht den Frieden störten, wenn sie auf ihr Recht auf Heimat pochten. Man wollte sich doch von diesen nicht stören lassen. Heimat — das galt in jenen Jahren als etwas Einengendes, was sich hinderlich auf die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit auswirken konnte. Auch schien die Freiheit und die Freizügigkeit des Menschen durch die zu große Betonung von Heimat gefährdet zu sein. Man wolle ja keine Abgrenzung, sondern Öffnung nach allen Seiten, eine zu starke Festlegung auf Heimat hätte ja auch den Genuß des Lebens beeinträchtigt. Aber auch der Fortschritt, dem man huldigte, schien auf diese Weise in Frage gestellt. Immer mehr setzte sich die Haltung durch: Dort, wo es einem gut geht, da ist die wahre Heimat, eingedenk auch des großen Vorbilds Johann Wolfgang Goethe, der im „Fels-Weihegesang“ sagen kann: „... da, wo wir lieben, ist Vaterland; wo wir genießen ist Haus und Hof...“, was auch wieder in dieser populistischen Formulierung auf die Ambivalenz des Olympiers gerade in diesem Bereich hinweist¹³⁷). Ota Filip, ein tschechischer Emigrant des Prager Frühlings¹³⁸) formuliert es noch aggressiver: „Der Begriff Heimat ist für mich ein Überbleibsel... von der Tradition leben, das heißt doch mit sich selbst doch nicht fertig werden.“

Am erschütterndsten kommt dieses ganze Gefühl, in dem sich vieles traumhaft verdichtet hat, worin sich aber auch eine gewisse Enttäuschung niederschlägt, in der Verbrennung des Heimatmuseums im Roman „Hei-

matmuseum“ von Siegfried Lenz zum Ausdruck, womit er allen „ideologischen Mißbrauch der Heimaterinnerungen“¹³⁹) eine Absage erteilen möchte. Er hat ja diesen Roman geschrieben im Zuge einer Entmystifizierung von jeglicher „faulen Mystik“ des Begriffs Heimat. Für uns mag es verwunderlich sein, daß Lenz sich ausgerechnet zu Wort meldete, als der Pendel wieder anfang, in die andere, entgegengesetzte Richtung auszuschlagen, hatte dieser doch unter dem Vorzeichen der Heimat Masuren sein schriftstellerisches Schaffen begonnen¹⁴⁰). Aber möglicherweise zeigt sich in einem solchen radikalen Bruch, daß ein Mensch doch nicht von „seiner Heimat“ loskommen kann. Lenz steht hier nicht allein. Gabriele Wohmann sagt es noch anstößiger: „Das Gefühl von Heimat habe ich nirgends.“¹⁴¹) Gibt es nicht auch ein „Leiden an der Heimat“?¹⁴²)

IX.

1. Das Gefühl des Mangels an Heimat (Geborgenheit) in der Bundesrepublik

Wer in die DDR kommt — und das immer wieder tut¹⁴³) — der konnte dort etwas wahrnehmen, was zusehends immer stärker sich entwickelte: zum einen ein starkes Interesse an gemeinsamer deutscher Geschichte über den eigenen Raum hinaus — wenn die Machthaber in der DDR das in den letzten Jahren sanktioniert haben, dann taten sie damit das, was als Wunsch im Volk vorhanden war — und zum anderen, daß alle, die es sich in der DDR leisten können, einen unabhängigen Raum, eine Nische sich geschaffen haben, in den sie sich zurückziehen und wo sie ihr eigenes Leben leben können, einigermaßen nach ihrem Geschmack und auch ungestört von der unangenehmen Umgebung des Politalltags¹⁴⁴). Diese Menschen in der DDR — es sind nicht nur ältere — spürten als erste in Deutschland einen Mangel in ihrem Dasein.

Sie suchten aber gleichzeitig etwas, worin sie ihr eigenes Ich verwirklichen konnten, gerade weil ihnen so viel von der Vergangenheit und auch von ihrer eigenen Heimat genommen worden war.

In der Bundesrepublik setzte diese Entwicklung erst später ein, nicht überall zur gleichen Zeit. Viele Gründe haben bei uns dazu beigetragen: zum einen spürten viele Menschen, wie in der DDR auch, daß ihnen etwas genommen und zerstört worden war, was man zu Recht als Heimat bezeichnen kann. Das galt wohl in erster Linie für die ältere Generation, für sie hatte ja die Heimat einen Wert als Ordnungsfaktor oder auch als Bezugssystem für das Leben, das wollte man wieder haben. Es waren zumeist in ihrem Denken konservativ geprägte Menschen, die diesen Mangel verspürten. Dann waren es die sogenannten Heimatvertriebenen und auch die aus dem Osten Rückgeführten, die durch ihr Beharrungsvermögen auf den Wert der Heimat aufmerksam machten — auch wenn dieses Gefühl bei ihren eigenen Kindern nach und nach abnahm. Viel Entscheidendes kam noch hinzu, das mithalf, die Heimat bei den Jüngeren neu zu entdecken: vor allem die Zerstörung der Umwelt ließ so manchen aufwachen. Diese Bewußtwerdung war zudem grenzüberschreitend: in Wyhl am Oberrhein hat man sich 1977 zu einem alemannischen Solidaritätserlebnis zusammengefunden¹⁴⁵). Gerade im Kampf gegen eine bedrohliche äußere und innere Macht konnte wieder mancher Elsässer „die Kraft der Heimat“ entdecken, zumindestens in der Zeit unmittelbar nach dem Wyhler Protest. Es geht hier um ein reziprokes Verhältnis: Zerstörung der Umwelt — so war die gemeinsame Erkenntnis — bringt auch Zerstörung dessen, was Heimat gibt, was Heimat ist; bleibt diese Heimat aber erhalten, so wird das auch auf die Umwelt sich auswirken. So brachte der Kampf für die Umwelt indirekt auch eine Stärkung des Heimatgedankens im Elsaß¹⁴⁶). Gerade deshalb mußten wir auf dieses Phänomen stärker eingehen, zumal gerade im Elsaß und von den dor-

tigen Gegebenheiten her immer noch neue Impulse in Sachen Heimat zu erwarten sind. Der Hauptgrund aber für die Kehrtwende nicht nur in der Sache Heimat war noch ein anderer, gewichtigerer: der Mensch in unseren Tagen mußte sich durch die Überbewertung der Technik immer seelenloser vorkommen. Den Ausbau der Computerwelt und die Automatisierung in vielen Bereichen des Lebens erlebten viele verantwortungsbewußte Zeitgenossen als Bedrohung des Menschseins an sich. Hatte man in der ersten Nachkriegszeit ganz auf den industriellen und wirtschaftlichen Ausbau gesetzt und dabei eine Nivellierung des ganzen Daseins in Kauf genommen, so spürte man jetzt langsam, daß man hier an eine Grenze gelangt war. Die Fortschrittsidee ist ja auf Zentralismus ausgerichtet und dieser muß naturnotwendig Öde im Ablauf des Lebens hervorrufen. Dabei geht dann das Persönliche verloren und es wird alles anonym. Anonymität aber schafft immer Vereinzelung, Vereinzelung aber bringt nicht die Lebensqualität hervor, die erst aus der Zusammengehörigkeit heraus sich bilden kann. Ist es nicht gerade Heimat, die das alles vermitteln kann? Heimat bringt nicht nur Geborgenheit, Heimat nimmt auch Rücksicht auf regionale Mentalität. Sie hat auch eine therapeutische Funktion im sozialen Gefüge. Ist es nicht gerade das, was für uns heutzutage ganz und gar unerlässlich ist? Man entdeckte dabei wieder etwas, was schier vergessen schien, was als Wert für die linke Szenerie bisher als verpönt galt, was man auch meinte überwunden zu haben ein für allemal, etwas, was bisher als Attribut des Faschismus gegolten hatte: die Heimat „als zukunftsgerichtete Kategorie“¹⁴⁷). Gegen die turbulente Welt und gegenüber der Entfremdung des Menschen — so die Meinung in diesen Kreisen — konnte der Begriff Heimat durch seine historische Tiefe wieder Sinn für das Leben vermitteln¹⁴⁸). Inwieweit Ernst Bloch auf diese Sinnesänderung der Linken eingewirkt hatte, müßte untersucht werden. Wir können nur feststellen: aus einer Ecke,

wo man es nicht mehr vermutete, erfolgte nun so etwas wie eine Renaissance innerhalb des Spektrums Heimat¹⁴⁹), sie wurde auf jeden Fall problematisiert, das war schon sehr viel. In unseren Tagen sind es die Asylanten aus fremden Ländern und Völkern, die uns auch wieder auf die Bedeutung von Heimat auch für andere Gruppen von Menschen hinweisen. Einige unter den deutschen Emigranten haben ja in der Fremde auch eine „Sehnsucht nach ihrer Vergangenheit“ verspürt¹⁵⁰), Zeugnisse über die Erfahrungen in der Fremde sind Legion, das klassischste unter ihnen ist das von Theodor Fontane: „Erst die Fremde lehrt, was wir an Heimat besitzen.“¹⁵¹) Und wenn Carl Zuckmayer 1939 traurig in der Emigration feststellt: „... am Tage, da ich meinen Paß verlor (infolge Ausbürgerung), entdeckte ich mit 58 Jahren, daß man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde ...“¹⁵²), dann ist dies nicht nur eine noble Einstellung, sondern eine tiefe Lebenserkenntnis, die viel über den inneren Wert von Heimat aussagt.

Anderen — wir denken hier an Martin Heidegger vor allem —¹⁵³) haben die Zeitverhältnisse — auch wenn gerade im Fall Heidegger die Urteile über das Verhalten sehr divergieren und nicht unumstritten sind — ein tiefes Nachdenken über das Wesen der Heimat vermittelt. Heideggers Denken kreist immer wieder um das letzte Geheimnis von Heimat: in der Sprache, gerade im urtümlichen Dialekt der alemannischen Umgebung, wird für ihn Heimat geradezu geboren, der Dichter, der gleichzeitig Denker ist, ist dabei Geburtshelfer, so könnte man seine Aussagen zusammenfassen. Mag vieles in der Formulierungskunst Heideggers einem zu preziös vorkommen, so erschließt sich dann doch beim Darübernachsinnen auch wieder die Tiefe des Inhalts, wenn es z. B. heißt: „Das dichterische Sagen bringt erst anfänglich die Hut und Hege, den Hort und die Huld für eine bodenständige Ortschaft hervor, die Aufenthalt im irdischen Unterwegs der wohnenden Menschen sein kann.“¹⁵⁵)

2. Kann der Regionalismus die Sache Heimat stärken?¹⁵⁵)

Fast parallel, nur zeitlich vielleicht etwas versetzt, meldet sich der Regionalismus an einigen Stellen in Europa als neues Phänomen. Dieser Regionalismus ist so etwas wie eine Gegenbewegung gegen die großen, unübersichtlichen Räume, gegen alles Zentralistische und auch gegen die zu uniform gewordene Lebensweise allüberall. Er plädiert für die Nähe unter den Menschen und für die Überschaubarkeit in allen Angelegenheiten des Lebens. Im Regionalismus äußert sich als Grundbedürfnis des Menschen der Wunsch nach mehr Menschlichkeit, ganz einfach ausgedrückt. Wird damit aber der Sache Heimat — so fragen wir zu Recht — gedient?

Der Regionalismus differiert nach seinem Ausgangspunkt und nach seinen Absichten in den europäischen Ländern — wir gehen hier nur auf das französische und das bundesdeutsche Regionaldenken ein. In der Bundesrepublik (und auch in der Schweiz) ist der Regionalismus als politische und geistige Kraft so neu wieder nicht, da ja der Föderalismus dieser beiden Staaten solches Denken begünstigt. In Frankreich aber mit dem zentralen Einheitsstaat für alle Lebensbereiche bedeutet sein Erwachen fast etwas Revolutionäres. Der Föderalismus in Deutschland gibt ja auch dem Kulturellen der Region sein Eigengewicht. Der Aufbau der ganzen Bundesrepublik ist danach ausgerichtet. Es ist aber auch wieder zu fragen, ob diese Regionen, die man in fast allen deutschen Bundesländern nach Verwaltungsreformen errichtet hat, wirklich dem gewachsenen Leben entsprechen und ob sie wirklich die Sache Heimat stärken können.

In Frankreich sind die Dinge ja immer anders gelagert, auch wieder hier. Das Axiom des französischen Einheitsstaates konnte nur deshalb ins Wanken kommen, weil in ihm vielfach Flexibilität und darum auch Effizienz in verschiedenen Lebensbereichen nicht mehr maximal gewährleistet waren. Die Regionali-

sierung, die regierungsamtlich in Frankreich in Gang gesetzt wurde, umfaßt den politischen und administrativen, auch noch den wirtschaftlichen Bereich im Rahmen des französischen Staates. Weithin ausgeklammert wurden aber die kulturellen Belange mitsamt den sprachlichen und schulischen. Aber gerade diese wären entscheidend in Sachen Heimat vor allem für das Elsaß, das jetzt in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg im Begriff ist, seine Identität zu verlieren¹⁵⁶). Wie ernst — oder besser: wie wenig ernst — man das alles aber in offiziellen Kreisen nimmt, zeigt eine Äußerung des ehemaligen Ministers Alain Peyrefitte¹⁵⁷): „Die Dezentralisation deckte eine Realität ab, die wir gar nicht wollten. Und der Begriff einer Mitbeteiligung war für uns eine doch ganz fremde Sache: wir konnten uns ja hinter die Geheimnisse dieses Wortes zurückziehen, um gerade die Neuartigkeit dieser Sache abzulehnen.“ Kann eine solche Aussage aus dem Munde eines Verantwortlichen wirklich eine Ermütigung sein?

Den politischen Signalbegriff wollen wir nicht überhören, aber auch nicht überbewerten. Uns scheint, daß alle diese Gedankenspiele — denn um solche handelt es sich doch weithin — insgesamt mehr auf einen psychologischen Effekt, denn auf Stärkung dessen hinauslaufen, was für uns Heimat ist oder bedeutet. Heinrich Hauss kann diese Aussage aufnehmen: „Die Suche nach Heimat (im Sinne des Regionalismus) spielt sich (heute) erst einmal im Kopfe ab.“¹⁵⁸) Auch Manfred Bosch schätzt das alles als „Beitragswert“ ein¹⁵⁹). Zu fragen ist hier, ob wirklich Heimat seinem tieferen Inhalt nach nicht auch „ohne den Aufbruch der Region zu denken“ sei¹⁶⁰). Daß ein übersichtlicher Lebensraum als Ziel beim Regionalismus angestrebt wird, zeigt diesen in der Nähe dessen, was auch Heimat geben will, nämlich von Sinn und Geborgenheit im Leben. Daß man darüber hinaus beim Regionalismus die wirklichen Zustände im Leben vor Augen hat und damit der Versuchung einer Befriedigung der Sehnsucht nach einer heilen Welt aus dem Wege geht, ist

durchaus positiv zu veranschlagen: man kann keine ländlich-idyllische Welt mehr schaffen unter den heute obwaltenden Verhältnissen. Es kommt dabei nicht zuerst auf die Vergangenheit, sondern auf das „Jetzt“ an, wenn es um Heimat geht (Thaddäus Troll)¹⁶¹).

Die vielen Heimat-, Altstadt-, Park-, Straßen-, Wein- und sonstigen Feste, die allerorten spontan und auch gelenkt entstanden sind, und sich zumeist einer großen Resonanz erfreuen, sollten wir im Blick auf einen vertieften Heimatgedanken nicht überbewerten, aber in der Beteiligung an solchen Veranstaltungen kann doch vielen im Sinne des großen Schweizer Pädagogen Heinrich Pestalozzi Heimat und Heimatkunde als „Prinzip der Menschlichkeit“ begegnen¹⁶²).

X.

Identitätsfindung in der Sache Heimat (Heimat wird als Wert für den Menschen rehabilitiert)

Wir dürfen zu Recht feststellen, daß die Sache Heimat wieder in unseren Tagen aus welchen Gründen auch immer als Wert in der Gesellschaft erkannt worden ist, daß sie nicht mehr eine quantité négligeable ist. Ernst Bloch ist ein Zeichen dafür, daß auch Intellektuelle sich in dieser Sache nicht mehr verschließen. Auch andere hatten als wache Zeitgenossen früher schon einen geistigen Unterbau geschaffen, der heute ausgebaut werden kann. Wir denken hier an René Schickele, den elsässischen Schriftsteller¹⁶³), er hat hierzu schon vor dem Ersten Weltkrieg im Blick auf sein Ursprungsland, das Elsaß, geschrieben, daß „... es erst gelte, die Heimat zu entdecken ... sie ist das Ziel, nicht die vorgesehene Grundidee ... ein Weg, auf dem man vorwärtsschreitet, der Endpunkt eines langen Marsches ... die Kraft liegt in dem Mann, der sich auf die Zukunft ausstreckt ... auf das andere Elsaß ...“, womit er das „geistige Elsassertum“ anspricht¹⁶⁴). Hier ist die „Heimat“ als Sache und Begriff nach dem Entwurf von Ernst Bloch in nuce vorgebildet.

Es gibt aber noch viele andere, die in gleichen Spuren wandeln, denen der Sinn von Heimat in der Fremde aufgegangen ist. Hilde Domin¹⁶⁵) kehrt nach Deutschland der Sprache wegen zurück, in den anderen Sprachen sei sie doch nur Gast, sagt sie. Bert Brecht¹⁶⁶) geht es nicht anders, wenn er im Exil Integration und Akkulturation nicht vollzieht und, das Emigrantendasein beobachtend, bekennt: „... jede kleinste Veränderung jenseits der Grenze beobachtend, jeden Ankömmling eifrig befragend...“. Emigranten zu allen Zeiten haben alle die Erinnerung an ihre Heimat in sich getragen. Sie suchten aber auch im Geiste die Grenze transzendierend, die wahre „echte“ Heimat. In ihnen war die Aufbruchsstimmung des Abraham, aber auch die Sehnsucht des Odysseus nach dem Verlorenen.

In Peter Härtlings Werk dreht sich vieles um den letzten Sinn von Heimat. Das gilt für sein eigenes Leben und auch für das Leben derer, die er interpretiert. Er ahnt etwas von „Heimkehr“, wenn er in aller Deutlichkeit bekennt: „Man muß von wo kommen, um heimzukehren.“¹⁶⁷) Denn schließlich hatten wir die Heimat alle einmal. Ob wir sie noch haben, hat mit unserer individuellen und sehr häufig mit der Geschichte überhaupt zu tun¹⁶⁸).

Was ist diese Heimat nun? Ist es nur eine „erdachte Heimat“¹⁶⁹), ein Fluchtpunkt, zu vergleichen mit Mörike's „Du bist Orplid, mein Land?“ Erfahren wir sie „als das uns Nächste und als das ersehnte Entfernteste?“¹⁷⁰) Es kommt darauf an, um Heimat zu erfahren, den „engsten Kreis zu verlassen, um im weiteren zu gedeihen“. Aber das bedeutet auch „die Schmerzen der Grenzübertritte weiterzudenken und weiterzuleben“¹⁷¹). Die Vergegenwärtigung der Heimat ist „erreichte Utopie“¹⁷²), auf diese Weise geschieht Heimkunft und die „Dichter als Zeugen kehren in ihren Gedanken und Gedichten in eine andere, erneuerte Heimat zurück“¹⁷³). Wie bei kaum einem anderen zeitgenössischen Schriftsteller kommt dieses dialektische Gefühl des Erinnerns und des zu Erreichenden im Blick auf Heimat bei Peter Härtling zum Vorschein.

Wir können das in seinem ganzen dichterischen Werk verfolgen¹⁷⁴). Die Identität zwischen der Sache Heimat und dem literarischen Ausdruck ist bei ihm vollzogen, man könnte sagen: Heimat ist hier als innerer Wert für den Menschen rehabilitiert, wobei in allen seinen Aussagen spürbar wird das Zarte und Zerbrechliche dessen, was Heimat für uns Menschen eigentlich ist. Es ist ihm bewußt, man kann Heimat nur erfahren, wenn man sie als Gegenstand transzendiert, man kann Heimat nur haben, wenn man bereit ist, sie auch zu verlieren. Heimat ist nur als Sein, nicht als Haben zu erfassen, um mit den Kategorien von Erich Fromm zu reden.

Auch aus dem Elsaß kommen in unseren Tagen Impulse, die aufhorchen lassen, aus einem Land, in dem zu allen Zeiten die Sache Heimat als solche immer eine wichtige, sogar bestimmende Rolle gespielt hat, gerade weil dieses Land seit dem Westfälischen Frieden 1648 einem nichtdeutschen, dem französischen Staatsverband und Kulturbereich, unterstellt war, dort aber mit der Zeit sich einrichtete, aus einem Land demnach, das nach den Peripetien der Geschichte äußerlich den Eindruck des Müdegewordenseins machte, in dem die Menschen weithin zu resignieren schienen. — Aus dem Erlebnis dessen, was Sprache ist — das ist das Wesentlichste dabei — wie diese den Menschen formt und bestimmt, erfahren Dichter im Elsaß in der bedrohten Situation wieder das „Wissen um Heimat“. Aus dem Protest geboren, aber doch auch in Anknüpfung an alte Spuren¹⁷⁵), sind von ihrer Heimat verpflichteten Dichtern Initiativen über den Rahmen des Landes hinausgegangen. Die Idee einer „Alemannischen Internationale“ bekam Leben und Gestalt. Neben Adrien Finck, dem Innerlichen und Feinfühligem, („Harzsprach, Heimesprache“)¹⁷⁶), steht der urwüchsige André Weckmann, der aus dem Erbe seiner Heimat die Stoffe sammelt¹⁷⁷) und sie gestaltet. Weckmann weist darauf hin, daß es „im Elsaß keine Heimat ist wie bei anderen“, daß sie eher einer „Heimat im Ausverkauf“ gleicht.

Und warum dies? Zum einen steht und fällt mehr als sonstwo die Heimat Elsaß mit der Sprache und manches ist dieser Heimat Elsaß durch die französische Kultur auch eine Tür zu einer anderen Welt geöffnet. Konvivialität ist's, was diese Heimat Elsaß prägen muß, was für sie Zukunft ist, um des elsässischen bodenständigen deutschen Idioms willen soll aber nach Weckmann die „Memoria, das Gedächtnis der Gemeinschaft und der Ausdruck des miteinander Erlebten“ Gestalt gewinnen, mit dieser Aussage deutlich in den Spuren Schickeles gehend: „Wir kennen uns ja selber nicht, da wir uns dauernd suchen. Aber wenn wir uns mal gefunden haben, ja dann, ja dann . . .“¹⁷⁸).

Um im Elsaß zu bleiben: Claude Vigée, der „zugleich Jude und Elsässer“ ist¹⁷⁹), hält seiner Heimatsprache liebevoll die Treue. Er tat es im Exil nach 1940 im Vichy-Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika und jetzt auch, da er im neuen Staat Israel sesshaft geworden ist. Sprache, genauer Mundart, als Heimat ist für Vigée immer „Selbstvergewisserung“. Dazu bekennt er: „Wir wollen bleiben, was wir werden.“ Er tut das, indem er sich wie Abraham von seines Vaters Haus wegriß und in das Unbekannte aufbricht. Er spürt in seiner Existenz als der „ewig Exilierte“ eine grenzenlose Identität, die es „rein mit dem freiesten Vorsprung in die Zukunft zu tun hat“, bei dem „Exil und Rückkehr miteinander verbunden“ bleiben¹⁸⁰). In der Reihe der Juden, denen wir bisher begegneten, steht Vigée ganz in der Nähe des in die Fremde aufbrechenden Abraham. Als Quintessenz seines Erlebens von Heimat formuliert Vigée auf elsässisch: „I hab noch niemols mini Heimet verlon. Niemols kumm i bis anne.“¹⁸¹) Gerade an diesem Beispiel wird mehr als deutlich: Heimat kann nie das Produkt einer Abgrenzung sein, im Gegenteil: Heimat bedeutet immer geistige Öffnung. Sie ist der Grund zur Erweiterung unseres menschlichen Horizonts, auf keinen Fall steht sie, so gelebt, einer Entwicklung zum Weltbürgertum im Wege.

Diese elsässische, literarische und geistige Szene — Weckmann schreibt auf hochdeutsch, elsässisch und französisch, Vigée ist ein anerkannter französischer Dichter — macht uns gerade deutlich, daß die Vorstellung von Heimat nicht ins Enge, Provinzielle, Zurückgebliebene, Verstaubte führen muß, daß sie im Gegenteil geistig produktiv und kreativ von ihrem Ansatz her sein kann. Heimat in dieser Art — und wer sollte uns daran hindern, sie so zu leben und zu verstehen?! — ist dann auch nicht das Land hinter der Front — um einen Ausdruck aus den beiden Weltkriegen zu gebrauchen — sondern „ein erblicktes Glück jenseits des Zaunes“¹⁸²) (Ezzelino Wedel). Wenn Marcel Proust in seinem siebenteiligen Werk¹⁸³) davon schreibt, daß die „wahren Paradiese verloren sind“, so müssen wir mit Ernst Bloch dem entgegenhalten, daß „Heimat immer ein Entwurf in die Zukunft“ ist. Die Kindheit ist wie ein Schlüssel, um Heimat zu bewahren. Darum sollten wir mit Ingeborg Drewitz gerade in dieser Sache an den „Anfang denken, der uns abhanden gekommen ist“¹⁸⁴).

Man darf sich geradezu glücklich preisen, daß diese Dichter und Denker — die gleichzeitig wache Zeitgenossen sind —¹⁸⁵) die Sache Heimat aus dem langsamen Dahinsiechen in Perversion und Demontage, in der sie bedauerlicherweise hineingedrängt worden war, wieder zum Leben erweckt haben. Nicht nur, daß ein Prozeß im Verständnis dieses Wortes und Begriffes stattgefunden hat, dieses deutsche Wort und mit ihm der damit zusammenhängende Begriff leiten selbst wieder einen Prozeß ein. Damit sind wir Ernst Bloch ganz nahegekommen, der Heimat immer als einen Prozeß auffaßt. So verstanden, haben wir auch die objektivistisch engen Ausformungen im Verständnis von Heimat hinter uns gelassen und uns der dynamischen Auffassung genähert, wie sie ja auch gerade Bloch vertritt. Übersehen wollen wir aber nicht, daß diese geistige Schau auch ins Tragische führen kann, wenn z. B. der russische

Emigrant Alexander Sinowjew als Bekenntnis von sich gibt — und dieses dann auch in seinem Leben aushalten muß — daß er wohl zurückkehren möchte in seine Heimat, dann aber hinzufügt: „aber zurückkehren werde ich nie“¹⁸⁶). Auch die Gefahr des Nihilismus ist nicht zu übersehen, wenn etwa der Perser Cyrus Atabay, der in Berlin aufgewachsen ist und jetzt in der Bundesrepublik lebt und lehrt, im Gedicht formuliert: „... und doch gibt es einen Ort, wo es grünt. So ist es wenn man den Träumen traut...“¹⁸⁷).

Heinrich Hauss macht deutlich, daß der Bloch'sche Begriff Heimat kein historisch oder räumlich identifizierbarer Gegenstand ist¹⁸⁸), was wir ja durch die angeführten dichterischen Zeugnisse mehr als zureichend dokumentiert haben. Nach Bloch¹⁸⁹) sind wir „unterwegs zur Heimat, in der wir noch nicht sind“, Heimat, das ist das „Herzstellende“, ist „Heimkehr zu einem Gemäßen“. Heimat bedeutet „in seine Welt kommen“. Sie ist das „wetterleuchtende Land, wohin die Geschichte führt“, das „Aufblitzen vom utopischen Endzustand“. Sie ist „Antizipation“ des bisher nicht Gekannten; für Bloch ist nämlich die „Genesis nicht am Anfang, sondern am Ende“. Geschichte besteht für diesen Denker im Status der „Noch-Nicht-Entschiedenheit“. Heimat hat im letzten „Verweiskraft über die Grenzen hinaus“, in allem im Leben ist eigentlich „Sehnsucht nach Heimat“ erkennbar. Wer wollte hier Bloch eigentlich absprechen, daß er hier genuin biblisches Gedankengut nicht nur aufgenommen, sondern auch interpretiert hat?! Denn auch die biblische Apokalyptik des Alten und Neuen Testaments weiß darum, daß der Anfang im Ende wiederkehrt. Und leugnen können wir auch nicht, daß diese Gedanken eine befreiende Wirkung auf die Menschen haben können.

Die Deutung des Kritikers Alfred Kerr „Heimat gleich: ‚Kindheit, Wiegenklang, Sprachgewöhnung und Erinnerungszwang“¹⁹⁰) ha-

ben sich nach dieser Bloch'schen Interpretation relativiert. Bloch selbst sah in seiner Heimatstadt Ludwigshafen, an der er zeitlebens sehr hing¹⁹¹), gegenüber dem viel älteren Mannheim, auch ein Symbol, das nach vorne wies¹⁹²) und ihn beflügelte.

An Ernst Bloch haben wir aber auch einige Rückfragen. So ist bei ihm die Bezeichnung „Kategorie und Prinzip“ für „Heimat“ angeführt¹⁹³). Ist er damit aber nicht gerade der statischen Verfestigung, indem er die Sache, um die es ihm geht, auf den Begriff gebracht hat, erlegen? Ist Kategorie, Denkkategorie, zumal nach Kant'schem Verständnis, nicht doch zu sehr Verstandesbegriff, als Struktur eines Seinsbereiches zu statisch, und kann er als solcher dann der Zielsetzung des Wortes und Begriffes Heimat entsprechen, wie Bloch das wohl im Auge hat, wenn er mit allen seinen Aussagen das Dynamische dieses Wortes und Begriffes betont!? Zu fragen wäre bei ihm auch: Können wir die Sache Heimat allein und ausschließlich nach seiner, der Bloch'schen Auslegung, als das Herzstellende, verstehen und gebrauchen? Hat nicht auch das „Haben“ in der Bedeutung von Heimat seine Berechtigung? Odysseus hat ja auch seine ganze Anstrengung darauf gerichtet, seine Heimat wieder in Besitz zu nehmen. Und ist es nicht einfach notwendig, um eine Vorstellung, wenigstens eine Ahnung, zu bekommen von dem, was Heimat ist, diese auch aus der Erinnerung anderer vermittelt zu bekommen?! Auch die Tradition redet mit. Hilfreich kann uns bei diesen Fragen eine Aussage von Paul Tillich sein, der in seinem Leben mehrfach diese Spannung des Überschreitens ausgehalten hat: „Überschreiten der Grenze...“¹⁹⁴) ist radikales Fragen und Vorstoßen zu dem Neuen, Unbekannten... dann, wenn das erfolgt, ist Fremde nicht das räumliche andere, sondern das Zeitlich-Zukünftige, das ‚Jenseits‘ der Gegenwart... In allen diesen Beziehungen stand ich von jeher, und je länger desto mehr, zwischen Heimat und Fremde.“

XI.

Kann die Theologie eine Hilfe geben zum Ver- stehen der Sache Heimat?

Es ist eine notwendige Frage. Die Antwort kann hier nur angedeutet werden und nur in groben Zügen erfolgen. Die Frage ist auch deshalb berechtigt, weil Theologie immer nach dem Urgrund des Lebens fragt. Gerade die Tatsache, daß die Sache Heimat in der Maßlosigkeit und Hybris des Dritten Reiches ganz und gar pervertiert wurde, muß uns zu einer sorgfältigen Überlegung führen. Das aber geschah bisher nicht in ausreichendem Maße, weil die deutsche Theologie, vor allem die evangelische, von der Tradition her bis zum Zweiten Weltkrieg auf die völkisch-nationale Seite eingeschworen war und die heraufkommenden Gefahren darin gar nicht sah oder falsch einschätzte und deshalb auch den Herausforderungen in diesen Fragen nicht entgegentreten konnte. Umgekehrt, weil man jetzt meint, daß auf eine Zeit der Überschätzung von Volk und Volkstum ihre Unterschätzung jetzt am Platz wäre, hat man dann nach dem Zweiten Weltkrieg diese Frage auf die Seite geschoben¹⁹⁵). Was hat die Theologie zur Sache Heimat zu sagen? Kann sie überhaupt ein Verständnis aufbringen, das Verbindlichkeit hat? Genügt es nicht, wenn wir uns hier ganz einfach an die Auslegung Martin Luthers zur Vierten Bitte des Vaterunsers halten, der dort lehrt: „Alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, wie . . . Haus, Hof . . . gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen?“ Ist die Heimat hier nicht auch miteingeschlossen? Das dürfen wir doch mit Sicherheit annehmen.

Die katholische Moraltheologie, in die Heimat als Begriff einzuordnen ist¹⁹⁶), erkennt innerhalb der „Pflichten des Apostolats für das Reich Gottes in den sozial-personalen Lebensbereichen“ die „Pietätspflichten bezüglich Volk, Heimat, Vaterland“ an. Auch das „Recht auf Heimat“ wird in diesem Rahmen gesehen. Begründung dafür ist „die Wertschätzung des Irdischen, die Entfaltung der

menschlichen Kräfte, die Arbeit in Familie, Staat und Gesellschaft sittlich gut bzw. pflichtmäßig, soweit diese Tätigkeit an den Geschöpfen dem höchsten, sittlichen Zweck unter- und eingeordnet ist“¹⁹⁷). In diesem Bereich des Naturrechts orientiert sich das alles in mittelbarer Beziehung zu Gott als dem höchsten, sittlichen Zweck.

Für Thielicke¹⁹⁸) hat die Sache Heimat als menschliches Gut Anteil an der Schöpfungsordnung Gottes, als „Erscheinungsform“ innerhalb der Ordnung Gottes in dieser Welt steht sie in der Reihe von Dingen, mit denen sich die Bewahrungsgnade äußert. Als Ordnung dieser Welt ist sie aber auch der Sünde und der Versuchung der Menschen immer ausgesetzt, was sich ja im Dritten Reich überdeutlich gezeigt hat. Wo die „eschatologische Relativierung“ aller weltlichen Dinge außer Acht gelassen wird, da erfolgt immer wieder Versuchung. Heimat kann darum für den Menschen immer nur etwas Vorletztes sein, sie ist geliehenes Gut für den Menschen. Aber vom Letzten, von Gott her, empfängt sie auch wieder ihre Würde. Thielicke sagt in aller Deutlichkeit, daß Heimat nicht fahrlässig verschleudert werden sollte — auch wenn sie nur verliehenes Gut ist. Sie ist ein Damm gegen die Entfremdung und gegen die Vereinzelung, innerhalb der Zerstreuungstendenzen in dieser unserer Welt stärkt sie die Kräfte der Integration und wehrt sie der Destabilisation bestimmter Bezüge und Ordnungen im Zusammenleben der Menschen. Bei aller Zurückhaltung in der Formulierung zeigt dieser Theologe, daß Heimat für uns eine positive Bedeutung hat, aber auch, daß wir mit diesem Gut verantwortlich umgehen sollten. Sie hat nach ihm vor allem eine soziale, eine allgemein-menschliche Funktion zu erfüllen. Thielicke übersieht keineswegs die statischen Komponenten an der Sache Heimat, wie sie immer als Gefahr vorkommen, sie können den Wert der Heimat als solche aber nicht aufheben.

Karl Barth hat in dem gewichtigen Kapitel „Die Nahen und die Fernen“ innerhalb seiner

„Kirchlichen Dogmatik“¹⁹⁹) auch zur Frage Heimat Stellung genommen, wenn er schreibt: „Die Heimat ist der nahe Raum, von dem aus er (der Mensch) in die Ferne blickt und auch wohl in die Ferne zieht, wobei es doch dabei bleibt, daß er von ihm aus sieht, aus ihm herkommt: aus ihm und eben damit aus dem Volk, das dort mit ihm zuhause ist . . . dann ist es von demselben Gott her immer zugleich so gefügt, daß er sich in dem Bereich von Sprache, Raum und Geschichte mit diesen Menschen zusammen, mit jenen (den Fernen) zunächst nicht zusammenfindet, daß er sich also im Bereich der Nahen und Fernen an diesem und diesem bestimmten Ort befindet.“ Aber Barth weiß auch, daß Heimat (u. a.) „ . . . im Lichte des Gebotes (Gottes), dem er (als Christ) gehorsam sein möchte, keine bloße Natur- oder Schicksalsfügung sei, gerade weil sie keine religiöse Gewalt über ihn haben darf, gerade weil sie ihm nur im Zusammenhang seiner Heiligung durch Gottes Gebot wichtig werden kann . . . “ und auch um dieses: „ . . . wo Gottes Gebot laut und vernommen wird, da erweisen sich auch die Begriffe Heimat, Vaterland, Volk, ohne daß sie ihren ursprünglichen Sinn verlieren müßten, als erweiterungsfähig. Wer im Gehorsam lebt, der kann, ohne untreu zu werden, auch in der Fremde zuhause sein . . . “. Barth sieht über die statische Seite in der Sache Heimat hinaus. Er kennt das Eine und das Andere. Es wäre aber gearde dort bei Karl Barth zu fragen, ob er diese Dialektik in seinem Verhalten immer konsequent eingehalten hat.²⁰⁰?

Den Gedanken des Loslassenkönnens ergänzt Hans-Horst Schrey²⁰¹): „Es gehört zur Freiheit des Menschen, daß er sich besser als jedes andere Lebewesen von seiner ursprünglichen Umwelt lösen und eine neue finden oder schaffen kann. So wenig Gott ein an Blut und Boden gebundener Gott ist, ebensowenig ist es der Christenmensch“, was Wilhelm Brepohl²⁰²) in einem kontrapunktischen Sinn ergänzt, wenn er schreibt: „Verlust der Heimat ist daher der schwerste Verlust überhaupt;

der Mensch verliert seine Orientierung und seine Ortung, seinen Halt in der Umwelt.“ Deutlich geworden ist uns in diesen Zitaten die Ambivalenz im Blick auf den Begriff Heimat. Aber ist das verwunderlich nach den biblischen Aussagen und den geistigen Traditionen des Seßhaftwerdens einerseits und des Loslösens vom Angestammten andererseits? Ein Christ wird immer nur in spannungsreicher Beziehung zur Sache Heimat stehen können²⁰³), was aber in der Praxis — auch des Glaubens — viel schwerer zu leben ist als in der Theorie. Die Theologie kann hier wohl gar nicht die eindeutige Antwort geben, sie kann nur einen gewissen Rahmen abstecken. Theologie und Kirche haben auf die Sache Gottes, auf Gebot und Evangelium hinzuweisen und diese dem Menschen ans Herz zu legen. Aber dazu könnte Barth doch eine Hilfe anbieten mit seiner Aussage²⁰⁴): „Und wenn es ihm (dem Menschen) nun ernst damit ist, dem Gebot Gottes, so wie es ihn angeht, ganz und also mit Einschluß dieser seiner räumlichen Bestimmtheit, gehorsam zu werden, dann ergibt sich daraus zweifellos auch eine entsprechende Liebes- und Treuepflicht dieser (der Heimat) gegenüber.“ Wo aber hat diese Treuepflicht ihre Grenzen?

Heimat als dialektischer Begriff

Odysseus und Abraham sind uns als Archetypen bei unseren Annäherungen geschichtlicher, kulturgeschichtlicher und phänomenologischer Art zum Wort und zum Begriff Heimat immer wieder begegnet. Wir hörten von Seßhaftigkeit, Beharrung, statischem Verhalten, von Aufbrüchen, erzwungenen, aber auch von Aufbrüchen, die freiwillig erfolgen oder im Gehorsam sich vollzogen, von seiten von Einzelnen und von ganzen Gruppen. Einer Pervertierung in der Sache Heimat begegneten wir mit Schrecken, aber auch von Mißbrauch, von Korrumpierung, Instrumentalisierung, Verpönung, ja sogar von Verkitschung war die Rede. Wir entdeckten aber auch, daß Menschen nach Heimat suchten,

weil sie einen Mangel in der Sache verspürten, weil ihnen das zur Heimat Zugehörige abhanden gekommen war. Unter geographischen, rechtlichen, etymologischen, regionalen, sprachlichen, literarischen, soziologischen und sozialen Aspekten gingen wir an diese Annäherungen heran. Es ist uns dabei nicht entgangen, wie Menschen in verschiedenen gelagerten Situationen grundverschieden reagieren, wie das soziale Herkommen in vielen Fällen ausschlaggebend war, wie die äußere Geschichtsentwicklung, sogar die modischen Strömungen der verschiedenen Epochen, sich auf das Verständnis dessen auswirkten und es nachhaltig beeinflussten, was Heimat ist und was sie für den Einzelnen und die Gemeinschaft in Deutschland bedeutet. Wir wollen angesichts dieser Sachlage auch gar nicht einmal den Versuch wagen, das alles zu harmonisieren. Dabei wird uns deutlich, daß wir schwerlich behaupten können, in der Sache Heimat den ganzen Sinngehalt gefunden zu haben.

Wer unter uns hat eigentlich Anspruch auf den deutschesten aller deutschen Begriffe? Wer wird seine Fülle deutlich machen können?

Es war notwendig diese Sache Heimat gründlich zu hinterfragen. Das muß zu jeder Zeit immer wieder neu erfolgen. Bei unserem Versuch ist uns die Dialektik von Nähe und Ferne bewußt geworden, die in dem Wort und dem Begriff Heimat liegt, eine Dialektik, die auch nicht so ohne weiteres zu beseitigen sein wird. Sie muß einfach ausgehalten werden. Diese Nähe und Ferne zugleich können wir an vielen dichterischen Aussagen von Friedrich Hölderlin beobachten. Es gilt dabei — auch und gerade im Blick auf das, was Heimat für uns ist — sein Ausspruch: „Was aber bleibt, das stiften die Dichter.“ Vielleicht ist gerade unter den Dichtern von niemandem sonst die innere Ferne und Distanz zur angestammten Heimat und die Sehnsucht nach der Nähe zur reinen Heimat der Seele so intensiv erlitten und beschworen worden wie gerade bei Friedrich Hölderlin. Wer sollte au-

ßer den Dichtern dieses Schwebende von Erdhaftem und Idealem zugleich in der Sache Heimat wiedergeben können?

Gerade bei Hölderlin ist es schwer, zum eigentlich Gemeinten in punkto Heimat durchzudringen. Das hängt nicht nur mit der zuweilen dunklen dichterischen Formulierung und Metaphorik zusammen, sondern noch mehr damit, daß dieser Dichter in seinen Aussagen von mystischen und mythisierenden Elementen vor allem im Dritten Reich überlagert worden ist, als man aus ihm den Erneuerer des Zukünftigen machen wollte und ihn pseudoreligiös für die Ideologie des Nationalsozialismus aufbereitete und mißbrauchte. Zweifellos kommt bei Hölderlin das auch zur Geltung, was wir ganz einfach und prosaisch als Heimatliebe apostrophieren können²⁰⁵). Auf sonderbare Weise vermischen sich bei dem Dichter die geographischen Angaben: es fallen bei ihm in eins zusammen Landschaften und Topoi seines Erlebens und des nur im Geiste Geschauten und Geahnten, als da sind Hesperien und Kolonien, Indien, Kaukasus, Orient und Okzident²⁰⁶), diese aber jeweils wieder in ihrer Polarität und Gegensätzlichkeit: Patmos und Schwarzwald, Asien und die Weinsteig (in Stuttgart), Kaukasus und Spitzberg (bei Tübingen), Archipelagus und das glückliche Stuttgart²⁰⁷) . . .“. Es ist darin nicht nur dichterische Freiheit, sondern eher eine geistige Wirklichkeit²⁰⁸) zu erkennen. Im Gedicht „Heimkunft“ drückt der Dichter die Verbundenheit mit der Heimat so aus: „ . . . freilich wohl! Das Geburtsland ist's, der Boden der Heimat. . . heimzugehen, wo bekannt blühende Wege mir sind . . .“. Und an diesen Gedanken anklingend heißt es im Gedicht: „Rückkehr in die Heimat“: „ . . . lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad/der Lieb, und all ihr Pfade des Wanderers./Lebt wohl, und nimm und segne du mein/Leben, o Himmel der Heimat wieder.“ Und dann fast zärtlich klingt diese Melodie weiter im Gesang: „Der Gang aufs Land“: „ . . . aber schön ist der Ort, wenn in Feiertagen des Frühlings/aufgegangen das Tal, wenn mit dem Neckar

herab/Weiden gründend und Wald und all die grünenden Bäume/zahllos blühend weiß, wallen in wiegender Luft . . .“. Und dann wieder in „Heimat“ (also am gleichen Ort dicht nebeneinander) jenes andere Gefühl: „. . . reizend hinauszugehen in die vielversprechende Ferne . . . Und noch höher hinauf wohnt über dem Lichte der reine/selige Gott . . .“. Und dann dazu noch: „. . . was du suchest ist nahe, begegnet dir schon . . .“, was aus dem „Hyperion“ ergänzt werden könnte mit dem Zitat: „. . . und wie die Vergangenheit öffnete sich die Pforte der Zukunft . . .“²⁰⁹). Aber auch Traurigkeit, Sehnsucht nach dem Verlorenen klingt auf in dem Gedicht „Die Heimat“: „Wohl möcht auch ich zur Heimat wieder . . .“. Bedenkenswert gerade bei der Interpretation ist Heideggers Bemerkung: „Die Elegie ‚Heimkunft‘ ist nicht ein Gedicht über die Heimkunft, sondern die Heimkunft selbst.“²¹⁰) Wahre Freude besteht ja darin, heimzukehren.

In einem Brief an Böhlendorf vom 4. 12. 1810 schreibt Hölderlin: „. . . aber das Eigene muß so gelernt werden seyn wie das Fremde“²¹¹). Martin Walser bemerkt zum Gedicht „Heimkunft“: „. . . Hölderlin bietet darin nicht bloß Namen an für Vergangenheit, Gegenwart und Ahnung der Zukunft. Er erzählt geradezu davon, wie es einem zumute ist, der alles benennen möchte und doch Scheu empfindet . . .“²¹²), was ja Martin Walser auch selbst erlebt hat, seinem „Hölderlin auf dem Dachboden“ nach zu urteilen.

Minder kann zu der Dialektik von Nähe und Ferne bei Hölderlin, aber auch von Aufbruchstimmung und Sehnsucht nach der Fremde einerseits, und der Natur- und Heimatverbundenheit andererseits folgern:²¹³) „Hölderlin gehörte der Heimat selbstverständlich zu und war ebenso Kosmopolit — wir hörten davon schon — den es immer wieder aus der Enge in die Weite zog, und der, kaum draußen, zurückstrebte in die vertraute Nähe, wie es ihn im Geist nach Griechenland und in den Orient trieb und wieder heim ins Vaterland.“ Im gleichen Menschen und fast

zur gleichen Zeit ist in diesem Menschen Hölderlin, der wie kaum ein anderer auch ein tief Ahnender war, beides vorhanden: das Nahe und das Ferne, da ist der Drang zur Heimat, Odysseus, und da ist auch Abraham, der aufbricht in die Fremde, ins Andere, ins Neue.

Angesprochen ist hier das Verhältnis zwischen Heimat und Universalität der weiten Welt, nicht nur bei Hölderlin, sondern auch bei uns als Möglichkeit des Lebens. Zu bedenken wäre auch noch die notwendige Synthese zwischen der regionalen Bindung des Menschen und seiner modern-kosmopolitisch-liberalen Bildung und Weltbürgerlichkeit. Manche mögen das als einen nicht zu überbrückenden Gegensatz sehen, ist er es aber? Wie aber kommt es zur Identität bei den Menschen — das geht nun nicht allein den Deutschen an, sondern betrifft alle Menschen aller Völker — von Landschaft und Kulturkreis, von Raum und sozialem Gefüge, was ja alles zum Inhalt der Heimat gehört? Der Gedanke an Heimat ist als solcher immer wie ein Schlüssel bei allem, was wir denken und tun: wir müssen uns die Tür zur Heimat öffnen lassen, das Wissen um Heimat muß uns erfüllen. Heine weiß um dieses, wenn er aus Paris 1824 schreibt: „. . . ich weiß nur zu gut, daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebelement nicht herauskann . . .“ und „. . . meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls . . .“²¹⁴). Und Martin Walser ergänzt diesen Gedanken: „Heimat ist eine Art Goldreserve“²¹⁵), wozu aber doch auch gehören sollte die „Achtung vor dem absolut Lokalen“. Vigée²¹⁶) sagt es schlicht und einfach: „Exil und Rückkehr bleiben immer miteinander verbunden“, im Sinne von Kontinuität und Tradition auf der einen, und Erfahrung von Wandel und Veränderung auf der anderen Seite²¹⁷).

Wir fragen uns: Ist eine solche Haltung auch politisch und praktisch möglich? Wie können wir vom Provinzialismus, von Selbstgenügsamkeit in unserem Denken und Handeln im

Alltag bewahrt werden, denn gerade im Alltag des Lebens sollte sich doch auch etwas von dem weiten geistigen Horizont zeigen, wie können offene Fenster, offene Türen hier entstehen? Vielleicht kann uns hier Arnold Bergsträsser²¹⁸) helfen, wenn er deutlich macht, daß der Nationalist einem Provinzialismus verfallen wird „... wenn er sich nicht auf seinen gemäßen Ort in einem auch kulturell globalen Horizont der Gegenwart kritisch besinnt“. Dazu bietet Lew Kopelew²¹⁹) auch seine Hilfe an, wenn er bekennt: „Heimatgefühl und eine gewisse Internationalität lassen sich verbinden... Wenn man sein eigenes Volk wirklich achtet“ — wir könnten Volk auch durch Heimat ersetzen — „braucht man auch die Einflüsse anderer nationaler Kulturen auf sein Volk nicht zu verheimlichen“. Wirkliches Daheim-sein, Wurzeln haben in seinem Eigenen, das gibt erst ein Identitätsgefühl, das führt aber auch zum anderen Menschen. Hier könnte dann auch die Theologie, die uns an den anderen bindet, weil es Gott so will, helfen.

Um „Heimat zu finden“, um „Heimat zu haben“, um „Heimat zu lieben“, ist unbedingt das Zusammenspiel mit dem, der „Heimat sucht“, vonnöten. Es ist noch mehr erforderlich: nämlich den auch geistig zu achten, der „aus seiner Heimat aufbricht“. Heimat bedeutet darum dem Sinne nach „Teilnahme, Dazugehörigkeit“, aber auch „Beseitigung von Grenzen und Zäunen“ und damit zusammenhängend: „Erweiterung, Ausdehnung, Entdeckung... Jede schon gefundene Heimat ist vorläufig, solange sie anderen noch verwehrt ist; sie wird es so lange bleiben, wie es noch Fremdes gibt, das nichts Vertrautes herzeigt.“²²⁰) Und eine Hilfe gibt uns auch Adrien Finck zu Hand, wenn er in der Utopie eines Gedichtes den Gedanken weitergibt²²¹): „... wir können die Geschichte neu anfangen / besser machen / ein Land eine Sprache sein / hinter der Heidemauer / uns lieben lernen und dann / die Grenzen sprengen / schaffen still den Bund“ (Der Begriff „Heidemauer“ ist vieldeutig. Es ist zuerst an die keltische Hei-

demauer auf dem Odilienberg im Elsaß zu denken.) Warum sollte das nicht möglich sein? Gerhard Storz²²²) bringt das, was uns bewegt, im Blick auf Heimat, auf eine knappe Formel: „... diese ist Landschaft, die den Menschen anliegende Region von Natur, Geist und Ordnung, gleichsam eine Erweiterung seines Hauses und zugleich Abbild des Fernsten, Allgemeinsten, kaum mehr Faßbaren, nämlich der Welt, ‚Heimat‘ nennen wir diesen innersten Kreis und daß wir sie so verstehen, als bergenden und zugleich prägenden Ursprung, also durchaus nicht als zufällig-gleichgültigen Umstand...“. Wenn jemand wirklich in einer zweiten Heimat Fuß gefaßt, so wird diese doch immer nur Hinweis auf die erste sein können²²³).

Ob nun mehr zu suchende oder zu schaffende oder bergende Heimat als Impetus uns bewegen sollte, ist wohl gleich, wenn wir geistig zugleich innerlich an der „Heimat hängen“, am Nahen, und zugleich offen sind für die Weite, wie wir es von Hölderlin her gelernt haben. Es könnte das wie bei ihm auch bei uns zur dialektischen Einheit werden: als Verlangen nach Heimat und als Verlassen der Heimat in einem Wurf, der mich sozusagen transzendiert. Es ist gut, daß beides in uns Menschen vorhanden ist: das Beharrende neben dem Aufbruch, damit jedes jeweils in uns vom anderen korrigiert werden kann, damit die Gefahr und die Versuchung der Heimat als dem „stillen Winkel“ und auch die „Verklärung der Heimat“ vermieden werden können. Am schönsten und wohl auch am typischsten, hat das, was uns im Blick auf Heimat bewegt, wieder ein Elsässer, Jean Egen, in seinem Roman „Die Linden von Lautenbach“²²⁴) in einer hintergründig und doch so einfach, aber eindrücklich wirkenden Szene anlässlich des Sterbens seiner Mutter in einem Krankenhaus in Paris am 31. Juli 1976 wiedergegeben. Es heißt dort: „... ich fragte sie — die Mutter — was ihr fehle“, „I wott heim“, sagte sie, womit die Mutter ihr Haus und ihre Heimat im Elsaß zugleich meinte²²⁵). In dieser Antwort liegt eigentlich alles drin, was

Heimat ist, was Heimat bedeutet, was Heimat gibt, und das nicht nur für den Elsässer, nein auch für den Franzosen, für den Deutschen und nicht zuletzt für den Europäer. „I wott heim“, darin äußert sich die Sehnsucht des Menschen in unserer Welt, der heim möchte, um daheim zu sein.

Um noch einmal Lew Kopelew²²⁶), auch wieder einen, der unterwegs ist, zu Wort kommen zu lassen, sei sein Bekenntnis, auch als Quintessenz unserer Annäherungen über Wort und Begriff Heimat interpretierend, zitiert: „Patriotismus, die Verbundenheit mit seiner Heimat, zur heimatlichen Sprache, zur heimatlichen Tradition, das ist etwas absolut Natürliches. Ein Mensch, der seine Heimat nicht liebt, der seine Sprache nicht liebt, der seine Geschichte nicht schätzt, und dem sie nichts wert ist, der ist ein unglücklicher, ein kranker Mensch. Dem fehlt etwas sehr Wichtiges.“

„Einen Halt im wogenden Meer brauche ich, einen festen Punkt, wo ich angebunden bin, eine Verankerung, die festgemauert ist, wo ich nicht so leicht losgelöst werden kann. Aber auch wegfahren will ich können, hinaus ins Ungewisse, wo gar kein Halt sein wird, wo das Fremde ist, wo Neues auf mich wartet! Und dann will ich zurückkehren können in den sicheren Hafen, an die feste Mauer, zum eisernen Ring, der mich hält.“²²⁷)

Das ist die Heimat, meine Heimat, das Bergende und das Unterwegssein, das Suchen und das Aufbrechen, wie viele sie erlebt haben und in sich tragen. Sie muß einem aber immer wieder neu geschenkt werden; die Heimat ist ja auch immer wieder bedroht . . . „Deshalb lieben wir es“ (das Elsaß als Heimat), meint André Weckmann²²⁸), „weil es verletzbar ist“. Ist es nicht gerade dieses Verletzbare, das uns erst Heimat erschließt, das uns an die Heimat bindet, das uns sie ans Herz bindet? Es ist die-

se Heimat das, was René Schickele im Geiste sieht, wenn er im Gedicht andeutet: „ . . . diese stand vollendet, lang bevor ich war“, hier berührt er sich mit dem Bekenntnis von Ernst Bloch: „ . . . Heimat, worin noch niemand war.“ Das, was war, und das, was sein wird, machen erst Heimat aus²²⁹).

Wir haben mit zwei bekenntnishaften Äußerungen unsere Annäherungen des Begriffes und des Wortes „Heimat“ eingeleitet. Darum sei uns jetzt zum Abschluß nochmals die Wiedergabe eines persönlichen Bekenntnisses erlaubt, das geradezu wie in einer Zusammenfassung das aussagt, was Verfasser als befreiende Erkenntnis über seinen Meditationen unterwegs gewonnen hat, es stammt von René Schickele: „ . . . Heimat, das ist für uns eine so köstliche, so lebendige Tatsache, daß wir darüber die unvermeidlichen Irrwege vergessen. Menschen und Umstände können uns die Heimat verstellen, so daß wir nicht zu ihr hinfinden, sie verloren geben. Aber immer sind wir selbst es, wir allein, die ihr notgedrungen oder leichtfertig untreu werden, und wir brauchen nur reinen Herzens da zu sein, um den Ursprung wieder zu finden.“²³⁰)

Sicherlich dürfen wir dann mit Hilde Domin²³¹) rückblickend auch sagen: „Heimat wäre das Selbstverständliche, wenn sie selbstverständlich wäre.“ Dem kann Leon Krier, der für das Bau- und Wohnungswesen in Berlin verantwortlich ist, hinzufügen:²³²) „ . . . Erst wenn das ‚Woherkommen‘ und das ‚Wohinsehen‘ übereinstimmen, erst dann haben wir tatsächlich eine Heimat.“ Hier wird dieser „strapazierte Begriff“ faßbar. In einer dialektischen Aussage, wie wir sie bei Ernst Bloch finden, kann Krier auch als Abschluß für uns erklären: „Bodenständigkeit ist unmittelbar sehr bald Stickluft, . . . doch mittelbar, stellvertretend nimmt sie, mit der Schwere ihres Flugs, am Besten teil, das es noch gibt, nämlich an wirklicher Heimat.“²³³) Der Prozeß von Zu- und Aneignung von Heimat ist damit scheinbar abgeschlossen, die Sache der Heimat scheint uns vertraut zu sein. Und doch ist dieser Prozeß eigentlich

nie abgeschlossen, wiederholt er sich ständig in uns²³⁴).

Literatur

¹²¹) Der französische Germanist elsässischer Abstammung Robert Minder z. B., aber auch andere tun das.

¹²²) Ich beziehe mich hier auf eine Aussage des tschechischen evangelischen Theologen Frantisek Dobias, der im Jahre 1968 einer Gruppe des Ev. Bundes aus der Bundesrepublik deutlich machte, daß das Tschechische als Sprache um 1860 im Begriff des Aussterbens sich befand und dies nur durch den Einsatz von tschechischen Patrioten, von Leuten demnach, die ihre Heimat liebten, verhindert werden konnte.

¹²³) Horst Bienek, a. a. O., S. 27 ff. (Wolfgang Frühwald, „Deutschland, bleiche Mutter. Die Auseinandersetzung um Wort und Begriff der Heimat Deutschland zwischen dem Nationalsozialismus und der Literatur des Exils“); Paul-Wilhelm Gennrich, Gott und die Völker, 1972, S. 14 ff.

¹²⁴) vgl. Anm. 42

¹²⁵) P. W. Gennrich, a. a. O., S. 78

¹²⁶) Theodor Devaranne, 1933, nach Gennrich a. a. O., S. 96 f.

¹²⁷) vgl. das Buch von P. W. Gennrich, dazu: H. Schwarz, Gottestum im Volkstum, 1929

¹²⁸) Gennrich, a. a. O., S. 97

¹²⁹) Herwart Vorländer, Heimat und Heimerziehung im Nationalsozialismus, in „Heimat oder Region“, 1984, S. 30 ff. nach Horst Bienek, a. a. O., S. 38 (vgl. Anm. 123)

¹³⁰) nach Robert Minder, a. a. O., S. 23 ff.

¹³¹) Diskussion um Erzbischof Conrad Gröber, Freiburg nach 1945, vgl. dazu u.a. auch Robert Minder, a. a. O., S. 23 ff., und Bruno Schwalbach, Erzbischof Gröber, 1986

¹³²) Ich hatte dazu Gelegenheit, dieses alles als Student in Heidelberg zu beobachten und zu verfolgen.

¹³³) Alain Peyrefitte, Le mal français, 1975, S. 18 f. („Le rebelle et le patriote“), hier alles sehr nüchtern behandelt, sonst in allen französischen Publikationen sehr emphatische Darstellungen.

¹³⁴) Es ist erstaunlich, wie auch Wissenschaftler, je nach Notwendigkeit, ihre Meinung ändern; ist das nur eine neue Erkenntnis?

¹³⁵) Nation in Politik für Nichtpolitiker, ein ABC zur aktuellen Diskussion, 1970, S. 10

¹³⁶) Badische Heimat, 84/2, S. 421, nach Manfred Bosch

¹³⁷) vgl. Anm. 107 und 108

¹³⁸) Horst Bienek, a. a. O., S. 134 ff. (Ota Filip, „Wo ist meine Heimat?“)

¹³⁹) 1978 herausgegeben, Horst Bienek, a. a. O., S. 53 f.

¹⁴⁰) „So zärtlich war Suleyken“, 1955

¹⁴¹) Deutschland, Deutschland . . . , a. a. O., S. 215

¹⁴²) Radius, 1981/I, Dorothee Sölle. S. 21 ff. („Fremd im eigenen Land“)

¹⁴³) Ich bin seit 1955 einige Dutzend Male in der DDR gewesen. Ich kenne einen großen Teil der DDR, stärker die ländlichen Gebiete: Ich habe Kontakte geknüpft zu allen Kreisen der Bevölkerung, aber nicht zu den Vertretern des Systems.

¹⁴⁴) Siehe den Begriff der „Nischengesellschaft“ von Günther Gaus, dem zeitweiligen Beauftragten der Bundesregierung in der DDR, den dieser gebraucht, um dieses Phänomen in der DDR zu beschreiben. Es ist auffallend, wie die „Landhäuschen“ („Datschen“ darf man nicht sagen) in der DDR im Zunehmen begriffen sind.

¹⁴⁵) Frucht dieses Erlebnisses ist die „Fahrt nach Wuhl“ von André Weckmann, 1977

¹⁴⁶) In dieser Sprache, a. a. O., S. 143 (Adrien Finck: „Die gegenwärtige deutschsprachige Literatur im Elsaß“), u. a.

¹⁴⁷) Albert Herrenknecht, Heimatsehnsucht. Eine verdrängte Kategorie linker Identität. TAZ, 16. 4. 1980

¹⁴⁸) Konrad Köstlin und Hermann Bausinger, Heimat und Identität, Probleme regionaler Kultur, 1980, S. 20 ff.

¹⁴⁹) Neue Regionalgeschichte, linke Heimattümelei oder kritische Gesellschaftsanalyse. Arbeitsgruppe des Projektes: Regionale Sozialgeschichte. Das Argument, 1981/126, S. 140 ff.

¹⁵⁰) Am stärksten wohl Jean Améry nach seinem Essay: „Wieviel Heimat braucht der Mensch?“, nach Walter Jens in Horst Bienek a. a. O., S. 20 f.

¹⁵¹) Erster Satz in „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Neudruck 1960

¹⁵²) in Horst Bienek, a. a. O., S. 31 (Wolfgang Frühwald)

¹⁵³) Martin Heidegger ist umstritten. Auf jeden Fall bekennen viele — auch Nichtdeutsche —, daß er ein großer Anreger ist auf vielerlei Gebieten. Über das, was Heimat ist, hat Heidegger viel nachgedacht und auch einiges dazu veröffentlicht, vor und nach 1945; zu ihm: Robert Minder, a. a. O., S. 210 ff., eine Auswahl seiner Schriften, so weit sie unser Thema betreffen: Hölderlin und das Wesen der Dichtung, 1936/1961; Festrede über Conradin Kreutzer, 1955; Hebel, der Hausfreund, 1957; Dank an die Meßkircher Heimat, 1959, Rede zum 200. Geburtstag von J. P. Hebel bei der Verleihung des staatlichen Hebelpreises, 1960; Unterwegs zur Sprache, 1959; Kommentar zu einem Hebelgedicht

„Sprache und Heimat“, Sammelband, hg. H. Leins, 1964; Hölderlinstudien, 1967.

¹⁵⁴) „Sprache und Heimat“, 1964, S. 124

¹⁵⁵) Badische Heimat, Heinrich Hauss, 84/2, S. 417 ff.: „Regionalismus, regionale Mentalität und die Veränderung des Heimatverständnisses“; Peter Knoch/Thomas Leeb, „Heimat oder Region?“, 1984

¹⁵⁶) Eugène Philipps, *Le défi alsacien*, 1982, S. 281 ff., dazu Würdigung des Verfassers in Beiheft Nr. 6/1986, „Westen“

¹⁵⁷) In „Le mal français“, von mir übersetzt.

¹⁵⁸) Heinrich Hauss, *Badische Heimat*, 84/2, S. 417

¹⁵⁹) ebd. S. 419

¹⁶⁰) Was ist mit Region gemeint? Ist es die Landschaft? Sind es die geographischen Gegebenheiten, die die Region ausmachen? Ist es die typische Sprache, der Dialekt? Ist es die Verwaltungs- oder der Regierungsbezirk? Ist es eine historische Provinz? Ist es ein industrielles Einzugsgebiet? Ist es eine eingrenzbar Gegend? Von welcher Größe? Wir sehen, da bleibt alles in der Schwebe.

¹⁶¹) ebd. S. 423

¹⁶²) Heimat und Nation (Klaus Weigelt, „Heimat — der Ort personaler Identitätsfindung und sozialpolitischer Orientierung“), S. 16 ff.

¹⁶³) *Der Fremde*, Roman, 1909; vgl. Charles Fichter, René Schickele et l'Alsace jusqu'en 1914, 1978; Adrien Finck, *Introduction à l'œuvre de René Schickele*, 1982; Adrien Finck und Maryse Staiber, *Elsässer, Europäer, Pazifist, Studien zu René Schickele*, 1984 (Besprechungen des Verfassers zu allen Werken im „Westen“)

¹⁶⁴) nach Adrien Finck, *Introduction René Schickele*, S. 25 ff.

¹⁶⁵) Hilde Domin, a. a. O., S. 12

¹⁶⁶) in Horst Bienek, a. a. O., S. 43 (Wolfgang Frühwald)

¹⁶⁷) Peter Härtling, *Über Heimat*, 1982, S. 20

¹⁶⁸) ebd. S. 5

¹⁶⁹) ebd. S. 10

¹⁷⁰) ebd. S. 16

¹⁷¹) ebd. S. 24

¹⁷²) ebd. S. 28

¹⁷³) ebd. S. 34

¹⁷⁴) z. B. „Hölderlin“, Roman, 1976; „Das Windrad“, Roman, 1983; „Die dreifache Maria“, eine Geschichte, 1983; „Die Väter“, Berichte und Geschichten, 1968

¹⁷⁵) Wir denken hier an René Schickele, Ernst Stadler, Otto Flake u. a., an die André Weckmann, Adrien Finck, Eugène Philipps, aber nicht nur diese, anknüpfen; Adrien Finck: *Nachrichten aus dem Elsaß*, 1977; *Neue Nachrichten aus dem Elsaß*, 1985; *Mundart und Protest*, 1978; *Nachrichten aus dem Alemannischen*, 1979, u. a.

¹⁷⁶) Handschrift, 1982, S. 80

¹⁷⁷) *Wie die Würfel fallen*, Roman, 1981; *Odile oder das magische Dreieck*, 1986; Adrien Finck, *Der Sprachlose*, 1986

¹⁷⁸) *In dieser Sprache*, a. a. O., S. 124

¹⁷⁹) *Heimat des Hauches*, a. a. O., S. 131 ff.

¹⁸⁰) ebd., dazu noch a. a. O., S. 127 ff.

¹⁸¹) ebd., S. 162

¹⁸²) *Radius*, 1981/I, S. 50

¹⁸³) „A la recherche du temps perdu“, erschienen ab 1913 ff.

¹⁸⁴) *Almanach 14*, *Heimat*, S. 162

¹⁸⁵) Verf. darf sich diese Aussage erlauben, weil er vielen dieser Dichter begegnet ist und den Dialog mit ihnen geführt hat.

¹⁸⁶) Horst Bienek, a. a. O., S. 138

¹⁸⁷) ebd., S. 104

¹⁸⁸) *Badische Heimat*, 1985/4, S. 718

¹⁸⁹) Alle Zitate nach Heinrich Hauss, *Badische Heimat*, 85/4, S. 715 ff., 84/4, S. 422

¹⁹⁰) a. a. O., S. 40

¹⁹¹) Ich weiß das aus einem persönlichen Bericht.

¹⁹²) *Badische Heimat*, 85/4, S. 717

¹⁹³) ebd., S. 718

¹⁹⁴) a. a. O., S. 60 f.

¹⁹⁵) Verf. erlaubt sich diese Aussage: als Student der Theologie nach 1945 suchte er in der Theologie und in der Kirche Antwort auf die Fragen nach Volk, Heimat, Vaterland, Volkstum, die ihn bedrängten, gerade weil er sah, wie diese Bereiche in Frankreich, auch in der dortigen Theologie, bearbeitet wurden; Gennrich, a. a. O., S. 184 (Anm. 5 dort)

¹⁹⁶) Joseph Mausbach (Gustav Ermecke), *Katholische Moraltheologie*, III, 1953, S. 35 und 149

¹⁹⁷) ebd., S. 1

¹⁹⁸) *Ethik III*, S. 110 ff.

¹⁹⁹) III/4, 1951, S. 320 ff.

²⁰⁰) Eine „Schweizer Stimme“, von mir erst 1946 zur Kenntnis genommen, 1938 teilweise als Brief an Prof. Hromadka, Prag, geschrieben, in dem Barth, eindeutig für die tschechoslowakische Sache Partei ergreift. Verf. konnte es auch nie verstehen, daß Barth die französische Ehrenlegion durch General de Gaulle vor dem Straßburger Münster in Empfang nahm

²⁰¹) *Evang. Soziallexikon*, 1963, Spalte 562

²⁰²) ebd., Spalte 561

²⁰³) *Evang. Theologie*, 1954/14, S. 109

²⁰⁴) *Kirchliche Dogmatik*, III/4, S. 329

²⁰⁵) Nicht nur Martin Heidegger konstatiert das; vgl. auch R. Minder, für diesen ist Heidegger gerade ein Zeuge dafür, wie die Hölderlininterpretation in eine ungute Richtung gewiesen worden ist.

²⁰⁶) Minder, a. a. O., S. 74

²⁰⁷) Horst Bienek, a. a. O., S. 19 (Walter Jens)

²⁰⁸) Wir beziehen uns auf einige Gedichte Hölder-

lins mit den Überschriften u. a. auf „Die Heimat“, „Rückkehr in die Heimat“, „Heimkunft“, „Die Wanderung“, „Ode an die Deutschen“, „Ihr sicher gebauten Alpen“, „Zornige Sehnsucht“, „Friedensfeier“, „Geist des Vaterlandes“, nach verschiedenen Anthologien.

²⁰⁹⁾ Wertvoll von Martin Walser: „Hölderlin auf dem Dachboden“ und „Hölderlin zu entsprechen“, in „Liebeserklärungen“, 1983, S. 35 ff. und 95 ff.

²¹⁰⁾ vgl. Anm. 153

²¹¹⁾ Peter Szondi, Hölderlin-Studien, 1967, nach Minder a. a. O., S. 369, Anm. 64, und Martin Walser a. a. O., S. 97 (Anm. 1)

²¹²⁾ vgl. Anm. 209

²¹³⁾ a. a. O., S. 78

²¹⁴⁾ Martin Walser a. a. O., S. 183, vgl. auch: Lothar Steiger, Dichterisch wohnt der Mensch. Hölderlins theologische Heimat und Fremde in „Was aber bleibt stiften die Dichter“, 1986

²¹⁵⁾ Radius, 81/I, S. 20

²¹⁶⁾ bei der Entgegennahme des Heibelpreises 1984, Allmemde, 86/13, S. 150

²¹⁷⁾ Heimat und Nation, a. a. O., S. 19

²¹⁸⁾ in Artikel „Nationalismus“, Spalte 1315, in Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Band, 1960

²¹⁹⁾ in Deutsches Pfarrerblatt, 1986/8, S. 369

²²⁰⁾ Ezzelino von Wedel, in Radius, 81/I, S. 50

²²¹⁾ Gedicht: „Beim Überfliegen der elsässischen Ebene“, „In dieser Sprache“, a. a. O., S. 31

²²²⁾ Allmemde 86/13, S. 118, aus Rede anl. der Verleihung des staatlichen Heibelpreises an Martin Hedegger, 1960

²²³⁾ Der Kraichgau ist mir zur zweiten Heimat geworden, er weist mich aber hin, gerade weil er ähnliche Strukturen wie das heimatliche Hanauerland hat, auf diese

²²⁴⁾ Deutsche Übersetzung des Romans von Jean Egen: „Les tilleuls de Lautenbach“, deutsch: „Die Linden von Lautenbach“, 1983, S. 65

²²⁵⁾ Revue Alsacienne de Littérature, 1986/14, S. 76 (Adrien Finck, „Le rire de Jean Egen“)

²²⁶⁾ in deutsches Pfarrerblatt, 1986/8, S. 369

²²⁷⁾ Klaus Rieth, Du wirst finden, wo du bleiben kannst, 1986, S. 32

²²⁸⁾ Odile oder das magische Dreieck, 1986, S. 282

²²⁹⁾ Elsaß, 1983, S. 6 aus René Schickele: „Was Heimat ist“, Werke in drei Bänden, 1959

²³⁰⁾ Aus Friedrich Bentmann, René Schickele, Leben und Werk in Dokumenten, 1974, S. 186 (erschienen in „Himmlische Landschaft“ von René Schickele, illustriert von Hans Heid, 1933)

²³¹⁾ Hilde Domin, a. a. O., S. 11

²³²⁾ In „Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff. Historisch - philosophisch - architektonisch“. Mit der Fotocollage „Heimat – Süße Heimat“, hg.

von Eduard Führ, 1985, S. 185; aus Leon Krier, Heimat und Wiederaufbau oder der Wiederaufbau der deutschen Stadt, in: Senator für Bau- und Wohnungswesen, Idee, Prozeß, Ergebnis. Die Reparatur und Rekonstruktion der Stadt, 1984. Es ist auffallend, wie sich die Gedanken Ernst Blochs in der Architektur und bei den Städteplanern ausgewirkt haben.

²³³⁾ ebd. S. 94, nach Ernst Bloch, Verfremdungen. Zum ganzen Buch: In dieser Publikation, deren Beiträge anlässlich eines Workshops von Architekten und Städteplanern an der Hochschule der Künste, Berlin, 1984, entstanden sind, und deren Intention auf ‚Wohnstätten des Seins‘, (S. 42, Maria Greverus, Direktorin des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Frankfurt/Main), zielt, die mir erst nach der Redaktion dieses Aufsatzes in die Hände kam, wird (S. 35 ff., Bernhard Waldenfels) von der Heimat gesprochen als von etwas, was „erworben und gestaltet und nicht bloß vorgefunden“ werden darf, worin nach dem Verf. zwei Gefahren bestehen: zum einen der „Regreß auf die beschränkte Welt des Heimatbodens“ und der „heimische Mikrokosmos als Ersatz für den verlorengegangenen Kosmos im Großen“, und zum anderen der „Prozeß . . . nach globalen Zielen“, wobei sich dann das „Hier verflüchtigt in ein Überall und Nirgends“ (S. 38), in dem „wir uns fremd fühlen“. Alle Versuche um „Interregionalität, Zwischenaufenthalte, Zwischenräume, Übergänge, Multilokalität und Polyzentrik“, mit denen man „Vertrautheit“ in der „Fremde“ schaffen möchte, können nicht befriedigen, so auch nicht die Definition dessen, was Heimat ist, nach Ina-Maria Greverus, wenn diese bekannt: „Heimat verstehe ich als den aktiven Prozeß des Sich-Beheimaten in einem Raum, der Sicherheit, als materielle und emotionale Verhaltenssicherheit, Aktivitätsentfaltung, Stimulation und Identität gewährt. Heimat ist somit kein einmaliger und unveränderlicher Raum, der sich durch Elternhaus, Lindenbäume, Muttersprache und Vaterlandslieder auszeichnet, sondern eine Chance menschlichen Werdens.“

Daß diese Aussage unserer Untersuchung nicht diametral widerspricht, braucht nicht besonders betont zu werden – wir glauben gezeigt zu haben, daß das Wort und der Begriff „Heimat“ mehr Dimensionen haben, als hier in diesem Zitat ausgedrückt ist.

Das sei auch noch gesagt: Heimat als Phänomen ist aber nicht etwas Beliebiges.

²³⁴⁾ vgl. Ritter, Alexander; Sprache als Metapher für Heimat in „Kolloquium: Sprache und Sprachpflege der deutschen Bevölkerungsgruppe im Ausland“, 1985, S. 223–244.

Joseph von Eichendorff
Zweihundertster Geburtstag
(10. März 1988)

DIE HEIMAT

An meinen Bruder

*Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höb'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief,
Am Abgrund grast das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe —
O stille, wecke nicht, es war als schliefe
Da drunten ein unnennbar Weh. —*

*Kennst du den Garten? — Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Fräulein auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit,
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Bäume und die Blumen sängen
Von der alten schönen Zeit.*

*Ihr Wipfel und ihr Brunnen, rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Flucht magst dringen:
Du findest nirgends Ruh!
Erreichen wird dich das geheime Singen, —
In dieses Sees wunderbaren Ringen
Gehn wir doch unter, ich und du! —*

Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg 1729 — 1787

Ein unbekanntes Bild des berühmten Mitgliedes
der fürstlichen Familie im Lörracher Museum am Burghof

Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach

Unter den Barockportraits, die bis jetzt nicht identifiziert sind, ist ein Herr mit dem Goldenen Vlies in der roten Ordensrobe von besonderem Interesse. Muß es sich doch um eine prominente Persönlichkeit handeln!

Der exklusive Ritterorden vom Goldenen Vlies, 1429 von Herzog Philipp dem Guten von Burgund gegründet, hatte ursprünglich nur 24 — weltliche — Mitglieder, später waren es 30. Seit Kaiser Maximilian, dem Erben des burgundischen Reiches, war der Orden des Goldenen Vlieses die höchste habsburgische Auszeichnung, neben dem nur regierende Fürsten noch einen anderen Orden tragen durften. Nach dem Aussterben der spanischen Habsburger wurde seit 1714 der Orden durch die spanischen Bourbonen gesondert verliehen.

Das goldverbrämte Gewand und die Zopfperücke des Porträtierten geben nur einen vagen Anhaltspunkt für die Datierung. Unter den Trägern des Goldenen Vlieses, die Joseph II. seit 1765 ernannt hat (Liste im Ausstellungskatalog: *La Toison d'Or, cinq siècles d'art et d'histoire*, 1962 Bruges), würde man schwerlich den Dargestellten herausfinden, wenn nicht ein Parapetto Hinweise auf

die Personen geben könnte: Eine fünfzeilige lateinische Inschrift in Antiqua-Lettern lobt den sympathischen Herrn. Er wird als *primus cives Bohemiae* bezeichnet, so daß es ohne Belang ist, daß die unterste Zeile, die jetzt im Rahmen steckt, bis zur Unleserlichkeit beschädigt ist. Es muß sich um den Oberst-Burggrafen in Prag handeln, dem als höchstem Beamten des Wiener Hofes dieser Titel zustand. Wenn man nun die Träger des Goldenen Vlieses mit den in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Prag residierenden Oberst-Burggrafen vergleicht und den Text auf dem Parapetto berücksichtigt, ist kaum zu bezweifeln, daß der Fürst zu Fürstenberg der Portraitierte ist, dem 1767 der Orden verliehen wurde.

Glücklicherweise befindet sich auf Schloß Heiligenberg ein anderes Portrait des Fürsten Karl Egon I., so daß die letzte Unsicherheit ausgeräumt werden kann aufgrund der identischen Gesichtszüge. Selbst die Eigenart, daß das Zopfhaar offen über den Rücken wallt, ist auf beiden Bildern die gleiche. Der Fürst hat als 53jähriger 1782 um seine Entlassung nachgesucht, also muß das Bild vorher entstanden sein.

Die Inschrift:

Parapetto-Inschrift am Bild des Fürsten Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg
im Lörracher Museum am Burghof

EX PRIMUM BOHEMIAE CIVEM FIDUCIA REGIS PROBITATE AMORE IN BONOS
ODIO IN MALOS URBANITATE IN SINGULOS PRUDENTIA AC SEDULITATE AD
RES GERENDAS LIBERALITATE IN EGENOS CLARUM LABENTIS
FULCRUM PATRIAE ET VIRUM OPTIMUM CUIUS NOMEN DUM LIVORE OBLINIT
SUO . . DA . . STU . . . A GRA PUBLICA SACRUM . . . RADET

Übersetzung den Zeilen entsprechend:

Durch das Vertrauen des Königs den ersten Bürger Böhmens (,der) durch Redlichkeit, durch Liebe gegenüber den Guten,
durch Haß gegen die Schlechten, durch feines Benehmen gegen die Einzelnen, durch Klugheit und Emsigkeit bei

Staatsgeschäften, durch Freigebigkeit gegen Bedürftige, die berühmte Stütze des schwankenden Vaterlandes, den besten Mann, dessen Name, während durch Neid beschmutzt

Das Bild gehört zur Sammlung Keller — lauter Portraits aus dem 17. und 18. Jahrhundert —, die 1930 von der Stadt Lörrach aus Privatbesitz erworben wurde. Angeblich gehört unser Bild zum Altbesitz der Familie Keller. Von dem Verkäufer Ernst Friedrich Keller wurde damals mitgeteilt, daß die Bilder teils aus dem Fürstlichen Stift Säckingen, teils aus dem Deutschordenshaus Beuggen, ein kleiner Teil aus der St. Blasianischen Propstei Bürgeln stammen, und daß ein Teil Altbesitz der Familie sei. Das sind meistens Züricher Portraits des 17. Jh., so daß die Familie in Zürich beheimatet gewesen sein muß. Im Gutachten, das beim Erwerb ge-

macht wurde, ist unser Bild so beschrieben: „Portrait eines geistlichen Würdenträgers aus österreichischem(?) Adelshaus, oberdeutscher Meister 1770er Jahre.“ Wenn die Angabe über die Herkunft des Bildes auf einem Irrtum beruhen würde, und es aus Säckingen oder Beuggen käme, fiel es leichter, die Verbindung vom ursprünglichen Besitzer, nämlich einem Angehörigen des hohen Adels zu dem Dargestellten zu finden.

Weiteren Nachforschungen bleibt vorbehalten herauszubekommen, ob es eine Verbindung der Schweizer Patrizierfamilie zum Hause Fürstenberg gibt.

Im Heft 2/1988 der „Badischen Heimat“ wurde die Arbeit von Dr. Annemarie Heimann-Schwarzweber „Karl-Egon I. Fürst zu Fürstenberg 1729—1787 — Ein unbekanntes Bild des berühmten Mitgliedes der fürstlichen Familie im Lörracher Museum am Berghof“ (S. 299—300) ohne das Bild des „Herrn mit dem Goldenen Vlies“ abgedruckt. Wir drucken deshalb den Aufsatz mit dem entsprechenden Bild nochmals ab.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Robert Albiez, Studienprofessor
Kapellenweg 65, 7500 Ettlingen 1

Dr. Michael Ertz, Dekan i. R.
Reuchlinstr. 14 b, 7518 Bretten

Heinrich Hauß, Oberstudiendirektor
Weißdornweg 31, 7500 Karlsruhe

Georg Keller, Bürgermeister
Rathaus, 7884 Rickenbach

Egon Kunz, Regierungsbaudirektor a. D.
Schwarzwaldverein e. V.
Rathausgasse 33, 7800 Freiburg

Dr. Franz Laubenberger, Stadtarchivdirektor
a. D.
Kirchenhölzle 2, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Leo Mühlfarth
Reinhold-Schneider-Str. 3, 7515 Ettlingen

Prof. Bertold Rudolf
Friedlanderstr. 3, 7500 Karlsruhe

Heinz Schumacher, Dipl. Ing.
Merzhauserstr. 64, 7800 Freiburg

Dr. Wolfgang Seidenspinner
Körnerstr. 37, 7500 Karlsruhe

Stefan Ph. Wolf
In den Sigrismatten 13,
7800 Freiburg

Ludwig Vögely, Schulamtsdirektor i. R.
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe (Ho)